

Aus alter und neuer Zeit

vom Dorfe Rohrsheim und der Domäne Westerbürg

im Kreise Halberstadt

aufgezeichnet

von

Hermann Clajus,

weil. Kantor und 1. Lehrer in Rohrsheim.



Osterwieck/Harz.

Buchdruckerei von H. W. Zickfeldt

1907.

UB Braunschweig 84

2261-399-6



Aus alter und neuer Zeit

vom Dorfe Rohrsheim und der Domäne Westerbürg

im Kreise Halberstadt

aufgezeichnet

von

Hermann Clajus,

weiland Kantor und I. Lehrer in Rohrsheim.



Osternied/Harz.

Buchdruckerei von A. W. Ziefeldt

1907.



Vorwort.

Veranlaßt uns schon der Schluß eines einzelnen Jahres zur ernstesten Rückschau auf dasfelbe, so lenkt eine Jahrhundertwende in noch höherm Grade unsere Blicke auf die Vergangenheit, und ist solches nach Ablauf des 19. Jahrhunderts um so mehr der Fall, als dasfelbe im Staats- und Gemeindeleben so einschneidende Veränderungen zeitigte, wie sie mannigfaltiger wohl kaum in einem früheren Jahrhundert beobachtet werden konnten. Vieles, was lange Zeit Gesetz, Sitte und Brauch war, ist jetzt gefallen und verschwunden, dagegen sind ehemals ungeahnte Verhältnisse an deren Stelle getreten. Ja, nach wenigen Jahrzehnten dürfte von manchen der vergangenen Zustände der einzelnen Gemeinden entweder wie ein Märchen erzählt werden, oder dieselben ganz aus der Erinnerung schwinden. Um letzterm vorzubeugen und unseren Nachgeborenen Gelegenheit zu geben, über frühere Ereignisse, Angelegenheiten und Personen der Dorfgemeinde Rohrsheim und der damit verbundenen Domäne Westerburg etliches zu erfahren, ist der Zweck dieser Aufzeichnungen.



1. Ortslage.

Das Dorf **Rohr s h e i m** mit der 2 Kilometer östlich davon gelegenen königlich preussischen Domäne **W e s t e r b u r g** gehören jetzt zum Landkreise Halberstadt. In alter Zeit gehörten sie zum Harzgau, dessen Grenzen im Süden der Gebirgskamm des Harzes zwischen Radau und Bode, im Westen die Oker, im Norden das Große Bruch und im Osten die Bode bildeten. Die Rohrshcim-Westerburger Feldmark lag daher an der Gaugrenze nach Norden zu, wo sich vom Großen Bruch ab (durch jetziges braunschweigisches Gebiet) dem Elbe zu der Darlingau hinzog.

Von den braunschweigischen Nachbarörtern Groß- und Klein-Winnigstedt, Gebensleben und Beierstedt waren Rohrshcim-Westerburg durch das lagunenartige Große Bruch fast vollständig geschieden, so daß eine ständige Verbindung nur mit den östlichen, südlichen und westlichen Nachbarörtern möglich war. Gegenwärtig sind dies: Klein- und Groß-Dedeleben, Bogelsdorf, Badersleben, Darbesheim, Deersheim und Heffen. Ehemals aber kamen hinzu die jetzigen Wüstungen Rätorf, Bahnenburg, Reindorf, Glüfingen, Klein- und Groß-Uplingen, sowie im N.-W. das etwas fragliche Arlebeffen.

An der Südseite Rohrshcim-Westerburg erhebt sich der an Quellen reiche Drieberg, welcher mit dem Kalksteinrücken des Huy in unmittelbarem Zusammenhange steht, während der nördliche Horizont durch den von Osten nach Westen ziehenden Wartberg, hinter welchem stellenweis der Elm herüberschaut, begrenzt wird. In einer Talebene gelegen, hat Rohrshcim reichlichen Vorrat an Wasser in seinem Untergrunde sowohl, als auch dem nie versiegenden Zufluß von Bächen, die ihre Quellen in den Kalksteinlagern des Driebergs haben, doch ist eine große Anzahl von Brunnen vorhanden, welche Wasser aus dem Alluvium erhalten und daher oft gesundheitschädliche Stoffe enthalten. Aus diesem Grunde schritt man im Jahre 1902 dazu, eine Wasserleitung vom Uplinger Brunnen her anzulegen. [Näheres darüber gibt § 25 an.]

2. Aus der Sagenzeit.

a. Die Brautlochsage.

Da, wo der Bräuklingsbach *) in das Rohrshcim-Gebiet tritt und die Feldmarken von Darbesheim, Deersheim, Heffen und Rohrshcim zu-

*) Anmerkung. Der von Darbesheim kommende **Brä u k l i n g s b a c h** hatte vor seiner Regulierung nach der Separation außerordentlich viele Krümmungen, weshalb er oberhalb Rohrshcims der „**K r u m m e B a c h**“ genannt wurde. Dagegen heißt er von Rohrshcim abwärts bis zu seiner Vereinigung mit der Aue der **M ü h l b a c h** (Mühlenbeef).

sammenstoßen, liegt ein schmaler, stellenweise sehr sumpfiger Wiesengrund, das Brautloch genannt. In diesem Grunde befinden sich auf dem feßlichen Anteile 2 brunnenartige Wasserlöcher von etwa 2 Meter Tiefe. Nach diesen, stets bis an den Rand mit Wasser gefüllten Vertiefungen, deren Grund aus ganz weichem Schlamm besteht, und welche von den Bewohnern der Umgegend die Brautlöcher (plattdeutsch: Brutlöcher) genannt werden, hat diese Stelle des kleinen, vom Bräutlingsbache durchflossenen Tales den Namen das Brautloch. Über die Entstehung dieser Wasserlöcher berichtet folgende Sage:

Vor sehr langen Jahren heiratete ein junger Bauer aus dem am Westabhange des Driebergs gelegenen Dorfe Groß-Uplingen eine junge Bäuerin aus Deersheim. Donnerstag nach Weihnachten fand die Hochzeit dieses reichen Paares statt. Ihrem Reichtum entsprechend ward auch die Hochzeit hergerichtet. Ein fetter Ochse, zwei Schweine, mehrere Kälber und Hammel, sowie eine Anzahl Hühner waren dazu geschlachtet, ferner mehr als 100 Kuchen gebacken und außerdem eine Menge anderer Speisen zugerichtet, um der Gf lust der zahlreichen Gäste zu genügen. Daneben sollten sich die Durstigen an dem Inhalte eines Fasses Brantwein und etlicher Tonnen Bieres in unbeschränkter Weise erlaben.

Nachdem die Trauung vollzogen war, überließen sich denn auch die Gäste in durchaus nicht schüchterner Weise den Tafelgenüssen umsomehr, als auch die lustigen Weisen der Osterwiecker Stadtpfeifer zu immer größerer Fröhlichkeit anregten.

Von Stunde zu Stunde wurde die Feststimmung lebhafter, bis dann das Gastmahl allmählich in wüßtes Gelage ausartete. Die ganze Nacht hindurch wurde gespielt, getanzt, gegessen und getrunken. So ging's fort bis zum Sonntag. Als da die Kirchenglocken zum Gottesdienste riefen, trat der Vater der Braut zu den Gästen und forderte sie auf, nach herkömmlicher Weise mit dem jungen Ehepaare zur Kirche zu gehen.

Lachend erwiderte man ihm: „Zur Kirche gehen wir heute noch nicht, heute ist noch Hochzeit!“ — „Wir bleiben hier,“ sagten etliche Uplinger, „und wenn wir deshalb zur Hölle fahren sollten. Es ist ja auch bloß Brauch, am Sonntage nach der Hochzeit das neue Ehepaar zur Kirche zu begleiten, und das besorgen wir in Uplingen.“

Darauf holten, wie solches auch schon am Freitag- und Sonnabendmorgen geschehen war, etliche junge Burschen ein Pferd aus dem Stalle und spannten es vor eine Art Schlitten, eine sogenannte Schleepe (Schleife), auf welche ein Bund Stroh gelegt wurde. Hiermit zog nun ein johlender Trupp nebst einigen Musikanten zu den Häusern, in denen man solche Gäste vermutete, die, um etwas der Ruhe zu pflegen, sich heimlich aus dem Hochzeitshause entfernt hatten. Wurde man eines solchen habhaft, so setzte man ihn ohne Gnade auf die Schleiße und führte ihn mit wildem Jubel nach dem Hochzeitshause zurück.

Diejenigen dagegen, welche die Sucher zeitig bemerkten, suchten durch die Hintertüren der Häuser über Hecken und Zäune zu entfliehen, wurden aber bis zum Hochzeitshause unter lautem Geschrei verfolgt. Weithin und bis in die Kirche hinein erschallte der tolle Lärm.

Solche ausgelassene Streiche wurden den ganzen Sonntagvormittag

hindurch fortgesetzt. Als dann zur Mittagszeit wieder alle Gäste versammelt waren, ging es von neuem ans Schmausen, bis endlich nach alter Sitte das „letzte Gericht“, der Sauerkohl aufgetragen und dadurch den Gästen ein Zeichen gegeben wurde, daß das Hochzeitsmahl hiermit beendet sei.

Herkömmlicherweise trug man den Sauerkohl in geborstenen oder sonstigen Schüsseln von geringem Werte auf, da die Gäste auf eine sonderbare Art und Weise ihre Anerkennung der reichlichen Bewirtung auszudrücken pflegten.

Diese Schüsseln wurden nämlich ohne weiteres nebst Inhalt zum Fenster hinausgeworfen oder den Gassern auf dem Hofe gegeben. So auch hier. Schüsseln und Sauerkohl flogen zum Fenster hinaus und somit hatte das Hochzeitsmahl sein Ende erreicht.*)

Hierbei war es spät nachmittags geworden, und die Dezembersonne neigte sich bereits, um hinter den Harzbergen zu verschwinden, als das Brautpaar und die Gäste aus Groß-Uplingen zur Heimfahrt sich rüsteten.

Raum hatte man Deersheim im Rücken, so brach die Dunkelheit schnell herein, und als man zur Uplinger Wiese kam, konnte man nichts mehr vom Wege sehen, umsoweniger, da auch eine dichte Nebelschicht auf der Sohle des Tales lag. Die Wagen lenkten links ab in die Wiese und fuhren darin fest. Immer tiefer stampften sich die Pferde in den weichen, moorigen Boden hinein, bis endlich sämtliche Wagen mit ihren Insassen, sowohl der Brautwagen, als auch die Wagen der begleitenden Gäste, in die Tiefe sanken. Am folgenden Tage fand man in der Wiese nur große, tiefe Löcher, bis zum Rande mit Wasser gefüllt; von den Brautleuten und ihren Gefährten aber ist nie wieder eine Spur zutage gekommen.

Nur nachts wollen hin und wieder Schäfer, die mit ihren Hürden in der Nähe standen, oder verspätete Wanderer aus der Tiefe eine klagende Musik vernommen haben.

b. Die Sage vom steinernen Brot.

Steigen wir an dem kleinen, unterhalb der Brautlöcher in den Bräutlingsbach mündenden „Uplinger Spring“, welches eigentlich „Uplinger Bach“ heißen müßte, hinauf zu seiner Quelle, dem Antikenspring. Davon erzählt man sich folgende Sage.

Ein junges Mädchen aus Rohrsheim, Namens Antike, ging einst nach Groß-Uplingen als Gebatterin zu einer Taufe. Als üblichen Beitrag zum Tauffschmause trug sie in einem neuen Tragkorbe ein kunstvoll verziertes, großes Stück Butter, eine sogenannte Butterwecke, sowie ein frischgebackenes, langes Brot von ebenfalls nicht geringem Umfang. Außerdem hatte sie unten im Korbe ein Paar nagelneue Schuhe, die sie erst zum Gange zur Kirche anziehen sollte.

Eitel, wie heute noch manches junge Mädchen, ging Antike an das unterhalb Groß-Uplingens entspringende Bächlein, um in dessen klarem Spiegel ihre Erscheinung zu prüfen. Sie setzte ihren Korb zur Erde und nahm aus demselben ihre neuen Schuhe, um sie bereits jetzt anzuziehen, damit

*) Anmerkung. Noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. wurden die großen Hochzeiten in unserer Gegend in ähnlicher Weise gefeiert.

sie den ihr etwa Begegnenden schon möglichst fein erscheinen möchte. Dabei legte sie das Brot auf den Rasen und setzte beim Zubinden der Spannbänder ihren Fuß darauf.

Als sie ihrem eitlem Sinn Genüge getan hatte, wollte sie das Brot wieder aufheben und in den Korb legen. Aber, o Schrecken! das Brot, welches sie mit den Füßen getreten, war zu einem schweren, braunen Steine geworden. Voller Entsetzen sprang Antike zur Seite, geriet dabei in die breite, als Brunnen dienende Quelle und versank darin auf immer.

Der Stein aber, welcher die Form des Brotes und das Mal ihres Fußes behielt, liegt heute noch da und wird das „steinerne Brot“ und jene Quelle das Antikenspring genannt.

Nach der Separation wurde die brunnenartig erweiterte Quelle teilweise verschüttet, und auch das „steinerne Brot“ versinkt immer mehr, so daß gegenwärtig nur noch seine Oberfläche aus dem Boden hervorschaut. Form und Fußmal sind jedoch zur Zeit noch erkennbar.

c. Die Sage von der Schlüsseljungfer.

Etwa 1 km vom Dorfe überschreitet man auf der von Rohrshcim nach Dardesheim führenden Chaussee ein kleines Bächlein, welches aus dem „Mülke-Springe“ kommt.

Dieser Name deutet darauf hin, daß wahrscheinlich daran einst eine kleine Mühle, ein „Mühlchen“, gelegen haben mag. Heute ist das Bächlein allerdings zu winzig, um eine Mühle zu treiben. Als aber der Drieberg noch bewaldet war, dürfte die Quelle reichlicher Wasser gespendet haben.

Westlich von der genannten Chaussee hatte die Westerburger Herrschaft einen großen, von dem Mülkebächlein mit Wasser gespeisten Fischteich, an dessen Ufern sich viele Fischkästen befanden. (Seit der Separation (1848) aber ist dieser Teich in Ackerland verwandelt. Nur der Name des Fisches, „der Dieck“, erinnert noch an denselben.)

Ringsum war der Teich von breitem Gebüsch umgeben, welches besonders im Herbst von den Rohrshcimern Knaben gern und oft aufgesucht wurde, um daselbst zum Fange von Rotkehlchen Sprengel aufzustellen. Bei der Tiefe des Teiches und seiner teilweise hohen, steilen Ufer war jedoch dieser Ort für Kinder nicht ohne Gefahr, und sollte mehrmals ein Knabe von dort nicht lebend heimgekehrt und im Teiche ertrunken sein. Deshalb gestatteten die Eltern ihren Kindern nur ungern nach dem „Dieck“ zu gehen und suchten sie durch öftere Erzählung folgender Geschichte davor zurückzuschrecken. Diese lautete:

Die große und starke Tochter des Burgwächters von Westenburg, Namens Lieschen, habe öfters anstelle ihres Vaters die Fische in den mit starken Schlössern versehenen Kästen am Dieck gefüttert. Sie trug dann in einem Korbe zerschnittene Fleischstückchen und anderes Futter für die Fische, während sie in der anderen Hand ein großes Schlüsselbund hatte. Nicht selten habe sie nun am Dieck angelnde Knaben getroffen und diesen, da sie ihr wiederholtes Verbot nicht beachteten, angekündigt, den nächsten Knaben, den sie ertappe, zu Stückchen zu schneiden und diese als Futter für die Karpfen in die Fischkästen zu streuen. Kurze Zeit nachher sei auch ein Knabe, der ins

Gebüsch gegangen, verschwunden, denn das „Fischer-Vieschen“ hätte ihn erhascht, geschlachtet, zerschnitten, und mit dem Fleische die Fische gefüttert. Das Fischer-Vieschen oder die Schlüsseljungfer aber wandte seitdem mit einem Schlüsselbunde in der Hand ruhelos am Diefte umher.

3. Wüstungen bei Rohrsheim und Westerburg.

Bei der Wahl des Platzes zu einer Ansiedlung hatte man besonders auf das Vorhandensein des für Menschen und Vieh nötigen Wassers Bedacht zu nehmen. Daher siedelten sich unsere Vorfahren gern an einer fließenden Quelle, einem natürlichen Brunn, an. Ebenso luden solche Stellen eines Wasserlaufs zur Ansiedlung ein, welche die Bedingungen für die Anlage und den Betrieb einer Mahlmühle darboten, um so mehr, als sich an solchen Stellen auch meist mit Leichtigkeit künstliche Brunnen graben ließen, die das nötige Trinkwasser lieferten. Letztere Plätze waren auch geeigneter zum Anwachsen größerer Ortschaften, während den an dem Ursprung der Flüsschen entstandenen Kolonien naturgemäß engere Grenzen gezogen waren.

Zwar reichte zuweilen auch hier das in Teichen angesammelte Wasser eines kleinen Bächleins für einen Mühlenbetrieb von geringem Umfange aus. Da aber mit der Lichtung der Wälder und dem sich ausdehnenden Anbau der selber die Ergiebigkeit der Quellen erfahrungsgemäß abnimmt, so verloren manche kleinere Ortsanlagen die diesbezüglichen Existenzbedingungen, und wurde es für die Bewohner wünschenswert, die bisherige Wohnstätte mit einer solchen zu vertauschen, welche nicht unter dem eingetretenen Wassermangel zu leiden hatte. Dabei dürfte aber nicht anzunehmen sein, daß in solchem Falle die sämtlichen Bewohner auf einmal ihre Gebäude abbrechen und anderswo aufbauten. Häufig wird es vorgekommen sein, daß etwa eine Feuersbrunst oder die Baufälligkeit der Gebäude den Besitzer zu einem Neubau zwangen, den er dann an einem günstigeren Orte ausführte. Daß bei der damaligen Stroh-, bezw. Schilf-Bedachung mißunter auch wohl gleich ganze Orter dem Feuer zum Opfer fielen, ist selbstverständlich. Auch wird es nicht selten gewesen sein, daß solche große Brände durch Kriegshorden verursacht worden sind. Dann waren die Bewohner geflohen und niemand da, der ein Weitergreifen des Feuers verhinderte. Wenn man aber die Zerstörung unserer eingegangenen Ortschaften, wie es oft geschieht, dem 30jährigen Kriege zuschreibt, so ist dies entschieden ein Irrtum. Dies geht klar aus den Visitationz-Protokollen des Bistums Halberstadt hervor, die 1564 und 1589 abgefaßt wurden und keine der heutigen Wüstungen unserer Gegend als damals vorhandenen Ort angeben.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Betrachtungen der Umgebung unserer beiden Ortschaften — Rohrsheim und Westerburg — zu!

Dasselbst finden wir zunächst, daß die aus den Kalklagern des Driebergs hervorprudelnden Quellen zur Ansiedlung umsomehr verlocken mußten, als neben einem frischen, klaren Trinke auch fruchtbarer Grund und Boden reichliche Speise für Menschen und Vieh hervorzubringen vermochte.

Leider läßt sich von den auf der hiesigen Feldmark ehemals gelegenen, jetzt aber eingegangenen Orten die Zeit ihrer Verwüstung nicht angeben. Auch im Lagerbuche von Rohrsheim, welches etwa 1727 entworfen wurde

und über die Vorgeschichte Rohrsheims und Westerburgs manche interessante Nachrichten enthält, findet sich über den Untergang der betreffenden Ortschaften nichts verzeichnet. Diese müssen also soweit früher eingegangen sein, daß man bei der Abfassung des Lagerbuchs schon nichts näheres mehr von jenen Orten kannte. Was der Verfasser der vorliegenden Aufzeichnungen über das Dasein der Rohrsheim-Westerburger Wüstungen aufgefunden hat, ist in folgenden Urkunden enthalten.

1. Urkundenbuch des Hochstifts Halberstadt und seiner Bischöfe, herausgegeben von Dr. G. Schmidt. Teil I Nr. 25.

Dies dürfte die älteste, bis jetzt bekannte Urkunde sein, in der die Namen unserer Ortschaften, nämlich Uplingi, Rareshem und Netthorp im Hardaga (Harzgau) in der Grafschaft Thietmars liegend, vorkommen. Sie ist datiert:

Magdeburg, 941 August 6. und handelt über die Schenkung eines Besitzes in diesen Orten seitens Königs Ottos an das Moritzkloster zu Magdeburg.

In einer gleichfalls unter obiger Nummer angeführten Urkunde vom 12. Februar 945 werden diese Orte Nebedorp, Roreshem und Uppelinga genannt.

2. Nach Nr. 2 des Urkundenbuchs der Collegiatstifter S. Bonifacis und S. Pauli zu Halberstadt, Seite 292 und 293 gab am 18. Oktober 1136 der Bischof Rudolf der Kirche S. Pauli zu Halberstadt einen Zehnten in „alta Uplinge“, d. i. Hohen-Uplingen.

Auch kehrt der Name „alta Uplinge“, in einer Urkunde vom 2. November 1136 wieder.

3. Urkunde Nr. 232 Teil I des H.-B. des Hochst. Halb. besagt, daß Günzel von Schwerin dem Kloster Hunsburg 7½ Hufen „in Hogen Upplinge“ verkaufte.

4. Ebendasselbst Nr. 249 heißt es bei der Bestätigung der Besitzungen des Klosters Hunsburg 1156 in Zeile 37: — — in Uppelinge prope Badesleve septem mansis *) — —

5. In Nr. 360 desselben H.-B. heißt es in der Bestätigungs-Urkunde für das Kloster Hunsburg vom Jahre 1195 Zeile 31 ff.:

„in Dedeleve unus mansus et III mansi in Uppelinge iuxta (nahebei) Badesleve area et pomarium, — — —, in Nygendorp iuxta Badesleve unus mansus — — —.

6. Nach Nr. 13, Seite 305 des H.-B. der Coll. S. Bonifac usw. verkauft der Abt Theodor zu Merseburg 1221 an den Propst Almarus zu Halberstadt wegen der großen Entfernung des Ortes 3½ Hufen in Upplingen gelegen für 32 marcs (Mark).**)

Dasselbst Nr. 14, Seite 305 bezeugt Bischof Eckhard von Merseburg 1221 diesen Verkauf.

*) = Hufen.

**) Anmerkung. Um bei dem Leser eine Verwechselung der früheren Gewichtseinheit und der jetzigen Münzeinheit Mark zu verhüten, möge hier folgendes bemerkt werden:

Das Gewicht von Geld und Silber wurde bis gegen das Jahr 1860 nach Mark berechnet, während bei anderen Stoffen nach Pfunden berechnet wurde. 2 Mark

7. Laut U.-B. d. Hochst. Halb. I, Seite 510 bestätigt der Cardinal Conrad unterm 8. September 1225 die Rechte und Besizungert des Johannisfloßers zu Halberstadt, und zwar heißt es Zeile 41: — — Upplinge II mansi — —.
- Ebendasselbst Band II, Seite 11 Nr. 674 wird angegeben, daß am 2. April 1238 das Stift die Vogtei über eine Hufe in Uplingen erhielt.
8. Dasselbst Teil II, Seite 610 Nr. 1725. Es werden 1302 dem Stift U. L. Frauen 2 Hufen in Nettorf übereignet.
9. Dasselbst Band II, Seite 610 und 611 Nr. 1726. Demselben Stifte werden 1302 vom Bischof Hermann 2 Hufen „in campo Nettorp“ übereignet.
10. Nach Nr. 378 d. U.-B. d. Stadt Halberstadt verkaufte am 21. Juni 1318 Erich von Gatersleben dem Domvikar Friedrich von Wedderstedt eine halbe Hufe in Klein-Uplingen.
11. In Nr. 508 d. U.-B. der Stadt Halberstadt werden u. a. die Dingstühle „to dem Dryberghe unde to Osterwich“ genannt, welche am 8. April 1358 die Grafen von Regenstein an den halb. Bischof Ludwig verkauften.
12. Nach Nr. 196 d. U.-B. der Coll. S. Bonif. pp. haben 1377 den 10. November Beteke von Uplingen und Heine Werwer, Bauern in Tardeshheim von einer Hufe auf dem Felde zu Klein-Uplingen, jeder die Hälfte, zu Lehen.
13. In Nr. 168, Seite 441 d. U.-B. des Bonifaciusstiftes pp. vom 24. März 1422 heißt es in Übersetzung: — — „in erster Linie alle Hufen und Flächen in den Feldern des Ortes Hogenuppelinge, in unserer Dörze gelegen — —“
14. Nach Nr. 252 desselben U.-B. beschreiben unterm 5. Juni (in sente Bonifaciusdage des h. bischopes und mertelers“) 1449 die Grafen Ulrich und Bernd von Regenstein dem Kapitel 6 Mark 32 Schill. jährlich aus den 16 Mark Schoß, die sie alljährlich vom Dorfe Rohrzhaim zur Burg Westerb- burg haben.

waren gleich 1 preuß. Pfunde, und da das Pfund in 32 Lot geteilt wurde, so hatte eine Mark Silber 16 Lot. (Die Mark Gold teilte man dagegen in 24 Karat.)

Bis 1860 waren in 14 Talern eine Mark reines Silber enthalten, und wurde dieser Gehalt auf den Münzen mit „14 eine feine Mark“ ausgedrückt. Im Vergleich mit unserm jetzigen Gewicht war eine frühere Mark = 234 Gramm, so- wie 1 Pfund = 468 Gramm.

Als gegen das Jahr 1860 ein Zollvereinsgewicht festgestellt wurde, suchte man das Pfund in ein bequemerer Verhältnis zum französischen Kilogramm zu bringen, indem man dasselbe auf 500 Gramm erhöhte. Statt in 32, teilte man von da ab das Pfund in 30 Lot. Auf den Talern aber las man von der Zeit an: „30 ein Pfund fein.“

Außer der feinen Mark rechnete man ehemals auch nach einer lötigen Mark. Die lötige oder lodeghe Mark bestand aus 15 Teilen Silber und 1 Teile Kupfer, so daß sie nur 219,375 Gramm reines Silber enthielt und einen Silbergehalt von 39,75 unserer heutigen Markstücke hatte, wogegen die feine Mark (puri argenti) dem Silbergehalte von 42 Mark gleichkam. —

15. Aus dem 15. Jahrhundert finden sich im Isenburger Urkundenbuche II, Seite 504 ff. zahlreiche Benennungen der einzelnen Teile der Rohrsheimer Feldmark, sowie die Namen vieler Ackerbesitzer. Mit der Verlegung der Feldwege bei der Separation verloren sich zwar manche der Feldmarksnamen, doch viele findet man noch heute. Eine Abschrift dieser Urkunde ist dem Abschnitt über „die Ländereien“ angeschlossen.
16. U.-B. d. Coll. Bonif. 2c. Nr. 473. — 1545, Jan. 17. Klaus Hadelberg in Rohrsheim verschreibt w. vor dem Offizialen Horn 7 Schilling jährlich auf h. Drei-Könige aus einer halben Hufe auf dem Uplinger Felde bei Rohrsheim, an der das Kapitel 4 Schill. Erbenzins hat, dem Vikar Dietrich Verbom für 6 fl. à 21 Schill. Notar Tilemann Sellenbogat; Zeugen der Meviker Marx Schutten und Johann Wischer.
17. Dasselbe U. B. besagt auf Seite 569 unter Nr. 526 — — b. Der Uplinger (Zehnten) gibt etwa 60—70 Schock.

Außer den vorstehend genannten Urkunden findet man inbezug auf unsere Orte noch verschiedenes in folgenden Sammlungen:

Cod. diplom Anhalt I Nr. 696; III Nr. 414. 450. — Magdeb. Regesten I, Nr. 647, 698. — Kunze, Kreis Oschersleben Seite 70. 78. 139. — Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, herausgegeben von Dr. Ed. Jacobs, besonders Jahrgang 24 (1901).

Nähere Betrachtung der einzelnen Wüstungen.

a. und b. Groß- und Klein-Uplingen.

Trotzdem noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts von diesen beiden Wüstungen erhebliche Mauerreste vorhanden waren, auch noch jetzt beide Ortsnamen und der Flurname „Uplinger Feld“ über ihr einstiges Vorhandensein keinen Zweifel lassen, so fehlen doch über die Geschichte so sehr die urkundlichen Nachrichten, daß man bei ihrer nähern Betrachtung fast nur auf Vermutungen und Schlußfolgerungen angewiesen ist. Unzweifelhaft ist es jedoch, daß die vorn angegebenen Urkunden auf die hiesigen Wüstungen sich beziehen, und nicht etwa auf das noch jetzt vorhandene Dorf Uplingen bei Warsleben im Kreise Neuhaldensleben. Dies geht deutlich aus der Zusammenstellung mit Raresheim (Rohrsheim) und Netthorp hervor. (Siehe Urkunde Nr. 1.)

Auch heißt es in der Urkunde (Nr. 13) vom 24. März 1422, daß Hogen-Uppelinge in unserer (nämlich der Halberstädter) Diözese gelegen sei. Unverkennbar soll durch diese nähere Bezeichnung eine Verwechselung mit dem Uplingen bei Warsleben verhütet werden.

Fraglich aber dürfte es sein, ob die in Nr. 4 und 5 befindlichen näheren Bestimmungen „prope Badesleve und iuxta Badesleve“ aus demselben Grunde gemacht worden sind, oder ob dadurch eins unserer beiden Uplingen als Gegensatz zu dem andern bezeichnet werden sollte; und zwar würde dies inbezug auf Klein-Uplingen geschehen sein, da dies Wadersleben näher lag, als Groß-Uplingen.

Vollständig unbekannt ist die Zeit der Gründung dieser Orter. Ebensovienig läßt sich bestimmen, durch wen sie gegründet wurden. Denn wenn auch die Endung „ingen“ bei vielen Orten im Süden des Harzes auf einen schwäbischen Ursprung zurückweist, so ist dies bei unseren Uplingen entschieden ausgeschlossen. Hier hat offenbar die Ortslage den Grund für den Namen gegeben, während die Namen der Orter schwäbischen Ursprungs mehr eine patronymische Bedeutung haben.

Das noch jetzt gebräuchliche plattdeutsche Wort „up“ ist die Wurzel unserer hochdeutschen Wörter auf, über und ober. Uplingen konnte daher nur ein Ort genannt werden, der über einem andern lag. Das trifft hier inbezug auf Rohrshem zu. Bei der Namengebung muß also schon auf das unterhalb gelegene Rohrshem Rücksicht genommen worden sein, woraus wieder hervorgeht, daß Rohrshem schon früher als Uplingen vorhanden war.

Da nun alle auf „ingen“ endigenden Ortsnamen auf einen sehr fernen Ursprung hinweisen, so muß auch die Entstehung unserer Orter einer weit hinter uns liegenden Zeit zugeschrieben werden. Beweist doch auch die Urkunde von 941, daß Rareshem, Uplingi und Nettorp bereits vor 1000 Jahren selbständige Orter waren.

Bedenkt man aber, daß in früheren Zeiten die gesundheitlichen und unsichern politischen Verhältnisse nur ein sehr langsames Anwachsen der Bevölkerungszahl zuließen, so ist gar nicht zu berechnen, wie weit der Ursprung unserer Orter über die tausend Jahre zurückliegt.

In den ältesten Urkunden steht nur von einem Uplingen geschrieben, ohne Unterscheidung von einem zweiten, dabeiliegenden. Man muß daher annehmen, daß zur Zeit der Abfassung jener Urkunden auch nur erst ein Ort des Namens Uplingen hier vorhanden gewesen ist.

Teilte sich nun einst der ursprüngliche Ort, oder fand eine seitliche Neugründung eines Gemeinwesens statt?

Ersteres dürfte die meisten Wahrscheinlichkeitsgründe für sich haben, indem wohl die einzelnen Besitzungen teilweise nur weitläufig beieinander lagen und sich vom Antilspring bis zum „Upling-Born“ und dem davon abfließenden Osterbache ausgedehnt haben könnten. Beide Wasserspender gaben aber die Veranlassung, daß sich an ihnen die Ansiedlungen häuften, wodurch innerhalb des Gesamtortes zwei Ansiedlungsgruppen entstanden. Da man ferner im Mittelalter sehr darnach strebte, ein Gotteshaus in nächster Nähe zu haben, so kann recht gut das religiöse Bedürfnis die Ursache zu einer Spaltung in zwei verschiedene Gemeinwesen geworden sein.

Im andern Falle müßte man annehmen, daß das über dem Thie gelegene Uplingen später als das am Dardesheimer Wege gelegene entstanden sei, und, da es ebenfalls oberhalb Rohrshems lag, auch Uplingen genannt wurde. Da alle Anfänge nur klein sind, so konnte dies neue Gemeinwesen anfangs auch nur kleiner, als der ältere Nachbarort sein, und entsprach diesem Umstände die Bezeichnung Klein-Uplingen.

Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß sich in späterer Zeit die Größenverhältnisse änderten, wie solches im vorigen Jahrhundert bei unserm Nachbarorte Dedeleben der Fall war. Mit solcher Größenveränderung stimmte die Namensunterscheidung groß und klein nicht mehr überein, und man

schrieb vielfach statt Klein-Dedeleben — Norddedeleben. Allgemein wurde diese Namensänderung jedoch nicht, umsoweniger, als die Groß - Dedelebener ihren Ort nicht Süd-Dedeleben nennen wollten, sondern den Namen Groß-Dedeleben beibehielten.

Vielleicht fand einst bei Uplingen ein ähnlicher Vorgang statt, indem die Bevölkerung in dem günstiger gelegenen Klein-Uplingen so anwuchs, daß auch hier eine Namensunterscheidung nach der Größe hinfällig wurde, und man es den Verhältnissen angemessen fand, wenigstens einen dieser Orte anders, und zwar seiner Lage nach, näher zu bezeichnen. Groß-Uplingen, der westliche Ort lag höher, als das östlich davon gelegene Klein-Uplingen. Hätte man wollen den Namen Klein-Uplingen der Lage gemäß etwa in Nieder- oder Unter-Uplingen umwandeln, so hätte dieser Name einen innern Widerspruch enthalten. Dagegen ließ sich nichts gegen die Zusammenstellung von Uplingen mit „alta“ oder hoch sagen. Und so sehen wir denn 1136 (Nr. 2) den Namen *alta Uplinge* und 1422 *Hogenuppe* linge.

Wenn diese beiden Namensformen auch in der Bedeutung gleich sind, so deutet doch die ungleiche Sprachform darauf hin, daß die Namenänderung nicht allgemeine Geltung erlangt, und man die früheren Benennungen meist festgehalten hat, so daß die Wüstungen noch jetzt die Namen Groß- und Klein-Uplingen führen.

Groß-Uplingen lag etwa in der Mitte zwischen Rohrsheim und Dardesheim. Ein am Wege aufgerichteter breiter Stein bezeichnet die ehemalige Dorflage. Dieser Stein, der an zwei Seiten ein kunstlos eingehauenes Kreuz zeigt, wurde im Jahre 1878 in dem daranliegenden Ackerstücke beim Pflügen gefunden und hier aufgerichtet. Schon infolge der Separation wurden die verschieden hohen Schutthäufen geebnet und viele Mauerreste entfernt, doch noch in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts stieß man bei tieferm Pflügen auf Grundgemäuer ehemaliger Gebäude. Jetzt aber sind Spuren eines einstigen Wohnortes wenigstens an der Oberfläche nicht mehr zu bemerken. Der Umfang von Groß-Uplingen läßt sich daher jetzt nicht mehr erkennen. Angenommen aber wird, daß sich das Antikenspring unmittelbar an seinem nordwestlichen Ende befunden habe.

Klein-Uplingen lag östlich von Groß-Uplingen, südlich von der Ziegelei, welche 1872 auf der mittelalterlichen, Thie genannten Gerichtsstätte erbaut wurde.

In der Urkunde vom 10. November 1377 wird eine Hufe auf dem Felde zu Klein-Uplingen bezeichnet, deren eine Hälfte *Betefe von Uplingen*, die andere Hälfte *Heine Werer*, Bauern in Dardesheim zu Lehen haben. Ein adeliger Name wird *Betefe von Uplingen* schwerlich gewesen sein. Vielmehr ist anzunehmen, daß damit nur ein Mann namens *Betefe* (möglichenfalls die frühere Form des hier erst kürzlich ausgestorbenen Familiennamens *Betge*) bezeichnet wird, der von Uplingen nach Dardesheim gezogen war. Diese Annahme entspricht dem Umstande, daß vor der Separation die Ackerpläne im Uplinger Felde teils nach Dardesheim, teils nach Rohrsheim gehörten. *Betefe* dürfte daher nach dem Eingehen Uplingens Dardesheim zu seinem Wohnsitz gewählt haben.

Das genannte Schriftstück stammt aus dem Jahre 1377, also aus der Zeit des Bischofs Albrecht III., unter dessen Regierung das Land von räuberischen Horden furchterlich ruiniert wurde. (Vergleiche meine Kurze Geschichte des Bistums usw., Seite 57 ff.)

So viel ist als wahrscheinlich anzunehmen, daß über das Jahr 1377 hinaus das Dorf Klein-Uplingen nicht mehr bestanden hat.

Bis zum Jahre 1848, in dem die Separation beendet wurde, lag die wüste Dorfstelle als Gemeindeweide und bestand aus einer Menge von Erhöhungen und Vertiefungen, die mit Dornen und Disteln bewachsen waren. Als dieses „Unland“ dann in Privatbesitz kam, wurde es geebnet und urbar gemacht, wobei es sich ergab, daß die Hügel aus dem Schutte zerstörter Gebäude bestanden. Unter einem der größeren Schutthäufen fand man zwei große, wohlerhaltene Schlüssel, von denen man annimmt, daß sie zu Turm und Kirche gehört haben. Dieselben befinden sich jetzt in Verwahrung der Familie Sauer im Hofe Nr. 23 zu Rohrsheim.

Bei dem erwähnten großen Schutthaufen befanden sich zahlreiche Gräber mit Menschenköpfen und anderen Knochenresten, welche darauf hinwiesen, daß sich an dieser Stelle Kirche und Begräbnisplatz befunden haben mögen; denn ehemals dienten bekanntlich alle Kirchhöfe zu Begräbnisstätten.

Zu diesem Schutthaufen führte eine Strecke weit ein regelmäßig gepflasterter Weg, der gänzlich mit Erde bedeckt und bis zur Rigolung dieser Ackerfläche verborgen gewesen war.

Durch gründliche Bearbeitung des Ackers sind nun innerhalb des dritten Viertels des 19. Jahrhunderts alle Ansiedlungs-Überreste vollständig verschwunden, und gehört jetzt diese alte Dorfstelle zu den fruchtbarsten Äckern der Rohrsheimer Feldmark.

Nur der mit behauenen Steinen überwölbte „Uplingborn“ erinnert an ein ehemals hier befindliches Dorf. Möglichensfalls ist aber auch dieser kein Rest des Dorfes sondern erst nach dessen Untergang zu dem Zwecke hergerichtet, die Quelle des Osterbaches vor Verschüttung zu bewahren, da dieser den am Drieberge weidenden Viehherden eine ausgezeichnete Tränke bot. Jetzt wird von dieser Quelle die Wasserleitung gespeist. (Siehe § 25.)

Hierbei sei bemerkt, daß sich am Westabhange des Wartberges ein ähnlicher Brunnen befindet. Um das im Bruche weidende Vieh dort nötigenfalls mit frischem, klarem Quellwasser tränken zu können, wurde vor dem sogenannten Hamspringe eine ausgemauerte Tränke angelegt und diese reichlich fließende Quelle ein paar Meter weit überwölbt. Die daran befindliche Steininschrift lautet:

I. LÜDER.

I. KARSTEN.

H. SCHAPER.

A. 1748.

(Vergl. unten: g. Arlevessen.)

Wie schon angegeben, liegt in der Talebene unterhalb Klein-Uplingens der Thie. Hier war also einst eine Stätte, wo man dem Übeltäter sein

Vergehen vorhielt, entgegen hielt oder ihn desselben zieh. Steinhof gibt in seiner Schrift „Der Regenstern“, Seite 7, unter den gräßlich reinsteinschen Gerichtsstätten auch eine auf dem Drieberge bei Dardesheim an. Unterhalb Dardesheim findet sich nun zwar auch der Flurname Thie, aber die Bezeichnung „auf dem Drieberge“ trifft dort nicht zu, wohl aber bei der Wüstung Klein-Uplingen. *)

c. Die Wüstung Nettörp.

Dieselbe liegt am Großen Bruche, und zwar an der Dedelebener Grenze, so daß sowohl Rohrsheim wie Dedeleben Anteil an dem „Nettorfer Felde“ haben. Außer in den vorn aufgeführten Urkunden findet sich der Name dieses untergegangenen Ortes neben den Namen Rohrsheim, Uplingen, Sömmerring, Dedeleben und Dingelstedt im Lehnrechte Bischof Albrechts I. von Halberstadt vom Jahre 1311, woselbst diese Orte als halberstädtische Lehen aufgeführt werden. (Vergl. Niemeyer Seite 5.)

Der Name dürfte unschwer aus der niedrigen Lage des Ortes und seines Feldes zu erklären sein, und es wird jedenfalls ein „nates“, d. i. nasses Dorf gewesen sein.

Nach einer leider nur mündlichen Mitteilung, die der verstorbene Pastor Cherubim dem Verfasser auf Grund einer von jenem gelesenen Chronik machte, soll Heinrich IV. „auf einer großen Wiese bei Rohrsheim und Nättidorp“ die aufständischen Bauern geschlagen haben. Da die Wüstung Nettörp dicht am Großen Bruche liegt, so ist anzunehmen, daß mit der großen Wiese das Große Bruch gemeint ist, wenigstens ein nicht unter Wasser stehender Teil desselben. Denn daß das Große Bruch bis zu seiner in der Reformationszeit ausgeführten Entwässerung nicht ein vollständiger See, vielmehr eine teilweise mit Pflanzen bewachsene Lagune gewesen ist, ist schon wegen der darin befindenden alten Torfbildung anzunehmen. Noch mehr aber geht es daraus hervor, daß seine wichtigsten Zuflüsse mit dem Namen Mue bezeichnet werden, nämlich die von Hessen kommende, die in Hup-Reinstedt entspringende und die Solt-Mue. Diese waren also als Nebenteile einer im Sommer grünenden Lagune betrachtet worden.

Beim tiefen Pflügen findet man auf den betreffenden Ackern noch jetzt zuweilen mancherlei Baurreste, auch beim Drainieren Menschenknochen, weshalb man eine Stelle als den Kirchhof bezeichnet. Doch auch hier sind nummehr seit der Separation die Spuren ehemaliger Ansiedlung mehr und mehr verschwunden.

*) Anmerkung. Bezüglich einiger alter Bezeichnungen sei hier ferner noch bemerkt, daß bis in die neuere Zeit für das Wort entgegen in Rohrsheim stets entien gesagt wurde. — Statt: „Er begegnete mir“ sagte man: „Bei hat med' emött.“ Hochdeutsch würde dies heißen: „Er hat mich gemessen.“ — Mit dem seit kurzem nicht mehr gebrauchten Worte „Fratel“, dessen ursprüngliche Form vielleicht „Friedel“ war, bezeichnete man die Begrenzung oder Einfriedigung der einzelnen, der Herrschaft, dem Gesinde oder den Tagelöhnern gehörenden Parzellen des Flachsackers durch kleine Büsche gemischter Kornarten, die jeder der Betreffenden beim Lein säen sich machte. Der Gebrauch dieses Wortes verschwand zugleich mit dem Flachsbaum, wogegen das Wort liker in der Bedeutung von dennoch, trotzdem oder ohnehin sich noch bis heute erhalten hat.

d. Bahnenburg.

Von einem eigentlichen Orte Bahnenburg, der zwischen Westerbürg, Bogelsdorf und Debeleben gelegen haben soll, weiß man nicht die genaue Stelle anzugeben.

Der Oberlehrer Reischel in Miehersleben glaubt, „daß Bahnenndorf kein Dorf war, sondern eine aus Bau-Nygendorf (Bauneindorf) entstandene Wortverkrüppelung war“. Nach der von Reischel bearbeiteten historischen Karte, welche dem 23. Hefte der Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen (Halle, bei Hendel 1902) beigegeben ist, lag allerdings dicht bei Westerbürg an der Ostseite der ehemalige Ort Meindorf, von dem dies ein Außen-Bau gewesen sein könnte. Des Verfassers Ansicht ist die, welche auch in dem eben genannten Hefte angenommen wird, daß Bahnenburg mit den jetzt „die Schanzen, auch Bannerburg“ genannten Wällen identisch ist und, wie im § 4 bei der Betrachtung der Ortsnamen unter c. näher ausgeführt werden wird, der Name einer vorgeschichtlichen Burganlage war. Nähere urkundliche Nachrichten hat der Verfasser nicht aufgefunden.

Diese „Schanzen“ liegen etwa 500 m östlich von Westerbürg und bilden eine viereckige Plattform, um welche mit den Seiten parallel ringsum ein doppelter Wall mit Gräben sich befindet. An der Oberfläche bemerkt man keine Steine, beim Ausgraben von Fuchsen und beim Bepflanzen stieß man aber fast überall auf altes Mauerwerk oder Steinschutt. Bis zum Jahre 1858 war dieses etwa 4 ha große Terrain kahl, seitdem ist es be WALDET.

Wenngleich die Westerbürg 1640 von den Schweden unter dem Obristen Karl Ruth belagert und eingenommen wurde, ist doch jedenfalls die vollständige Annahme irrig, daß die Anlage dieser Schanzen von den Schweden herrühre und der Name Bannerburg von dem Namen des Generals Baner abzuleiten sei. Unmöglich ist es freilich nicht, daß die Schweden die vorgefundenen Burgreste zu ihren Belagerungsmitteln benutzt haben. Daß aber das erwähnte Mauerwerk mehr einem Steinschutt gleicht, ist leicht erklärlich, denn es dürfte hier, wie bei vielen anderen Ruinen, der Fall gewesen sein, daß man die größern Steine bei anderen Bauten verwendete.

e. Glüsing en.

Auch über dieses, südlich von Westerbürg gelegene untergegangene Dorf fehlen genaue Urkunden. Die talartige Vertiefung, in der die heutige Abdeckerei liegt, und welche noch jetzt „Glüsing“ genannt wird, war jedenfalls die einstige Dorfstelle. Denn hier bot ein Bächlein, bez. botten Brunnen, den Wirtschaften das nötige Wasser dar.

Zwar wird im Visitations-Protokoll von 1564 angegeben, daß die Pfarre zu Badersleben 2 Hufen zu Glüsing en habe. Daraus darf man aber nicht schließen, daß dieser Ort selbst damals noch bestanden habe, denn es wird dort zugleich gesagt, daß die Baderslebener Pfarre eine Hufe zu Wodenstedt habe, dem 1589 hinzugefügt wird, daß Wodenstedt eine wüste Dorfstelle bei Badersleben sei.

(Siehe Nebe, Seite 149 u. 150.)

Ist es nicht nachweisbar, wann diese Orte untergegangen sind, so ist noch weniger die Ursache anzugeben, die die Aufgabe dieser Wohnsitze veranlaßt hat, so daß man sich inbezug darauf nur auf Vermutungen beschränken kann. Vielleicht war ein bereits vorn erwähnter Wassermangel gerade bei den beiden letzten Wüstungen der Grund, nötig werdende Neubauten daselbst nicht wieder vorzunehmen. Dazu könnte auch der Grund getreten sein, daß die Ansiedlungen durch die Nähe der Burg, bez. der beiden Burgen bei Zehden der Zerstörung durch Feinde zu sehr ausgesetzt waren.

Die Acker dieser Wüstungen fielen jedenfalls an diejenigen Ortschaften der Nachbarschaft, in denen sich die Auswanderer wieder anbauteen. Die Glüsinger Acker, welche heute noch die Bezeichnung „Wüstung Glüsingen“ führen, fielen meistens nach Vogelsdorf, der übrige Teil nach Badersleben.

Auch die jetzt in der „Glüsig“ befindliche Abdeckerei gehörte bis etwa 1860 zu Vogelsdorf, ebenso bis zur Separation „die Schanzen“.

Um seine Kinder bequemer zur Schule schicken zu können, schloß sich aber der damalige Abdeckereibesitzer Brunko an Westerbürg an, als daselbst 1859 eine ordnungsmäßige Schule eingerichtet wurde. Eine vollständige und formelle Einverleibung scheint übrigens bis jetzt noch nicht stattgefunden zu haben.

Da der etwas zweifelhafte Ort Bahnenbürg wahrscheinlich in noch früherer Zeit eingegangen ist, als Glüsingen, so fehlt bis jetzt jeder Anhalt für den Verbleib und den Umfang der betreffenden Ländereien. Vielleicht sind dieselben teilweise jetzt im Besitz der Westerbürger Hausbesitzer und der größere Teil nach Vogelsdorf und Dedeleben gefallen. Wenn das Götensfeld auch dazu gehört hat, was sehr wahrscheinlich ist, so haben auch Rohrsheimer Anteil an den (östlich vom Westerbürger Acker gelegenen) Bahnenbürgen Feldgrundstücken, denn wie ließe es sich sonst erklären, daß ein von der Rohrsheimer Feldmark durch Westerbürg ganz getrennter Ackerkomplex zu Rohrsheim gehört.

Ebenso, wie sich Dardeshheim und Rohrsheim in den Uplinger Ackern teilten, so steht ebenfalls mit Bestimmtheit fest, daß, wie auch die Flurbezeichnung auf beiden Seiten der Grenze zeigt, die Nettorpschen Grundstücke teils nach Rohrsheim, teils nach Dedeleben gefallen sind.

f. Neindorf, Nigendorp.

Ein Ort dieses Namens soll zwischen Westerbürg und Vogelsdorf gelegen haben, und zwar dicht bei der erwähnten Bürg und dem Orte Bahnenbürg. Näheres darüber ist dem Verfasser nicht bekannt geworden, als daß 1195 laut Urkundenbuch des Hochstifts Halberstadt I, in Nr. 360 „Nygendorp iuxta Badesleve“ genannt wird.

g. Arlevessen.

Nach der Ansicht des Oberlehrers Dr. Reischel in Wscherleben, dem Herausgeber der dem XXII. Bande „der Baudenkmäler in der Provinz Sachsen“ beiliegenden historischen Karte, soll am Westende des Kleinen Bruches ein Ort mit Namen Arlevessen gelegen haben, doch weiß man jetzt weder in Hesse, noch in Rohrsheim davon etwas Näheres.

Unwahrscheinlich ist es nicht, daß der fragliche Ort in der Ganne gelegen hätte, und daß das bereits beschriebene Gannspring einst in früherer Zeit einem Orte das Trinkwasser geliefert hätte, und dieser schöne Quell 1748 nur mit einer neuen Fassung versehen wurde. — Sollte dieser Name vielleicht aus Axl (Erl?) und Gvessen zusammenge setzt sein? Erlen finden sich hier reichlich am nahen Bache, und ein Gvessen gibt es noch im Braunschweigischen.

h. Sömmeringen.

Die Wüstung Sömmeringen liegt zwar nicht auf der eigentlichen Rohrshcim-Westerburger Feldmark, sondern nordnordwestlich von Papstorf am Großen Bruche. Da aber im Lehnbuche Bischof Alberts I. von Halberstadt aus dem Jahre 1311 Sömmering als Zubehör von Westerbura genannt wird und Westerbura noch jetzt in jener Gegend die „Steintorenwiese“ besitzt, so findet jene Wüstung hier diese Erwähnung.

Zwar findet sich in einem Verzeichnisse*), welches der Graf Ulrich X. von Regenstein im Jahre 1520 der Halberstädtischen Lehnkanzlei des Kardinals Albrecht überreichte, unter andern Dörfern auch noch „Groß- und Klein-Uplingen, Rettorf und Sömmeringen verzeichnet, doch läßt sich daraus schwerlich schließen, daß zu jener Zeit daselbst noch wirkliche Dörfer und Gemeinden bestanden hätten. Sehr möglich könnte es sein, daß damals von den ehemaligen Dörfern noch einzelne Anwesen als übrig gebliebene Reste vorhanden gewesen wären, wie es noch bis in die letzte Hälfte des 19. Jahrhunderts mit dem in dem genannten Schriftstücke auch mit aufgeführten Wodenstedt der Fall war. Die „Wodenstedter Mühle“ ist noch jetzt vorhanden, während der dortige „Krug“ ums Jahr 1860 abgebrochen wurde. In gleicher Weise können von unseren Wüstungen noch einzelne Gehöfte bestanden haben, nachdem schon längere Zeit eine eigentliche Gemeinde daselbst nicht mehr vorhanden war.

i. Eine Warte.

Schon der Name Wartberg deutet auf eine dortige, dermalige Warte hin. Diese Warte stand auf dem höchsten Punkte des Wartbergs, da, wo jetzt der „feste Punkt“ der trigonometrischen Landvermessung sich befindet. Der Abbruch der Warte ist nicht bekannt. Als vorhanden wird sie 1467 und 1498 bei der Bezeichnung von Aekern genannt. (Siehe Abschnitt: „Die Ländereien.)

4. Orts- und Straßennamen.

a. Rohrshcim.

Es liegt sehr nahe, den Namen Rohrshcim von „Rohr“ abzuleiten, denn ob schon im Plattdeutschen die Form „Rorzen“ gebräuchlich ist, so ändert dies nichts an der Bedeutung eines „Heim im Rohre“. War es doch ehedem hier allgemein, die Dächer mit Schilfrohr zu decken. Auch fand sich solches in unmittelbarer Nähe des Ortes, denn das Dorf war bis zur Aus führung der Separation im Jahre 1848 fast ganz von Sümpfen und Ängern umgeben, die für das Schilfrohr geeigneten Boden darboten, bis sich dieses durch Trockenlegung und Urbarmachung änderte. Noch bis

*) Siehe Harzeitschrift Jahrgang 1901.

1860 und darüber hinaus schloß in verschiedenen Aekern, z. B. hinter H. Ohl-
hofs Garten (153), die vorher unbebaut waren, immer noch Rohr auf. Man
wird daher mit der Ableitung des Namens Rohrsheim von Rohr schwerlich
fehl gehen.

Schreib- und Sprechformen haben sich, wie überall, so auch hier in
den verschiedenen Zeiten geändert, wie die folgenden Auszüge aus Urkunden
zeigen.

In Teil I. Nr. 25 des Urkundenbuches des Hochstifts Halberstadt,
d. d. Magdeburg 941, Aug. 6. steht Rareshem geschrieben.

Nach Urkunde 6 des Jfsenb. U. B. d. d. Quedlinburg den 5. Mai
1086 begabte Bischof Burchard II. das Kloster Jfsenburg mit dem
Zehnten in Roresheyn. Dagegen wird schon in Urkunde 16 d. a.
Bifa d. 2. Januar 1136 (3?) Roresheim geschrieben.

1148 den 23. März wird in einer vom Papste Eugen II. dem
Kloster Jfsenburg erteilten Bestätigung ebenfalls Roresheim ge-
schrieben.

In der Jfs. Urf. Nr. 38 vom 21. März 1194 wird Rorsheim,
und zwar bei der Aufzählung folgender Orter: Lochenheim, Südschoven,
Berzsele, Rorsheim, Evisheim (Evesen), Ingeleibe, Drobefe, Al-
denrod, Dortwardigerod, Danninstede, Boldscherleben.

Bedeutend geändert findet sich der Name in der Jfs. Urf. Nr. 210,
d. d. Brunswie den 27. März 1316, woselbst die Form Rorsum
gebraucht wird.

In der Jfs. Urf. Nr. 395 vom 10. November 1484 steht
Rorszem und in der Urkunde 445 vom 10. Januar 1498 schrieb
man Rorszenn und Rorszein.

(In dieser Urkunde verpflichtete sich Pollen Bertram jährlich zu
Lichtmessen 1 rh. Gulden von „ihnen huse unde home to Rorszein
tunijchen Suder Loberches huse uppe eyner unde Cristoffer von Er-
furde uppe der andern syden gelegen“ dem Kloster Jfsenburg zu zahlen.)

Die Urf. Nr. 375 vom 13. Juli 1527 weist die Form Rorsym
auf.

In einer Quittung aus dem Jahre 1542, sowie in einer solchen
vom Jahre 1544 steht Rorssem geschrieben. Dagegen wird es nur
ein Schreibfehler sein, wenn über denselben Zehnt in einer Quittung
vom Jahre 1539 Rosem geschrieben steht. (Jfs. U.-B. II. S. 196.)

Urkunde 697 d. d. Jfsenburg d. 11. Februar 1563 enthält die
Form Rohrshem und die Urkunde 699 vom 6. Mai 1563 —
Rorschem.

Das Dorf Rohrsheim wurde früher in 4 Teile, sog. Nachbarschaften
geteilt, die bis zur Separation bei der jährlichen Verteilung der Wiesen und
noch jetzt bei der Teilung der Waldberechtigung auf dem Fallstein je eine
Einheit bildeten, bez. bilden, von denen in regelmäßigem Wechsel eine
nach der andern die Reihenfolge anhub.

Es sind folgende Nachbarschaften:

1. das Mitteldorf,
2. die Östernstraße,
3. das Westendorf und
4. die Liebe.

Die drei ersten Namen erklären sich allein, bei der Liebe aber könnte man, wenn dieser Name überhaupt von dem Worte „*lieben*“ abgeleitet werden darf, entweder annehmen, daß dieser Dorfteil seinen Namen von dem außerordentlich flebrigen Schmutz, der sich ehemals in dieser Gegend fand, erhalten habe, oder daß er erst später an die früher vorhandenen 3 Teile angefleht wurde. Daß vordem das Dorf in nur 3 Teile geteilt wurde, geht aus einer Urkunde auf Seite 396 des II. Teils vom III. Urkundenbuche hervor. Nach demselben teilte man ums Jahr 1496 die hiesigen Zehntpflichtigen ab in:

1. de Osterlinghe (23 Namen),
2. de Midderlinghere (19 Namen),
3. de Westerlinghe (27 Namen).

Vielleicht waren die etwa schon damals vorhandenen Höfe der Liebe mit zum Westendorfe gezählt, worauf die verhältnismäßig große Zahl der Namen hindeuten dürfte. Im ganzen waren 1496 also schon 69 Nachbarn da. Es sind also bis zu der neuern Zeit 3 Nachbarn hinzugekommen, denn im Laufe des 19. Jahrhunderts zählte das Dorf 72.

Diese 4, bez. 3, Teile haben jedenfalls viele Jahrhunderte lang das Dorf allein ausgemacht, bis an der Nord- und Südseite und in der neuesten Zeit auch an der Westseite eine Anzahl Anbauer-Höfe ohne Nachbarrecht Platz fanden.

An der Nordseite liegt der aus zwei Parallelstraßen bestehende Schüttenwall. Hochdeutsch wird jetzt zwar Schützenwall gesagt, es ist jedoch zweifelhaft, ob diese Änderung des Namens einen berechtigten Grund hat. Allerdings wurden durch König Friedrich I. ums Jahr 1704 und schon früher durch Herzog Julius von Braunschweig, der am Ende des 16. Jahrhunderts Westerbürg, beziehungsweise Rohrshelm als Wehn besaß, allerorts Waffenübungen eingeführt, wobei die Handhabung des Schießgewehrs die Hauptsache gewesen sein dürfte; und da hier nach Norden zu kein Weg zu einem Nachbarorte führte, also das Schießen keine Gefahr brachte, so wäre diese Stelle wohl die geeignetste zu den Waffenübungen gewesen.

Wahrscheinlicher jedoch, als die obige, möchte die Ableitung von *schütten* und *Wall* erscheinen, denn, da dieser Teil des Dorfes am tiefsten liegt, so konnten daselbst die Bauplätze wohl erst durch Verschütten von Gräben und Vertiefungen gewonnen werden. Der Name *Schüttenwall* wäre dann der richtige und auch im Hochdeutschen zu gebrauchen.

Der Südseite des alten Dorfes schließt sich die Mißgunst an, deren Name im Volksmunde noch heute dadurch erklärt wird, daß ihre Bewohner mißgünstig auf die Vorrechte der sogenannten Nachbarn gesehen hätten.

Die Häuser westlich vom Mühlbach sind meistens erst in den letzten Jahren vor 1900 gebaut. Es scheint, daß die zuerst scherzhaft gebrauchte

Bezeichnung derselben „Sinter dem Rheine“ feststehend in Gebrauch kommen will.

Alle Häuser, welche vor der Separation vorhanden waren, hatten eine Flachsdotte*), und ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Reihenfolge derselben sich nach der Zeit des Anbaues der betreffenden Häuser gerichtet hat. Die zu den Häusern im Mittelpunkt des Dorfes gehörenden Rotten liegen vorn, dagegen sind die den zuletzt vor der Separation erbauten Häusern angehörigen Rotten die nördlichsten.

Was die Endsilbe heim anbetrifft, so ist dieselbe zeitweise auch bei uns in die Silbe um ausgeartet. Da diese Endsilbe den Ortsnamen ostfälischen Ursprungs eigen ist, so verdankt Rohrshcim vermutlich seinen Namen einer ostfälischen Bevölkerung, wie dies ebenfalls bei einer Anzahl umliegender Orte — wie Darbesheim, Deersheim, Berheim, Hessesheim, Westheim, ferner Rochum und mehreren Braunschweigischen Orten mit um der Fall sein wird.

b. Der Name Westerbürg.

Wenn Niemeyer in seiner Monographie von Westerbürg diesen Namen von Wasserbürg abzuleiten sucht, so scheint dies doch etwas weit hergeholt zu sein. Vielmehr dürfte eine Ableitung von der Himmelsgegend größere Wahrscheinlichkeit für sich haben. Sind doch in unserer Gegend die auf die Himmelsrichtung bezüglichen Namen nicht selten, wie z. B. Suderode, Osterode, Westerode usw.

Die Westerbürg liegt nun zwar nicht gerade westlich von einem bedeutenden Orte, aber sie liegt am Westende der sehr fruchtbaren und daher jedenfalls schon früh bebauten und besiedelten Gegend zwischen Hym und Bruch. Es liegt aber auch durchaus nicht so fern, diese Bürg in Beziehung auf einen andern Ort zu bringen.

Wie schon vorn erwähnt wurde, liegt etwa 1 Kilometer östlich von ihr auf der Höhe die sogenannte „Bannerbürg“, deren einstiges Dasein sich noch durch Wälle und Mauerwerk kenntlich macht. Da man nun in der Regel zur Anlage einer Bürgbefestigung Anhöhen wählte, so ist es schon möglich, daß diese Bannerbürg oder Bahnenbürg hier die erste Bürganlage war. Irgend welche Gründe, vielleicht Wassermangel, gaben später die Veranlassung zur Anlage einer andern Bürg, die, weil sie westlich von der ersten lag, die Westerbürg genannt sein dürfte.

c. Die Namen der Wüstungen.

Von den Namen der ehemaligen Dörfer Groß- und Klein-Aplingen ist bereits bei deren näherer Betrachtung die Rede gewesen. Ihre Namen waren begründet in der Beziehung auf einen bereits vorhandenen Ort, nämlich Rohrshcim. War es doch ganz natürlich, daß man sich zuerst da ansiedelte, wo sich für die Lebensbedürfnisse die besten Mittel darboten, nämlich fruchtbares, zur Ackerkultur geeignetes Land, gutes Wiesen- und Weideland, und nicht zuletzt Wasser für den Hausbedarf und einen Mühlenbetrieb.

*) Dieselben wurden mit dem Aufgeben des Flachsbauers verschüttet.

Erst als die besten Plätze besetzt waren, siedelte man sich anderwärts, auch unter weniger günstigen Verhältnissen an. Derselbe Grund, welcher die spätere Entstehung letzterer verursachte, war nachher auch wieder die Ursache, daß sie früher wieder eingingen. Orte mit besseren Lebensbedingungen waren leichter in Stande, von Unglücksfällen sich zu erholen und die minder günstig gelegenen zu überdauern.

Auch in unserer Gegend wohnten die ältesten Ansiedler in altsächsischer Weise mehr einzeln, als in größeren Gemeinschaften beisammen. So wird auch ursprünglich zuerst eine Familie oder Sippe ihr „*Heim im Rohre*“ sich erbaut haben.

Solche Orte dagegen, deren Namen auf „dorf“ endigen, verdanken nicht einer einzelnen Familie ihren Ursprung, sondern sind durch gleichzeitigen Aufbau einer größeren Anzahl von Personen entstanden. Die Ansiedlung einer Familie war deren „*Heim*“, die Benennung „*Dorf*“ aber konnte nur einer solchen Ansiedlung gegeben werden, die gleich von vornherein ein Gemeinwesen war. So zweifellos dies ist, so läßt sich jedoch bei unsern beiden auf „dorf“ endigenden Orten, Nettorp und Reindorf (Neudorf) nicht mehr nachweisen, woher die Gründer kamen, und wodurch ihr ursprünglicher Zusammenschluß verursacht worden war.

Von den Orten, welche auf „ingen“ endigen, ist bereits bemerkt, daß ihre Namen entweder auf einen schwäbischen Ursprung hinweisen, oder nach den topischen Verhältnissen gewählt wurden, welsch letzteres unstreitig bei den beiden Uplingen der Fall war. Schwer nachzuweisen aber wird es sein, worin die Namen Glüsing und Sömmerringen begründet waren. Da ihre Lage nichts besonderes an sich hat, so dürfte wohl anzunehmen sein, daß wir es bei ihnen mit alten Ortschaften zu tun haben, welche nach dem Namen ihres ersten Ansiedlers genannt und von dessen Nachkommen bewohnt wurden. Welcher Personenname aber in den Bestimmungswörtern Glüs- und Sömm- steckt, mögen Sprachkundigere Leute erforschen; der Verfasser steht davon ab.

Soviel aber kann man aus den in Rede stehenden Ortsnamen ersehen, daß unsere Wüstungen sowohl, als unser Rohrsheim selber ein höheres Alter hatten, als von vielen angenommen wird, und schon bestanden, ehe Karl der Große das Christentum unseren Vorfahren predigen ließ.

5. Die Ländereien.

Daß Rohrsheim und Westerbürg seit sehr alter Zeit verbunden waren, geht schon daraus hervor, daß ihre Äcker nicht vollständig gesondert lagen und daß beide Ortschaften gemeinschaftliche Weiden, sogenannte Koppelweiden besaßen. Vor der Separation hatte beispielsweise Westerbürg einen Ackerplan und Teich am Dardesheimer Wege, und die Äcker im Götensfelde, östlich von der Westerbürger Flur, gehören noch jetzt zu Rohrsheim.

An das ursprüngliche Rohrsheim-Westerbürger Weichbild kamen, wie bereits vorn bemerkt, nach dem Untergange Nettorps dessen Feldgrundstücke teilsweise zu Dedeleben, andernteils zu Rohrsheim, während die Feldfluren der beiden Uplingen nach dem Eingehen dieser Orte teils nach Dardesheim, teils nach Rohrsheim fielen, das Uplinger Feld wurde deshalb auch

bereits 1847 mit der Dardesheimer Flur separiert, wodurch Rohrsheim in die günstige Lage kam, diesen Teil seiner Feldmark schon regelmäßig bewirtschaften zu können, als die Separationsumwälzung der übrigen Grundstücke vor sich ging.

Bei der endgültigen Scheidung der Acker und Feststellung der Feldmarksgrenze im Jahre 1865 strebten infolge der gemeinschaftlichen Separation des Uplinger Feldes die Dardesheimer Deputierten darnach, das ganze Uplinger Feld zur Dardesheimer Feldmark zu schlagen. Sie drangen jedoch mit diesem Verlangen nicht durch, denn dies hätte können zur Folge haben, daß die betreffenden Rohrsheimer Besitzer zu den Dardesheimer Gemeindelaisten herangezogen wurden, was bisher doch nie der Fall gewesen war.

Vor der Separation wurden nach Angabe des Lagerbuchs von Rohrsheim 5809 Morgen oder 193 Hufen 19 Morgen bewirtschaftet.

Durch Kultivierung der Acker und verschiedenen Unlandes vergrößerte sich diese Fläche nach der Separation um ein bedeutendes, so daß der 1865 vollzogene Separationsrezeß aufweist:

Acker und Wiesen . . .	7213 Morgen	66 □ Rtn.
Wege und Gräben . . .	288 Morgen	127 □ Rtn.
Dorflage	101 Morgen	53 □ Rtn.
im ganzen	7603 Morgen	66 □ Rtn.
oder 1941 ha	13 a 94qm. *)	

Die Domäne Westerbürg hat jetzt:

Ländereien (einschließlich Gräben und Teiche	456 ha	34 a	25 qm
Wege . . .	11 "	93 "	6 "
Hof und Baustellen	2 "	80 "	65 "
im ganzen	471 "	18 "	52 "

Der Rohrsheimer Forst auf dem Fallstein.

Derselbe liegt im herzoglich braunschweigischen Gebiete und gehört zur Gemarkung Hessen. Seine Größe beträgt 61 ha 29 a.

Die jährlich abzuforstenden Flächen werden im Winter jedem Teilhaber zugemessen.

Bis zum Jahre 1893 war dieser gemeinschaftliche Grundbesitz weder im Grundbuche zu Osterwieß, noch zu Schöppensfeld eingetragen. Dies geschah erst im Februar 1893 und zwar im Grundbuche der braunschweigischen Forsten zu Schöppensfeld.

Die 75 Anteile am Rohrsheimer Fallsteinforst sind folgende.

- 72 bäuerliche Nachbarrechte,
- 1 Nachbarrecht der Pfarre,
- $\frac{2}{2}$ Nachbarrechte der Kantor- und der Organistenstelle,
- 1 Nachbarrecht einer etwaigen Predigerwitwe. Ist kein Witwe vorhanden, so fällt das Anteil aus.

*) Nach altem Maß war 1 Hufe = 30 Morgen; 1 Morgen = 180 Quadratrußen. Nach dem Metermaße ist 1 Morgen = 25,53 Ar und 1 Quadratruße = 14,10 Quadratmeter.

Außer diesen 75, bzw. 74 Anteilen erhält sowohl die erste, als auch die zweite Schulklasse, sowie der Nachwächter je ein Holzteil, jedoch ohne die Bäume. Letztere werden öffentlich verkauft und der Erlös davon mit zu den Kosten verwendet.

Beim Teilen des Holzes bedient man sich zweier Seile. Mit dem kürzeren wird die Breite der Streifen bestimmt, während mit dem längeren auf der Schneise (plattdeutsch: Schne—e) entlang die Länge der einzelnen Parzellen bestimmt wird. Doch bleibt es im Ermessen des Ortsvorstandes, eine größere oder kleinere Strecke zuzugeben, wenn die Stelle schlecht bewachsen ist. Da der Anfang erst nach dem Vermessen verlost wird, so ist eine Bevorteilung eines einzelnen ausgeschlossen.

Wie beim Teilen der Wiesen vor der Separation sind auch beim Holzteilen drei Abteilungen, nämlich:

- a) Östernstraße 22 Nachbarn und die 8 halben Rothofsteile auf dem Schüttenwall.
- b) Mitteldorf 18 Teile der Nachbarn und je $\frac{1}{2}$ Teil für die Häuser Nr. 86 und 137.
- c) Westendorf mit 17 Teilen, daran 1 Teil für die Pfarre und je $\frac{1}{2}$ Teil für das Kantorat und für die Organistenstelle.

Aus früherer Zeit befindet sich auf die Rohrsheimer Feldmark Bezügliches im Ilfenburger Urkundenbuche Teil II, Seite 504:

A.

„Beschreibung einer bei der alten Gerichtsstätte Drieberg zwischen Dardessheim, Huneinstedt und Bogelsdorf gelegenen, halb Hunsburgschen, halb Ilfenburgschen Hufe.“

„Descriptio $\frac{1}{2}$ mansi, primo in campo ouer*) dat water.

1 Morgen hynder dem Schellenberge by Bertold Smedes morgen.
 $3\frac{1}{2}$ morgen ouer dat water by des parners 4 lütteken morgen.

In campo to den holte.

2 morgen entelen by de ho;
 1 bouen den sprynge by Matthias Hollen 1 morgen;
 $1\frac{1}{2}$ jegen dat holt by Jurden Jurdens $1\frac{1}{2}$ morgen.
 $\frac{1}{2}$ morgen, 1 jegen dat holdt by Cordt Martens $\frac{1}{2}$ morgen.

In campo Dryberch.

$1\frac{1}{2}$ morgen an den Dardessene wege by Clawes Ludeken
 $1\frac{1}{2}$ morgen;
 1 morgen hynder den Koberge by der Honschen 2 morgen,
 1 morgen by der Hundeswellen;
 1 morgen by Bornemanns 4 morgen ouer den Kleberch.

*) Daß u ist wie w zu lesen, sodaß ouer wie ower (= öber) klingt.

Descriptis alterius $\frac{1}{2}$ mansi. Primo in campo ouer dat wat Water.

Ylsenborch { 2 morgen tuischen den beken by des goddeshuses 2 morgen;
 1 $\frac{1}{2}$ op oen Vogeltorppeschen stych by Bornemanns 6 morgen;
 1 gegen den Stendor

In campo to den holte.

2 morgen ouer den Meinekenstych;
 1 $\frac{1}{2}$ jegen den breiden orpk by Cordt Vites 3 morgen.
 1 an der Huneynstedesschen marcke.

In campo Dryberch

1 morgen to den Dardessen wege by Steffen Dykmanns
 2 morgen.
 1 $\frac{1}{2}$ in den Mersdal by Cordt Borchardes 1 morgen.
 1 morgen ibidem by den graswege.
 1 $\frac{1}{2}$ morgen ouer den Kleyberch by Jurden Jurdens 1 $\frac{1}{2}$ morgen.

Nomine uxoris Jutteke, filiorum Drewes, Hans, Hinrik et Cordt
 nomine filie Katharina.

(Handschrift von der Mitte des 15. Jahrhunderts. Gräfl. H.-Archiv B. 3. 10. 5.)

B.

1467 und 1468.

Beschreibung der Ländereien der v. dem Solte zu Rohrsheim.

Agri Hinrick et Hans fratrum van deme Solte in campo Rorßem,
 quos habet ad vitam suam monasteris: In primo campo 1 $\frac{1}{2}$ morgen
 ouer den groten Steynberch by den anwenden, 1 $\frac{1}{2}$ morgen westen
 unde an deme wyngherden et 1 $\frac{1}{2}$ jugera*) beneden deme Hesnem weghe
 unde teyt na dem lutteken broke et 3 jugera darsulues entyghen,
 1 juger ouer den Steynberch, 1 juger tor mulken, 2 by dem dorne-
 busche ouer den Uppellinge wech, 1 juger up den Uppellinge wech
 unde tuyt na der groten mersche, 3 jugera up der korten groue unde
 up dem Hamberghe, 9 verndel up dem langhen Hamberghe unde teyt
 up den Nettorpe wech, 1 $\frac{1}{2}$ morgen up den Steynberge.

An dem Badesleuen berghe. 3 jugera, 2 jugera de teyt up dat
 söl; 4 jugera de teyt by dem soel hen up den Badesleue wech unde
 up dat gras, $\frac{1}{2}$ dar beneden up den Osterbeek, 3 jugera up dat
 vorde hynder dem horne, 1 $\frac{1}{2}$ an den Hüßberge, teyt up Cord Kêrlvigent
 twene morgen, 1 $\frac{1}{2}$ jugera ouer den Kronessche; 1 $\frac{1}{2}$ upwert in dem
 Kronessche unde teyt up den hogen wech unde up dat gras, 3 jugera
 in den Kronessche unde teyt up den hogen wech unde up dat gras,
 3 jugera in deme Kronessche in eynem stücke osten unde westen,
 unde is de veyrde stücke von dem Dedeleue wege.

*) 1468 2 Morgen (Ann. im Urk.-B.).

In tertio campo.

2 morgen hynder meyne unde wendet in der Nettorpe grunde.
3 morgen hynder meyne unde teyt ál dor hen went up den slépwech.

1 breiden morgen an dem Wartberge*) up dusse halue, $\frac{1}{2}$ morgen de tuet na deme wyssche grauen und na dem hamweghe, 3 morgen ouer dem hamweg unde teyt up dat lutteke brock unde dat grote brock, item 3 morgen darsulues bêt nar der hamme, unde de hebbe se entwe reten edder ploget, 1 morgen by dem groten steyne unde wendet up dem hamweghe, 3 morgen darsulues in eynem stücke unde teyt vor beide brôck, $1\frac{1}{2}$ morgen up dem Roueberghe unde teyt vor dat lutteke brôck, 2 morgen in eynem stücke unde teyt vor dem groten brocke up unde wendet up dem Wartberghe, 2 morgen na der warde unde wendet up dem hamweghe unde teyt up dat grote brock, 2 morgen hynder der warde in dat westen unde teyt vor dat grote brock unde wendet up dem slepwege, 2 morgen by der warde in dat osten unde teyt vor dat grote brock ouer den slepwech unde wendet up dem berghe, 2 brede morgen up dem Nettorpe velde edder an dem Nettorpe velde unde teyt teghen den Hamberch.

Registrum censum etc. 1467 und 1468.

Henrik et Henningk van dem Solte et Henningk Valkenberch habent $2\frac{1}{2}$ mansos nostros ad vitam.

1467 und 1468.

Beschreibung der Ländereien von Brant Luders zu Rohrsheim.

Item agri Brant Luders im campo Rorsem, quos habet ad vitam suam (anno MCCCCLXXXII sic sunt culti: Brakfeld). Item 2 morgen westen ute unde teyt ouer den Hesnem wech by dem wyngharden, item 1 morgen darsulues, de tuyt up den anewenden, item 4 morghen, de teyt up de groten mersche, item 2 morgen, de teyt ouer den groten Steynberch unde twischen de berghe, item 1 morgen darsulues, item 2 morgen, de teyt over den lutteken Steynberch unde teyt teghen den Vossenberch, item 1 morgen de tuyt up de wegcheschedinghe, item $1\frac{1}{2}$ morgen vor dem Uppelinge teyge**) by des papen lande unde teyt an den Vossenberch, item 1 morgen to der mulken, item 2 morgen to der korten groue up dem Homberghe item $\frac{1}{2}$ morgen hynder dem Heydehoy***) item $\frac{1}{2}$ morgen up dem Nettorpe graswech myt eynem ende.

Secundus campus (sommervelt [1492] item 1 morgen, dat is cyn anewende vor dem Uppelinge velde, item 1 morgen up den Badesleuen wech to dorpe wert, item 1 morgen up den Osterbêk unde tuyt up den Badesleue wech, item 2 morgen darsulues in eynem stücke, item 1 morgen de tuyt up den Badesleue wech unde tuyt myt

*) 1468 Waterberge.

**) 1467 tey.

***) 1467 Heydeho.

dem andern ende up Hermans dre morgen, item 3 morgen darsulues unde tuyt by dem sole ouer, item 1 morgen darsulues unde tuyt myt andern ende na der Tülken warde, item 5 morgen, de teyt up den Osterbék in eynem stücke unde teyt up de wyden vor der borch, item 4 morgen an eynem stücke by der lutteken breiden unde teyt up dat sekenhus, item 1 morgen do teyt up den hoynwech unde in den Kronessche, item 1 morgen, de tuyt by dem hoynwege nedder na den wyden, item 3 morgen by dem huswege unde teyt vent up den grauen vor de Westerborch.

In tertio campo (wintervelt [1492] Item 1 morgen, de tuyt teghen den graswech hynder der meyne, item $\frac{1}{2}$ morgen darsulues unde tuyt ouer den wech an den Nettorpe berch, item 3 morgen in eynem stücke unde is det ander vander breiden hinder der meyne, item $2\frac{1}{2}$ morgen in eynem stücke unde tuyt up den slepwech to der auwe dael, item 2 morgen darsulues up dusse halue der warde in dat osten, item 1 morgen unde tuyt up dat grote brock to der auwe dael unde plegghen to wesen twene morgen in eynem stücke, dat is nu vorbroken und 1 morgen is komen to den heren unde is gheschen by Hillebrant von Borchtorppes tiden, do de de Westerborch inne hadde unde is gheschen vormyddelst eynem de hét Henningk Robben und de hadde der Solter momen, item 1 morgen de tuyt up den wysseche grauen und up den hamwech, item 1 morgen darsulues, item 3 morgen in eynem stücke unde teyt vor dat grote brock unde up dat lutteke brock, item 3 morgen darsulues in eynem stücke, item 3 morgen darby unde teyt by dem steyne her ouer eyn darvon ouer den lütteken Brochberch unde vor beide Brock. item 2 morgen in eynem stücke unde teyt vor dat grote brock un almeystech up den hamwech, item 2 morgen in eynem stücke, unde teyt vor dat grote brock unde myt eynem ende up den Wartberch unde lighet twysschen der heren achte morghen, item 1 morgen de tuyt na dem groten broke up sunte Mertens morgen und up den slepwech unde almeystech tegen de warde.

Registrum censum etc. 1467 und 1468.

Brant Luders habet $2\frac{1}{2}$ mansos nostros ad vitam suam. Eben-
dasselbft.

1468. Heinrich Hamsters Hufe zu Rohrshaim.

1 mansus noster, quem habuit Hinrik Hamsteren in Rohrshaim. Primus campus winterfeld vel garstenlant. 3 morghen hinder dem Meyneberghe, item noch 3 morghen hinder dem Meyneberghe, theyt recht tigen den Kerktoern, 4 morghen ouer den Wartberch, theyt up den wyschenwech unde up den slepwech, 2 morgen darsulues, dar we eynen vorighen morgen by hebben, item noch twe morghen in dem saluen streke jeghen de wische, 1 lang smal morghen in der hamme, item 3 morgen hinder dem Wartberghe, der thuyt eyner in den slepwech.

In der gare vel sommervelde.

5 morghen tighen den Kerkhof by dem grauen.

In dem brakfelt.

5 morghen westen uthe, theen ouer*) den Hessen weck unde up dat anwende, 3 morghen, theyt up den wingarden berch, 3 morgen teyt in de groten mersche, 2 morgen teyt teghen den Vossenberch, 1 morgen thüt up den Dardashem wech unde up de groten mersche, 4 tigen up dem Homberghe.

Registrum censuum etc. 1498.

6. Wege und Straßen.

Bis zur Separation muß es mit den Feldwegen und Dorffstraßen trübe ausgesehen haben. Alte Leute erzählen von dem Passiren derselben haarsträubende Stüchchen. Es kam vor, daß Fuhrleute, die von Dardeshem her glücklich ans Dorf gelangt waren, auf der Mißgunst noch festfuhren und stecken blieben. War doch beispielsweise diese Straße eigentlich nur ein Hohlweg von nur einer Wagenbreite, dessen Seiten mit Weiden bepflanzt waren, damit durch deren Wurzeln das Erdreich gehalten wurde.

Unter den Feldwegen war der durchs Westensfeld führende am gefährlichsten. Richtige Spukgeschichten sollten dort den Leuten passiert sein.

Erst mit der Separation trat darin eine Wendung ein, indem man zunächst bei der Urbarmachung vieler bisher unbebauter Flächen große Mengen Steine entfernen mußte und diese zur Ausfüllung der morastigen Stellen der Dorffstraßen verwendete. Der Aldermann Strube erzählte dem Verfasser, daß er allein vor seinem Gehöft (Nr. 143) auf der Kliebe Hunderte von Fuhren Gesteine habe schütten lassen, um zunächst die Vertiefungen auszufüllen.

Wer heute das schmucke Dorf ansieht, kann sich dessen Zustand vor dem Jahre 1850 schwer vorstellen.

Der erste regelmäßige Ausbau einer Chaussee fand im Jahre 1857 statt. Es war dies die Kreischaussee nach Dedeleben.

Da man hierbei aber sowohl zur Unterlage, der sog. Packlage, als auch zur Beschüttung nur Kalksteine verwendete, so war sie von geringer Haltbarkeit, doch genügte sie bei den damaligen Verkehrsverhältnissen einigermaßen. Als sich aber nach der Gründung der Dedelebener Zuckerfabrik im Jahre 1864 der Fuhrwerksverkehr bedeutend steigerte, stellte sich die Kalksteinbeschüttung als vollständig unzureichend heraus, weshalb man in den 70er Jahren Kieselsteine vom Harze verwendete.

Doch auch diese Beschüttung war für die vielen, schweren Lastwagen zu schwach. So sah man sich 1882 genötigt, die Chaussee nach Dedeleben mit harten Harzsteinen zu pflastern. Man bezog diese größtenteils durch die Eisenbahn über Mattierzoll, und zwar teils von Sachsa bei Nordhausen, teils von Harzburg.

Um den Plan der Pflasterung schnell durchführen zu können, schossen die meisten der hiesigen Dedeleber Zuckerfabrik-Aktionäre auf jede Aktie 2000 M vor, die durch Aufbringung des bisherigen jährlichen Wegebaukostenbetrages nachher amortisiert wurden.

Westerburg folgte für seine Strecke erst im nächsten Jahre nach, weil

*) Theen ouer = gegen-über.

der Pächter zunächst das Ergebnis der bevorstehenden Neuverpachtung abwarten wollte.

Die Chausfierung des Weges nach Heijen wurde 1859 ausgeführt. Auch hier verwendete man zuerst Kalksteine, später aber ebenfalls geschlagene Kieselsteine zur Beschüttung. Bei dem dort weniger lebhaften Verkehr hat sich bis jetzt eine Pflasterung nicht als notwendig erwiesen.

Der Weg nach Dardeshheim wurde zwar auch schon anfangs der 60er Jahre chausfirt und wie die beiden vorbenannten Wege mit Obstbäumen bepflanzt, doch erst 1891 mit ordnungsmäßiger Packlage und einer Beschüttung mit Harzsteinen versehen.

Auch die Feldwege nach Badersleben und Deersheim, sowie der Weg auf dem Damm und der an den Rotten entlang sind jetzt größtenteils, wenn gleich nur mit Kalksteinen, makadamisiert.

Ebenso unzulänglich, wie bei der Tedelebener Chaussee zeigte sich die Makadamisierung (d. h. die Beschüttung mit geschlagenen Steinen — Schüttelchaussee) im Dorfe selbst. In verschiedenen Absätzen erhielten daher die meisten Straßen regelmäßige Pflasterung mit Harzsteinen.

Von großem Werte ist es auch, daß einige enge Stellen der Straßen durch Ankauf erweitert wurden. Besonders war der östliche Ausgang des Dorfes eng und winflig, bis der Besitzer des Hofes Nr. 1 (Polland) 1891/92 zwei seiner Nachbargehöfte ankaufte und der Gemeinde genügenden Raum für die Regulierung und Verbreiterung der Straße abließ, welche im Jahre 1893 ausgeführt wurde.

Am 20. November 1882 erhielt das Dorf Straßenbeleuchtung mit Steinöllaternen.

Im Jahre 1903 wurde die im Bogen laufende Mauer an der Westseite des Kirchhofs abgebrochen und in gerader Linie wieder aufgebaut, so daß dadurch die Straße zwischen Kirchhof und dem Pfarrhofe erweitert wurde.

Bei der dem Armenhause zunächst liegenden Kirchhofstür fand man eine vollständig verschüttete Steintreppe, so daß augenscheinlich die Oberfläche des Kirchhofs ursprünglich niedriger gewesen sein muß. Dadurch erklärt sich auch die tiefe Lage der inneren Kirchenfläche.

Es würde irrtümlich sein, die auch an anderen Orten beobachtete Erscheinung der allmählichen Erhöhung der Oberfläche der Kirchhöfe den Überresten der dort begrabenen Leichen zuzuschreiben, denn diese Reste sind in der Tat zu unbedeutend dazu. Vielmehr läßt sich die Erhöhung dadurch erklären, daß sie hauptsächlich durch das Ausstreuen des Kehrstrichs seit Jahrhunderten entstanden ist. Bevor die Kirche mit Fliesen ausgelegt war, bestand die Sitte, nach dem Auskehren zu den hohen Festtagen die Fußboden mit weißem Sand reichlich zu bestreuen, so daß hierin schon eine Ursache für reichlichen späteren Kehrstrich zu suchen ist. Die Menge des verbrauchten Streufandes war so groß, daß die königl. Regierung zu Magdeburg bei Revision der Kirchenrechnung die betreffende Ausgabe einmal als zu hoch montierte.

Außer dem Verstreuen des Kehrstrichs ist die Bodenerhöhung auch auf den Niederschlag von Staub und das Bestreuen der Wege mit Kiez zu schreiben.

7. Öffentliche Gebäude in Rohrsheim.

a) Die Kirche.

Ihre Bauzeit war trotz eifriger Bemühung bisher nicht zu bestimmen. Soviel kann man nur sagen, daß sie sehr alt ist und schon aus der vor-reformatorischen Zeit stammt. Auch muß sie in einer Zeit gebaut sein, in der man tüchtige Bauleute hatte und das Geld nicht zu scheuen brauchte, denn sowohl der Turm, sowie der vom ursprünglichen Bau stammende Teil der Kirche (die Südwand und ein Teil des Ostgiebels), zeugen davon.

Ursprünglich hatten Kirche und Turm gleiche Breite. Im Jahre 1753 aber wurde erstere nach der Nordseite zu erweitert. Bei diesem Erweiterungsbaue ist der frühere Triumphbogen katholischer Kirchen, der das Chor von dem Gemeinderaum trennte, weggenommen. Nur ein Rest dieses Bogens, der die Kanzel trägt, ist stehen geblieben. Die bei der Erweiterung gebauten Wände zeugen von keiner großen Meisterschaft.

In den Jahren 1888—89 erhielt das Innere und 1893 das Äußere der Kirche eine gründliche Erneuerung, wobei auch die Unebenheiten der erwähnten Erweiterungswände nach Möglichkeit beseitigt wurden. Im Innern wurde der bröcklich gewordene Kalküberzug der Wände entfernt und dieselben mit Zement gepulzt. An die Stelle der Pflasterung mit Ziegelfsteinen trat eine Belegung mit Mettlacher Fliesen. Die Eingänge wurden mit roten Quadersteinen von Bienenburg belegt und die Wände nebst Decke, sowie auch das innere Holzwerk von dem Maler Gamke in Halberstadt künstlerisch gemalt.

Einen besonderen Schmuck erhielt die Kirche zu gleicher Zeit durch gemalte Fenster, welche aus der Werkstatt von Müller in Quedlinburg geliefert wurden. Dieselben waren Geschenke folgender Personen:

Vom zeitigen Schulzen B. Crayen das Fenster mit dem segnenden Heiland über dem Altar;

von Fr. Bötzel das Fenster hinter dem Altar mit dem Apostel Paulus;

von R. Newy das erste Chorfenster mit dem Evangelisten Matthäus;

von dessen Schwiegersohn, H. Schliephake, das zweite mit Markus;

von der Witwe Schrader geb. Lohl das 3. u. 4. mit Lukas und Johannes;

von Fr. Zander und seiner Schwiegermutter, Witwe Schrader geb.

Siemann, die beiden Fenster neben der Kanzel und

von der Familie H. Rahmann das Fenster neben dem Haupteingange, die Geburt, Taufe und Kreuzigung des Herrn darstellend.

Das ovale Fenster über der großen Tür an der Nordseite mit dem „Bamm Gottes“ wurde von der Frau Schrader geb. Siemann, dagegen die übrigen Fenster dieser Seite von B. Tegtmeyer, Heyer und einem Un-
genannten gestiftet.

Zu dem bereits 10 Jahre früher durch freiwillige Beiträge (294 Mk.) beschafften Kronleuchter stiftete die Familie des Amtrats B. Wahnischaffe-Westerburg noch zwei Stück.

Die 16 Stück bronzenen Armleuchter an den Wänden, sowie die beiden siebenarmigen Altarleuchter wurden von Hugo Heinemeyer und seiner Schwiegermutter, Witwe Heine geb. Horstmann, bei des erstern Verhei-

rating 1886 geschenkt, während die großen messingnen Altarleuchter am Anfange des 19. Jahrhunderts von der Familie Baumann geschenkt wurden.

Kanzel und Altar sind gestiftet von Johann Hilmer von Steinberg und Ursula Dorothee von Weltheim. Der Altar zeigt die Jahreszahl 1661.

Die Orgel stammt aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. 1885 wurde sie mit neuen Bälgen versehen und gründlich ausgearbeitet. Sie hat 26 klingende Stimmen, Pedal und 2 Manuale.

Bis zu dieser Ausbesserung besaß sie auch ein Glockenspiel, das wie eine kleine Windmühle bewegt werden konnte, daneben auch ein abgestimmtes Stahlspiel in den beiden obern Oktaven. Beide wurden von früheren Organisten bei Festen, besonders Hochzeiten, benutzt. Seit 50 Jahren geschieht dies eben nicht mehr, nur zuweilen fand letzteres Anwendung. Bei der Reparatur sind beide abhanden gekommen.

Die Bilder an den Priecheu zerfallen in 4 Gruppen:

1. Die Bilder an der Amtsprieche. Sie sind Darstellungen aus der Urgeschichte und stammen aus dem Jahre 1678, denn unter dem dazwischen angebrachten Wappen steht folgende Inschrift:

„Sophie Catarina von Münchhausen, Frau von Steinberg, hat zu
„Gottes Ehren und ihrem Gedächtnis diese Prieche vermahlen und
„auszieren lassen anno 1678.“

2. Die Darstellung der Leidensgeschichte an der Nordprieche. Die Zeit ihrer Herstellung ist nicht angegeben.

Die Jünger des Herrn an der Abendseite.

Zwei sind noch an der Nordseite. Diese Bilder entstammen unverkennbar verschiedenen Zeiten. Es ist sehr möglich, daß die in der Mitte befindlichen Evangelisten und der Heiland, bevor sie an dieser Stelle angebracht wurden, an dem früheren Altar sich befanden.

Die Reihenfolge der Apostel-, bezw. Evangelistenbilder, von der Südseite an gerechnet, ist folgende:

Thomas mit Winkelmaß.

Judas Thaddäus mit Keule.

Matthias mit einer Lanze.

Bartholomäus mit einem Messer.

Matthäus mit einem Engel (oder Mensch).

Markus mit einem Löwen.

Christus.

Lukas mit einem Stier.

Johannes mit dem Adler.

Philippus mit Kreuzbaum und Muschel.

Jakobus I. mit Pilgerstab.

Andreas mit liegendem Kreuz x.

Petrus mit dem Schlüssel.

Jakobus II. mit einem Walkerstab.

Simon mit einer Säge. (Er soll in Persien von heidnischen Priestern zersägt worden sein.)

Die Gedenktafel der Familie Stoffregen, welche sich zwischen den beiden Doppelfenstern auf dem Hochchore befindet, zeigt fünf

Brußbilder und eine Inschrift. Die Bilder sind in folgender Weise geordnet:

1.

2.

4.

3.

5.

Die Inschrift bezieht sich auf Nr. 1 und lautet:

Monumentum
Piis ac beatis manibus
consecratum.
Viri prae nobilissimi atque amplissimi
Volrathi Stoffregen.
Nati anno 1675
Saltz-Ditfurti in
Episcop. Hildes.
S. R. M. I. Marchionis Brandenburg
Alberti Friderici
in Westenburg.
Nec non
Illustrissimi comitis Stolbergen
Christiani Ernesti
In Wernigerode et Schmatzfeld
Praefecti Spectatissimi quem
Religione in Deum
Fide in Superiores
Justitia et Aequitate in populum
Pietate in suos
Peritia Denique ac cura in re agraria et familiari
Nulli secundum
Wernigerodae febri correptum
Die 30. Januarii Ao. 1727. Actatis 52.
Moestissima conjuge
Dorothea Sophia Pretoria
Et VI Liberis saperstitibus
Placida quidem sed immatura morte extinctum
Ibidem que die 8. Febr. repultum
Bonorem quisque
in primis haec ecclesia
et
Orba luget prosapia.

Übersetzung davon:

Ein Denkmal
der frommen und seligen Seele
geweiht
des hochedlen und mächtigen Herrn
Volraths Stoffregen,

geboren im Jahre 1675
zu Salz-Ditsfurt im
Bistum Hildesheim.
S. R. M. J.*) des Markgrafen zu Brandenburg
Albert Friedrich
in Westerbürg
und zugleich
des erlauchten Grafen zu Stolberg
Christian Ernst's
in Wernigerode und Schmachfeld
hoch angesehenen Statthalters, den
in Ehrfurcht gegen Gott,
Treue gegen die Vorgesetzten
Gerechtigkeit und Billigkeit gegen das Volk
Liebe zu den Seinigen,
An Erfahrung endlich und Sorgfalt
in Ackerbau und Wirtschaft
keinem nachstehend
in Wernigerode vom Fieber ergriffen
am 30. Januar im Jahre 1727 im 52. Lebensjahre
zur größten Trauer der Gattin
Dorothee Sophie Pretoria
und 6 überlebenden Kindern,
von einem zwar sanften, aber zu
frühen Tode dahingerafft (ausgelöscht)
und ebenda am 8. Februar begraben.
Alle Guten,
besonders diese Kirche
und die verwaißte Verwandtschaft
betrauert.

Das Brustbild Nr. 2 stellt nach der etwas schwer zu lesenden, im
Bilde selbst stehenden Inschrift den (wahrscheinlich) ältesten Sohn des
Vorigen dar. Die Inschrift lautet:

Johann Volrath Stoffregen. Amtmann zur Westerbürg.
Geb. den 26. Juli 1709, gestorben 17. Febr. 1729.

Das Brustbild Nr. 3.

Christoph Ferdinand Stoffregen, Geb. . . . ? . . . 1715, ge-
storben 25. Febr. 1729.

Das Brustbild Nr. 4 (ohne Perücke).

Georg Anton Andreas Stoffregen, geb. 10. April 1712, gest.
5. März 1729.

Das Brustbild Nr. 5.

Wilhelm Ludwig Joachim Stoffregen, geb. 13. April 1618,
gest. 15. Sept. (?) 1728.

*) S. R. M. I. soll wahrscheinlich Serenissimi heißen.

Von diesen 4 Brüdern wird erzählt, daß sie einmal in einem Wagen vom Anthofe gefahren seien. Da wäre ein weißer Vogel aus dem Leiche emporgeflattert, wodurch die Pferde scheu wurden und alle 4 Stränge am Wagen zerrissen. Darauf sei ein fremdes Bettelweib herzugetreten und habe ihnen angekündigt, daß sie in kurzer Zeit nacheinander sterben würden. Wie das Weib gesagt habe, sei es auch geschehen.

An das Bild von G. A. A. Stoffregen (4) welcher allein auf dem Bilde keine Perücke trägt, schließt sich noch folgende Sage:

Als man seinen Leichnam aufgebahrt hatte, bedeckte man sein Haupt ebenfalls, wie das seiner Brüder, mit einer Perücke. Wenn man sich aber entfernte und dann wieder zur Leiche kam, lag jedesmal die Perücke neben derselben auf dem Boden. Aus diesem Grunde sei dies Bild ohne Perücke gemalt.

Die Gedenktafel der Familie von Steinberg, welche an der Südwand der Kirche, westlich von der Kanzel, sich befindet, trägt folgende Inschrift:

„Herr Henni Adolf von Steinberg ist geboren den 8. Mart. 1645 zu Hardeggen, den 5. November 1665 in den heiligen Ehestand getreten mit Fr. Sophien Catarinen von Münchhausen, in dessen 16. Jahre ein Sohn, namentlich Johann Adolf gezeuget, den 15. Mai 1684 auf seinem Hause Westerbürg in Gott selig entschlafen, und von hier nach Bornhausen*) in sein Erbbegräbniß gebracht worden, allda ihm Gott eine sanfte Ruhe und am jüngsten Tage eine fröhliche Auferstehung zum ewigen Leben verleihen wolle. Sein Alter ist gewesen 39 Jahr 9 Wochen 3 Tage.“

Diese Gedenktafel trägt oben das Gemälde von Henni Adolf von Steinberg und mitten eine Darstellung der Auferweckung des Lazarus. Da die Gesichtszüge des auferweckten Lazarus denen des H. A. von Steinberg gleichen, so ist zweifellos anzunehmen, daß die Züge der dabei stehenden Maria die der Frau E. C. v. Münchhausen sind, umsomehr, als, entgegen der biblischen Mitteilung, auch ein Knabe auf dem Bilde steht, der sicher den Sohn darstellen soll.

Der Turm wurde im Jahre 1898 neu bedacht, auch der Knopf neu vergoldet und in demselben eine Urkunde über die Vorkommnisse in der Gemeinde Mohrshelm in den Jahren 1862—98, nebst den früheren Urkunden, gelegt. — Auf dem Turme befinden sich vier Glocken, nämlich 3 zum Läuten und 1 zum Schlagen der Uhr.

Die große Glocke war im Jahre 1863 beim Stürmen gesprungen und wurde 1865 durch den Glockengießer Engelke zu Halberstadt umgegossen. Der Umguß kostete etwa 600 Taler (1800 M.). Sie wiegt 2100 kg. Auf ihr ist folgende Inschrift zu lesen:

„Hier, von der Kirche heil'gen Höh'n
Erschallen meine Feiertön,
Zu richten himmelwärts das Herz
Von Erdenstaub und Erdenschmerz.
Ich lade ein zu Christi Wort,

*) Die Orte Bornhausen und Hardeggen liegen in der Prov. Hannover, zwischen Hildesheim und Göttingen.

Das Gott zum Heil gab, hier und dort;
Künd' an die Freude und den Schmerz,
Des Unglücks wehevollen Schauer,
Mahn an Gericht und Ewigkeit
Zu nützen wohl die Gnadenzeit,
Damit mein letztes Grabgeläut
Verkünden kann die Seligkeit."

P. R.

Auf der andern Seite steht:

„Zur Ehre Gottes! Zur Weihe in das Himmelreich!

Pastor Gottwalt Kunze.

Kantor Fr. Römer, Organist Herm. Clajus.

Kirchenrathsmitglieder:

Heinrich Mertens,

Christoph Strube,

Einnehmer Fr. Heiligtage.

Zweiter Kirchenvater Chr. Plumbohm.

Geschworene:

Oberamtmann Bruno Wahnschaffe zu Westerbürg.

Schulze Andreas Bötzel.

Schöppen: Benedictus Heyer, Julius Osterroth.

Gemeindefchreiber Weiße."

Auf dem unteren Rande lieft man:

„Umgegoffen im Jahre 1687, abermals 1796, in jetziger Geftalt im
Jahre des Heils 1865 von Engelfe in Halberftadt auf Koften des Königl.
Patronats zu $\frac{2}{3}$ und der Gemeinden Rohrſheim und Weſterburg zu $\frac{1}{3}$ ".

Hebr. 2,12.

Die Mittelglode trägt folgende Inſchrift:

Albert Friedrich, Markgraf zu Brandenburg, Kirchenpatron.

Volrath Stoffregen, Amtmann.

Joachim Modell, Paſtor.

Benedictus Henniges,

Wilhelm Jordan,

Bartholomäus Duden,

Gefchworene.

Chriſtoph Schaper,

Hans Heyer, Kirchenväter.

Ich ruſe mit lautem Schall:

Dient Gotte allzumal,

So kann er aus dem Jammerthal

Euch rufen in den Freudenſaal.

Iſt umgegoffen zu Braunschweig anno 1717 von Chriſt. Ludwig Meyer.

Die Bimmelglocke ist am ältesten. Sie hat an der obern Kante den Namen Maria und die Buchstaben G. R. A. + A. U. C. Eine Jahreszahl ist nicht zu finden.

Die sog. Schlagglocke hängt auswärts. Auf derselben steht:

In honorem Dei factum est hoc opus,
Matthias Hipmann, anno 1601.

Die Turmuhr. Die sehr alte Uhr wurde im Jahre 1899 durch eine neue ersetzt. Diese, von Weule in Bockenem gefertigte Uhr ist mit einem Viertelstundenschlagwerk und einem Anschlagwerk versehen, so daß sie das tägliche, dreimalige „Binneln“ und Anschlagen mechanisch ersetzt. Die Viertelstundenschläge geschehen an der auswärts hängenden, ehemals zum Vollschlagen dienenden Glocke, wogegen jetzt die Stundenschläge an der großen Glocke ausgeführt werden. Die Uhr kostete 2340 Mark.

Im Jahre 1872 schlug der Blitz in den Turm, fuhr bei der Uhr wieder heraus und sprang über zu dem Kastanienbaum beim Armenhause. Der Blitzschlag fand zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags am 22. Mai statt. Da es ein Sonntabend war, so wurde um 6 Uhr der Sonntag eingeläutet. Bei diesem Läuten merkte jedoch niemand etwas von der Wirkung des Blitzes. Erst um 7 Uhr sah eine Bewohnerin des Armenhauses Rauch aus der Luke im Turmdache kommen, und man fand darauf, daß im Turmdache einige Sparren glimmten. Mit eilichen Eimern Wasser gelang es bald, das Feuer zu löschen.

Einige Jahre später wurde ein Blitzableiter angelegt, der auch am 6. August 1889 einen Blitzstrahl auffing und glücklich ableitete. Nur die Ziersträucher vor der Kirchthür zeigten Spuren von der Wirkung des Blitzes, indem die Blätter daran teilweise verjengt waren.

Da es in den letzten Jahren mehrmals vorkam, daß der Blitz hohe Bäume in und an dem Dorf traf, so versah man die meisten größeren Gebäude mit Blitzableitern, darunter auch die Pfarre und die Schulen.

Der Vorbau der Kirche ist augenscheinlich später, als die Kirche erbaut worden, denn sein Dachboden verdeckte bis 1888 teilweise den oberen Bogen des Haupteingangs. Er machte überhaupt keinen der schönen Kirche entsprechenden Eindruck; seine Wände waren schlecht gemauert und sein Dachgiebel bestand aus Holzfachwerk. 1893 stürzte die Ostwand ein. Bei deren Wiederaufführung wurde denn auch der Giebel massiv hergestellt und mit einem Kreuze gekrönt.

Von besonderem Wert erwiesen sich die 1890 angeschafften Gitterthüren, die eine Lüftung der Kirche bei Tag und Nacht ermöglichen. Bis dahin war die Luft fast stets dumpf und kellerartig, seitdem aber der atmosphärischen Luft vom Frühling bis Spätherbst freier Durchzug gewährt wird, ist stets angenehme Luft und Temperatur in der Kirche vorhanden.

Die Inschrift über der nördlichen Kirchthür, der sogenannten Amtthür lautet:

En!

Templum renovatum

Et ampliatus sub auspiciis Serenissimi Patroni ac Principis, Dni. Caroli Principis Borussiae Marchionis Brandenburgici cet L. I. L. Mullero, Praef. Westerb. A. F. Modelio past., et P. Hartmanno, Judice Praefecturae Ädilibus!

Anno Christi MDCCLIII.

b) Die Pfarre.

Das alte Pfarrhaus war baufällig geworden. Deshalb wurde 1877 ein neues gebaut. Ersteres stand auf der Ostseite des jetzigen, unmittelbar an der Kirchgasse, und wurde so lange bewohnt, bis das neue Haus bezogen werden konnte. — Auf der Stelle des neuen Hauses stand bis dahin ein Kuhstall, der zur Gewinnung des passenden Platzes abgebrochen wurde. Da jetzt die Pfarracker sämtlich verpachtet sind, so wurde kein Kuhstall wieder aufgebaut. — Die Scheune stammt aus dem Jahre 1859. —

c) Das Kantorat und die Organistenwohnung.

Beide haben zwar ein gemeinschaftliches Dach, sind aber sonst vollständig gesondert. Das östliche Haus war ursprünglich die Kantorwohnung, während der Organist das westliche inne hatte. Als aber im Jahre 1874 der bisherige Organist und zweite Lehrer Clajus in die Kantorstelle trat, wurde es ihm auf seinen Antrag für seine Person von der Königl. Regierung gestattet, seine bisherige Wohnung beizubehalten. Dementprechend wurden auch die Schulklassen verlegt. Einer der Gründe für diese Änderung war der, daß dem Kantorat der westliche Garten, sowie dem Organisten der östliche ursprünglich zutam, beide Miethbräucher also über des andern Hof gehen mußten. Zwar hatten sich die Lehrer Hellmuth und Römer über den Tausch der Gärten persönlich geeinigt, doch war behördlicherseits darüber keine Bestimmung getroffen. Als Clajus 1898 abging, blieb die Wohnungsänderung bestehen, so daß auch Mansfeld in dies Haus zog.

Das Schulhaus nebst Scheune wurde von dem Maurermeister Schomburg aus Halberstadt im Jahre 1819 erbaut.

Zwar sind die einzelnen Räume, besonders die Schulstuben, von passenden Ausdehnungen, doch ist ihre Anordnung dadurch sehr unpraktisch, daß man zur Wohnstube durch die Küche gehen muß. Auch war die Zahl der Zimmer zu gering, weshalb 1880 ein Erker gebaut wurde. Die Waschküchen auf dem Hofe stammen aus dem Jahre 1901.

d) Das Haus für die 3. u. 4. Schulstelle

steht auf dem Platze des ehemaligen Predigerwitwenhauses.

Von letzterem ist zu bemerken, daß es ursprünglich Westerburger Zehntscheune war und vom Prinzen Heinrich von Preußen (der von 1765 bis 1802 Besitzer der Westerburg, also Mohrshheimer Kirchenpatron war) zur Predigerwitwenwohnung eingerichtet wurde. Der nördliche Teil der Scheune wurde zu diesem Zwecke abgebrochen, doch blieb die feste, über

2 m hohe Untermauer an der Straße stehen und bildete hier die Einfriedigung eines kleinen auf diesem freigewordenen Baugrunde entstandenen Gartens. Die nördliche Giebelmauer wurde Grundmauer des Stalles des nördlich an diesem Grundstück liegenden Gehöftes, welches bis dahin vom Zehntner bewohnt, aber nachher verkauft wurde.

1874 kaufte dieses Grundstück die Gemeinde für eine dritte Schulklasse an und richtete diese darin ein. Als dann das Bedürfnis für eine vierte Schulklasse sich einstellte, begann man 1897 den Neubau eines Hauses für die 3. und 4. Klasse. Der Grundstein dazu ward am 30. April 1897 gelegt, und war der Bau im Sommer 1898 so weit vorgeschritten, daß der Unterricht vom 11. August ab in dem neuen Schulhause erteilt und das alte abgebrochen werden konnte. Normalmäßig begann jedoch der Unterricht erst im Oktober mit dem Eintreten eines vierten Lehrers.

Eine Abschrift der in den Grundstein gelegten Urkunde befindet sich im Pfarrarchiv.

c) Das sogenannte Armenhaus neben dem Kirchhofe hat folgende Steininschrift:

„Henni Adolf von Steinberg und Sophie Catarina von Münchhausen haben aus liebe zu Gott und der Armen dieses Haus neu erbauen lassen No. 1684.“

In diesem Hause finden 10 unbescholtene Personen beiderlei Geschlechts freie Wohnung, auch eine Geldunterstützung und Anteil an der Gartennutzung. Den ersten Anspruch darauf haben die Ortsangehörigen von Westerburg, in zweiter Linie die Rohrsheimer.

f) Der sog. Große Krug

war früher Gemeindekrug, wurde aber 1859 an den Gastwirt Wöhler verkauft, wobei sich die Gemeinde die sog. Ratstube und die daneben liegende Kammer als Eigentum vorbehielt.

g) Das Kriegerdenkmal.

In dem Fundament des am 1. September 1889 eingeweihten Kriegerdenkmals liegt folgende Urkunde eingemauert:

„Dieses Denkmal wird errichtet auf Beschluß des Ortsvorstandes und der Gemeindevertretung.

Es geschieht dies:

1. zum Andenken an den ruhmreichen Kaiser und König Wilhelm I.;
2. zu Ehren derjenigen Männer aus Rohrsheim und Westerburg, welche in den Kriegen von 1864, 1866 und 1870/71 tapfer und siegreich gekämpft haben;
3. zur Erinnerung an jene große Zeit, in welcher jeder Deutsche nach seinen Kräften dem Vaterlande mit Gaben der Liebe opferfreudig zu dienen suchte;
4. zum Ausdruck der Freude über die seit langem erhoffte Neugründung des Deutschen Reiches, und endlich
5. zur Mahnung an die künftigen Geschlechter, durch Treue gegen

Kaiser und Reich, durch Tapferkeit gegen jeden Feind, durch Gehorsamkeit gegen das Gesetz und durch werththätige Bruderliebe das in jenen Tagen durch große Opfer an Gut und Blut schwer Errungene zu bewahren.“ —

„Die Kosten dieses Denkmals sind auf dreitausend Mark veranschlagt. Diese Summe ist nach dem Verhältnis der Grund- und Klassensteuer von der Gemeinde aufgebracht.“

„Das Denkmal selbst besteht aus einem Granitwürfel, welcher eine „Germania aus terra cotta“ aus der Anstalt des Professors Calandrelli in Charlottenburg trägt.“

Ferner enthält diese vom Kantor Claus entworfene Denkschrift eine Aufzählung der derzeitigen amtlichen Personen und eine Mittheilung über die Ereignisse der Gegenwart. —

S. Die Begräbnisplätze.

Bis zum Jahre 1848 wurden die Toten von Rohrsheim und Westerbürg auf dem Kirchhofe zu Rohrsheim begraben. Für die Gestorbenen von Westerbürg bestand die Einrichtung, daß dieselben durch einen Gutszwagen nach dem Armenhause gebracht wurden, von wo aus dann das eigentliche Leichenbegängnis stattfand.

Nachdem jedoch bei der 1848 ausgeführten Flur-Separation an der Ostseite des Dorfes für beide Orte ein neuer, ebenfalls gemeinschaftlicher Begräbnisplatz angelegt worden war, wurden die Leichen direkt dorthin, und nicht erst nach dem Armenhause gefahren.

Als auch dieser Platz mit Gräbern angefüllt worden war, fand am 3. Mai 1895 die Einweihung des Begräbnisplatzes am Dedeleber Wege statt. Zu dieser Feier versammelten sich auf dem bisherigen Friedhofe die Vertreter der kirchlichen und politischen Gemeinde, sowie die Schulen.

Eröffnet wurde die Feier durch den dreistimmigen Gesang der ersten Schulklasse:

„Aufersteh'n, ja aufersteh'n“ (von Graun), woran der Ortspfarrer die Abschiedsworte schloß.

Nachdem dann die Gemeinde vom Liede „O Gott, du frommer Gott“ die siebente und achte Strophe gesungen, begab sich die Versammlung zu dem am Eingange des Dorfes haltenden Leichenwagen, auf welchem der Sarg mit der Leiche der Witwe Wiedenbach stand, und geleitete diesen unter Abingung des Liedes „Christus der ist mein Leben“ zum neuen Friedhofe.

Auf die Einsenkung des Sarges folgte das Lied „Jesus, meine Zuversicht“ Strophe 1—4, worauf die Einweihungsrede von dem Pastor Gerike über das Bibelswort 2. Buch Moise 3, 5 — „Der Ort, da du aufstehest, ist ein heiliges Land“ — gehalten wurde. Die Einsegnung der Erstbegrabenen und ein Schlußlied beendeten diese ernste und würdige Feier.

Bis zum Jahre 1899 wurden die Westerbürger Toten mit auf dem Rohrsheimer Friedhofe beerdigt. Von da ab wurde in Westerbürg ein be-

sonderer Friedhof eingerichtet und am 28. Februar 1899 beim Begräbnis eines Kindes eingeweiht.

Im Anschluß an die Mitteilungen über die Begräbnisplätze folgt im folgenden Abschnitt eine Beschreibung des sogenannten Rassentragen.

9. Das Rassentragen.

Stirbt in Rohrsheim ein Jüngling oder eine Jungfrau, so vereinigen sich die dem Verstorbenen im Alter nahegestandenen Jungfrauen zum Rassentragen. Eine jede derselben läßt sich zu dem Zwecke vom Drechsler einen nicht ganz meterlangen Stab anfertigen, der mit aus „Knittergold“ (unechtem Blattgold) geschnittenen Blättern bis auf einen am untern Ende freigelassenen Handgriff umwickelt ist. Oben endigt der Stab in einer aus Holz gedrechselten Hülse, in welche ein Wachslicht mit möglichst starkem Docht gesteckt wird.

Vor dem Begräbnis selbst versammeln sich die Rassenträgerinnen entweder in der ersten Schulklasse oder in einem nicht weit vom Trauerhause gelegenen Hause und gehen, während die Glocke zum zweiten Male läutet, paarweise geordnet nach dem Trauerhause. Hier treten sie um den bereits auf dem Hofe stehenden Sarg und zünden, nachdem sie ein stilles Gebet verrichtet haben, an den auf dem Sarge brennenden Kerzen ihre auf der Rasse stekende Kerze an, worauf sie sich halbkreisförmig zur Seite des Sarges stellen. Hat das übrige Gefolge auf der andern Seite sich aufgestellt, so singen die Rassenträgerinnen einige Strophen eines Chorals. Dann folgt die Leichenrede und darnach von den Rassenträgerinnen ein Schlußlied. Hiermit endet die Feier auf dem Hofe.

Der Zug nach dem Gottesacker wird, wie sonst üblich, auch hier von dem Geistlichen eröffnet, dem sich unmittelbar die Rassenträgerinnen anschließen. Dann kommt die Leiche, und hinter dieser folgen die Leidtragenden. Wenngleich in den meisten Fällen die Rassen schon während der Feier auf dem Hofe vom Winde ausgelöscht wurden, so geht dadurch der überaus feierliche Eindruck doch nicht verloren, weil die mit Knittergold umwickelten Stäbe, besonders in einiger Entfernung, den noch brennenden Fackeln ähneln.

Am Grabe angekommen, nehmen die Rassenträgerinnen wieder wie auf dem Hofe, dem übrigen Gefolge gegenüber Aufstellung, singen vor und nach dem Einsetzen einige Liederverse und treten dann paarweise an das Grab, ziehen die Lichte von den Rassen und werfen dieselben in das Grab. Sie warten nun ab, bis das Grab vollständig geschlossen ist und stecken dann die Rassen auf den Grabeshügel.

Der ganze Hergang dieses Brauchs wurde bisher mit peinlichster Genauigkeit festgehalten, und läßt sich deshalb annehmen, daß er bereits seit Jahrhunderten in gleicher Weise ausgeführt wurde.

Da das keltische Wort *cas* Bezeichnung eines dünnen Stabes, auch wohl der Fackel sein soll, so ist es möglich, daß dieser, sonst hier in der Gegend nicht vorkommende Brauch von den Kelten stammt. In diesem

Falle könnte es sein, daß einst hier eine keltische Niederlassung gewesen wäre, wofür die (allerdings sagenhafte) Nachricht sprechen würde, daß eine Prinzessin aus Karls d. Gr. Familie Westerburg bewohnt haben soll. Im nördlichen Gallien, dem Wohnsitze der Karolinger, wohnten einst auch die Kelten.

(Siehe Clajus' Kurze Geschichte des Bist. pp. Halberstadt pag. 7.)

10. Die Bauart der Häuser.

Da fast das ganze Dorf am 19. Juni 1770 (siehe Anhang, Nr. 3) ein Raub der Flammen wurde, so gelangten nur wenige aus älterer Zeit stammende Gebäude in das 19. Jahrhundert. Aus den stehengebliebenen Häusern ließ sich aber der Schluß ziehen, daß die Bauart im allgemeinen von der späteren wenig abwich. Nur die Dachbedeckung wurde größtenteils eine andere. Von der Obrigkeit dazu angehalten und durch Schaden klug geworden, verwendete man nach dem Brande wenigstens bei den Wohnhäusern statt, wie bisher Stroh und Schilfrohr, nunmehr die brandsichereren Ziegel.

Allgemein baute man die Wohnhäuser zweistöckig; einstöckige gab es, wenigstens nach dem Brande, nur sehr wenige.

Mit Ausnahme des Wohnhauses auf dem Hofe Nr. 2, der nach dem Lagerbuche „vor Zeiten ein Amtshof“ gewesen sein soll, waren sämtliche Häuser und Wirtschaftsgebäude aus Holzfachwerk errichtet, wobei die Zächer meist mit selbstgefertigten Lehmbacken ausgefüllt waren. Gebrannte Ziegelsteine verwendete man der Kosten und schwierigen Heranschaffung aus größerer Entfernung wegen nur selten. Nur um das Verwittern der Lehmwände zu verhindern, behängte man die West- oder sog. Schleckerseite gern mit Ziegeln, seltener benagelte man sie mit Brettern.

Außer dem genannten Hause Nr. 2 war bis zur Mitte des 19. Jahrh. die 1819 erbaute Schule das erste massive Wohnhaus. Nur der hohe Unterbau der Häuser auf einigen Ackerhöfen war aus Bruchsteinen aufgeführt. Mitunter kamen bei den Wirtschaftsgebäuden sog. Wellerwände vor. Dies waren sehr dicke, ohne Holz aus Lehm aufgeführte Wände, die durch eingemengtes Stroh ziemlich dauerhaft waren.

Der Eingang zu allen Häusern befand sich zu ebener Erde. Mehrstufige Freitreppen gab es früher hier nicht.

Einzelne Ackerhofs-Wohnhäuser hatten, wie bemerkt, einen hohen massiven Unterbau und dadurch eine sehr hohe Hausflur. In dieser führte daher erst eine hölzerne Treppe zur Wohnstube hinauf, sowie zu einer an drei Seiten entlang laufenden Galerie, auf welcher man zu den andern Räumen des ersten Stockwerks und zu der Treppe fürs obere Stockwerk gelangte.

Die Hausfluren nannte man und nennt man heute noch plattdeutsch „Däle“ und setzt gewöhnlich zum Unterschiede von der Tenne (der „Schindäle“) das Wort „Hus“ davor. Man sagt also meistens „Husdäle“.

Die „Dälen“ auf den betreffenden Ackerhöfen waren zwar so hoch, daß man darauf hätte drehen können, wie es in den Dörfern hinter Braunschweig der Fall war. Dies wird bei uns schwerlich je vorgekommen sein,

denn sonst hätten doch jedenfalls auch kleinere Wirtschaften eine solche bauliche Einrichtung gehabt. Das Heranbringen des Getreides aus der Scheune würde zudem sehr umständlich gewesen sein, da alle Wohnhäuser von den Scheunen getrennt waren.

Dagegen nahm in der Regel der Pferdestall die eine Seite des internen Stockwerks der Häuser ein, und zwar in den bezeichneten Ackerhofshäusern selbstverständlich zugleich die eine Seite des Unterbaues, während die übrigen Seiten davon als Kellerräume Verwendung fanden.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts änderte man die Anlage in solchen Häusern derart, daß man diese hohen Hausfluren horizontal teilte, den früheren Eingang mit einer doppelten Freitreppe überbaute, und somit zwei übereinander liegende Hausfluren herstellte. Die Pferde wurden anderweitig untergebracht und aus deren früherem Stalle Waschküchen und Kellerräume hergestellt.

Die Häuser Nr. 1 und 143 wurden von vornherein (in den 40er Jahren) in dieser Gestalt neu gebaut und gaben wohl den Anstoß zum Umbau genannter Häuser. Zu gleicher Zeit verschwanden auch allmählich aus den anderen Häusern die Pferdeställe. Daß mit Herstellung der oberen Hausflur die erwähnte Galerie wegfiel, braucht kaum gesagt zu werden. Zum Belegen der Hausflurböden verwendete man zuerst noch die in den umliegenden Ziegeln gebrannten Barnsteinsfliesen, bald aber wurden diese durch feine Mettlacher Fliesen verdrängt.

Viele der Hausfluren kleiner Leute waren ehemals (noch um 1850) gar nicht mit Steinen gepflastert, ebensowenig die Küchen, sondern ihr Fußboden bestand wie die Scheuntennen aus festgestampftem Lehmischlag. Da sich ein solcher Fußboden selbstverständlich nicht abwaschen ließ, so konnte ihm ein sonntägliches Aussehen nur durch darauf gestreuten weißen Sand gegeben werden. Weißer Sand, den man aus verschiedenen, jetzt zugeworfenen Gruben im Hunsfelde, auch im Wartfelde holte, wurde ebenfalls reichlich in die Stuben, sowie Sonntags vor die Haustür gestreut.

Schlafkammern hatte man im internen Stockwerk nicht, in der Regel auch nur eine einzige Stube, deren Größe meist nach dem Umfang der Wirtschaft bemessen worden war, denn sie war nicht bloß Wohnraum für alle Hausbewohner, Herrschaft und Gefinde, sondern es befand sich auch darin der Milchschrank und über dem Ofen die sog. Käseford.

Wie schon bemerkt, änderte sich dies alles mit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Das Gefinde bekam seine besondere Stube, es wurden neben der Wohnstube eine „gute Stube“ eingerichtet, und der Milchschrank verschwand samt Käseford.

Die Küchen befanden sich regelmäßig in der Rückseite des Hauses und waren oft recht dunkel. Letzteres besonders durch die nahen Nachbargebäude. Die Schornsteine bildeten eine weite Wölbung, die sich auch ins zweite Stockwerk erstreckte; sie waren aber gut zum Räuchern des Schlachtgutes. Die an ihrer Stelle später eingerichteten Räucherammern sind selten so praktisch als die Schornsteine waren. Seit an die Stelle des Brennholzes mehr und mehr die Braunkohle trat, stellte sich die Notwendigkeit ein, die alten, weiten Schornsteine durch sogenannte russische Rohre zu ersetzen. Dadurch gewann man im zweiten Stockwerk nicht unbedeutend

den Kammerraum. Auch erhielten die Küchen durch den Wegfall des ruffigen Schornsteins und der ruffigen Stellen an den Wänden in der Nähe der Feuerungen ein sauberes Ansehen. Um jedoch hierbei einer falschen Auffassung vorzubeugen, soll auch an dieser Stelle nicht unbemerkt bleiben, daß man fast durchweg in allen Haushaltungen auf Reinlichkeit und Ordnung hielt und es einer Hausfrau als Schande angerechnet wurde, wenn sie irgend einen Raum im Hause einem etwaigen Besucher zu zeigen sich schämen mußte.

Die Anordnung der Gebäude auf einem Hofgrundstück richtete sich natürlich nach dem Plaze selber, doch war es fast ganz allgemeine Regel, dem Wohnhause eine solche Lage zu geben, daß man von der Wohnstube aus sowohl auf den Hof, als auch auf die Straße sehen konnte. Aus diesem Grunde standen die meisten Häuser mit dem Giebel nach der Straße und mit der Breitseite (Front) nach dem Hofe zu. Zwischen zwei Nachbargehöften blieb zur Vermeidung der Feuersgefahr ein gassenartiger Zwischenraum, der übrigens an der Straßenseite fast immer abgeschlossen war. Da man diese weiter nicht benutzbaren Zwischenräume möglichst knapp bemessen hatte, so erhielten die hinterwärts gelegenen Zimmer des Hauses nur wenig Licht und fanden daher in der Regel nur als Vorratsräume Verwendung.

Noch dürfte der früher auf allen größeren Höfen befindliche Taubenpfeiler zu erwähnen sein. Dies war eine aus Bruchsteinen aufgeführte Säule, die unten eine Nische für den Kettenhund hatte und oben das Taubenhaus trug. Seinen Standort hatte er in der Mitte des Hofes, innerhalb oder neben der Düngergrube.

Seitdem jedoch die Taubenzucht, hauptsächlich infolge des Trillens des Saatforns, wobei nichts auf der Oberfläche des Afers liegen bleibt, sowie durch das jetzt übliche sofortige Umpflügen der Stoppfelder nicht mehr mitbringend ist, auch die Pfeiler bei der Abfuhr des Düngers hinderlich waren, so sind diese seit einigen Jahrzehnten fast sämtlich abgebrochen.

11. Die frühere Hauseinrichtung.

Da die Bewohner „Hinterm Huy“ unter fast gleichen Verhältnissen lebten, so war auch die Hauseinrichtung in den dortigen Dörfern außerordentlich ähnlich.

In der Hausschlur befand sich an der einen Wand eine, je nach den Bedürfnissen des Haushalts, größere oder kleinere Blänke, d. i. ein meist aus rotbraunangestrichenen Brettern bestehendes Gestell, ähnlich einem Bücherregal, auf welchem das irdene Küchen- und Tischgeschirr, wie Teller, Näpfe, Schüsseln und Töpfe paradierten. Wo echtes oder unechtes Porzellan vorhanden war, das selten in Gebrauch kam, stand solches auf den obersten Brettern.

Auf einer hochbeinigen, weißgefeuerten Bank unter der Blänke befand sich das aus Milcheimern, Handtuben (hochdeutsch Hand-Zuber) und Butterfaß bestehende Milchgerät, sowie die nötige Anzahl Zatten aus sog.

Steingut. Hölzerne Gefäße zum Säuren der Milch waren hier nicht gebräuchlich.

Kupfer- und Messinggeschirr stellte man in der Regel in der Hausflur-Blänke nicht mit auf, da es hier leicht entwendet werden konnte. Für Kessel, Kochtöpfe, Pfannen usw. war daher eine Blänke in der Küche.

Unter der Treppe war das Sandloch, ein Abschlag zur Aufbewahrung des viel gebrauchten Streusandes.

In der Küche fehlte selten ein Schrank, nie aber eine Bank zum Aufstellen eines oder mehrerer gefüllten, hölzernen Wassereimern, neben welchen eine kupferne Kelle zum Wasser-Schöpfen, bezw. -Trinken hing.

Auf dem Herde wurde nur auf offenem Feuer gekocht; Kessel oder Kochtöpfe wurden auf einen Dreifuß (plattb. Dremel) gestellt. Meist benutzte man aber zum Kochen der Speisen die Grude, in der jedoch nicht, wie jetzt, Grudelofen, sondern Rast oder andere Stoffe, wie Sägespäne, Laub und Kartoffelskraut verbrannt wurden, um in der glühenden Asche den auf dem Herde vorher ins Kochen gebrachten Kochtopf „einzumullen“. Für die Schmackhaftigkeit der Speisen war diese Kochmethode vorzüglich, es gehörte aber notwendig ein Schornstein der früheren Form dazu.

Von der Küche aus wurde in allen Häusern der Stubenöfen geheizt. Da man natürlich nur auf Holzheizung angewiesen war und nicht nur glattes Scheitholz, sondern auch Reisholz, Steden, und allerlei knorriges Holz verwendete, so waren nur große, weite Öfen im Gebrauch. Der untere Teil war deshalb von solcher Ausdehnung, daß ein Kind von mittlerer Größe hätte bequem hineinkriechen und darin hocken können. Der Unterteil eines solchen Ofens war stets aus Eisen und stammte oft aus sehr alter Zeit her. So trug z. B. der Ofen des Nachbar Heine 1857 noch die eingegossene Jahreszahl 1610, ein Beweis, daß sich diese Verhältnisse bis zum 19. Jahrhundert wenig verändert hatten.

Bei Wohlhabenderen war der Oberofen auch aus Eisen, in den meisten Häusern war dieser jedoch von einem Maurer aus Ziegeln zusammengeleckt, mit Lehm überzogen und grau angestrichen, sowie oben mit einer andersfarbigen Kante versehen.

Bis ins zweite Viertel des 19. Jahrhunderts waren solche Öfen hier ausschließlich in Gebrauch. Erst von da ab kamen allmählich die engeren eisernen Kastenöfen zur Geltung, die nun wieder gegen das Ende des 19. Jahrhunderts in den Häusern der Wohlhabenden feinen Porzellan- und anderen Kachelöfen Platz machten.

Mit Betrachtung der Öfen sind wir in die Wohnstube gelangt. Hier herrschte ehemals trotz vielfacher Wohlhabenheit doch große Einfachheit. Längs der Wand von der Stubentür zum Fenster und an der Fensterwand entlang stand eine Bank ohne Rücklehne. Letztere wurde durch das Paneel, eine bis zur Fensterbrüstung reichende Bretterverschalung, ersetzt. In dem Winkel, den diese Bänke bildeten, stand der große Esstisch, und an der Wand steckten an einem Brette die Gabeln für die Leute.

Neben dem Ofen stand fast immer ein großer Lehnstuhl, der sog. Schüttelstuhl. Woher dieser Stuhl zu seinem Namen kam, kann der Verfasser nicht angeben, denn einem amerikanischen Schaukelstuhle war er durchaus nicht ähnlich. Bei weniger bemittelten Leuten bestand er wohl

aus einem weder polierten noch lackierten Holzgestell mit einem Sitz, der aus schmalen, dünnen Holzstreifen geflochten war; bei Wohlhabenden war er zwar meist ebenfalls ohne Sprungfedern, doch stets gepolstert, oft auch mit Leder, sonst mit Zeug überzogen. Diese Stühle gewährten einen recht bequemen Sitz, und die oben an der Rücklehne befindlichen Seitenbacken gaben, besonders wenn sie gepolstert waren, bei einem etwaigen Schläfchen dem Kopfe eine willkommene Stütze.

Für Spinnerinnen waren meist gepolsterte und mit gefärbter Leinwand überzogene Stühle mit niedrigem Sitz und einer Armlehne an der rechten Seite, für andere Personen dagegen mit Olfsarbe angestrichene Schemel vorhanden, oder auch Stühle mit Holz- oder Rohrgeflecht. Stühle dieser Art fand man ums Jahr 1850 nur noch selten, dagegen mehr mit bedruckter Leinwand oder Stattu überzogene und mit Heede gepolsterte Stühle. Gepolsterte Sofas kamen erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts auch bei geringeren Leuten in Gebrauch.

In keiner Stube durfte ein kleines, gewöhnlich rundes Tischchen, der Leuchter genannt, fehlen. Auf diesen wurde abends die Lampe gestellt, und ringsum dasselbe saßen die Spinnerinnen. Die Lampen waren aus Zinn oder auch aus Blech. Sie hatten weder Glaszylinder noch Glasglocken. Als Docht diente eine sogenannte Lunte, ein aus lockeren Baumwollfäden schwach gedrehter Strähn. Schirmlampen, die ebenfalls keine Zylinder hatten, gab es erst seit dem 2. Viertel des 19. Jahrhunderts. Diese hatten flache Döchte.

Steinöl gab es noch nicht. Man brannte nur Saatöl, das zu pressen hier zwei Ölmühlen mit Pferdebetrieb vorhanden waren. (Nr. 87 und 161 der neuen Zählung.)

Besondere Milchstuben hatte man ehemals nicht. Dafür stand in der Wohnstube entweder ein mit Zeug verhängtes Milchbört ohne Türen, oder ein Milchschrank, dessen Türen gitterartig waren, um der Luft Durchgang zu gewähren.

An der oberen Wand entlang befand sich das „Rannenbrett“ (auch wohl Rannbrett genannt) zum Daraufrichten kleinerer Gegenstände, z. B. Porzellanteller. An dem unter der wagerechten Platte des Rannenbrettes befindlichen senkrechten Brette (Barge) waren Holzhaken zum Aufhängen eines Theils der gesponnenen Garn-Löppe, andernteils zum Aufhängen von Kleidungsstücken angebracht.

Hinter der Stubentür hing an einem beweglichen Halter (ähnlich einem Wegweiser-Arme) ein breites fast bis zum Fußboden reichendes, breites, weißes drellenes Handtuch an drei Hängen (mitten und an den Enden) ausgespannt. Dieses Paradehandtuch wurde jedoch nicht zum Abtrocknen gebraucht. Dazu diente ein anderes, hinter demselben befindliches.

Gardinen hatte man damals noch nicht, in bessern Häusern nur Rouleaux, und zwar bemalte.

Wo Milchwirtschaft betrieben wurde, hing neben oder über dem Ofen die Käseford. Auf diese wurde ein wenig Stroh gelegt und darauf im Winter der Handkäse getrocknet. Im Sommer geschah dies in käsigartigen Gehäusen, die gegen die Schweißfliegen mit dünnem Zeug (Gaze) überzogen und vor einem Kammerfenster angebracht waren.

Wände und Decke der Stuben und anderer Zimmer waren mit Koll geweißt. Mit (grüner) Ölfarbe gestrichene Wände der Wohnstuben waren 1857 erst in einigen Häusern vorhanden, dann aber kamen Tapeten bald allgemein zur Verwendung.

Bei kleineren Leuten fand man damals auch nicht überall Uhren, wo aber solche waren, beschränkten sie sich ausschließlich auf die gewöhnlichsten Sorten der Schwarzwälder Uhren, die bei Reicheren in hohen, schrankartigen Gehäusen hingen.

Da viel Flachz gesponnen wurde, mußten auch viele Weber da sein, und deshalb fand man fast bei allen kleineren und mittleren Leuten einen Webstuhl in der Stube, der nur zur Sommerzeit aus derselben entfernt wurde. Das Weben selbst aber besorgten nur die Männer, nie Frauen.

Die Schlafkammern waren im zweiten Stockwerk, und zwar für die Herrschaft wohl ausnahmslos über der Wohnstube. Wo Dienstmädchen waren, schliefen solche in der Regel auf dem Vorjale.

Gheleute schliefen in sogenannten zweischläferigen Betten, die beinahe so breit, wie lang waren. Matratzen hatte man nirgend, die Bettstelle war dagegen mit oft erneutem Gerstenstroh ausgefüllt. Da viele Gänse gehalten wurden, so waren fast bei allen Leuten reichliche Mengen von Federn vorhanden und die Betten außerordentlich prall gestopft.

Die Bettüberzüge fertigte man aus Leinen, doch nur bei den Armsten aus gewöhnlicher Weinwand, die zu diesem Zwecke ungebleicht verwendet wurde. Wer es einigermaßen ausführen konnte, nahm dazu ein Gewebe, was drellartig aus blauem und gebleichtem Garn hergestellt war. Meistens wechselten darin zwei bis drei Zentimeter breite Streifen mit einander ab, zuweilen waren auch damastartige Figuren hineingewebt.

Daß ein Koffer, in dem sich die wertvollsten Sachen befanden, im Schlafgemache stand, dürfte selbstverständlich sein. Außer noch einem Kleiderschranke befanden sich übrigens wenige Möbelstücke auf der Schlafkammer. Die Vorräte bewahrte man in der Regel in den hintern Räumen auf. Darunter waren Flachz und Garn, sowie fertige Weinwand außer den Schlachtwaren die wichtigsten.

12. Besitz- und Rangstufen in Rohrsheim.

Seit altersher gliederte sich unsere Einwohnerschaft nach dem Umfange des Besitzes und den damit verbundenen Rechten und Pflichten in eine Anzahl verschiedener Stufen. In neuerer Zeit, besonders seit der Auflösung des Herrendienstes und der Ausführung der Separation verloren die Titel meistens an praktischer Bedeutung. Bei jezt möglichen, ehemals aber unstatthaftern Disminbrationen fallen sie sogar weg. Jedoch für die Abgaben an die geistlichen Institute sind diese sog. „allgemeinen Titel“ noch maßgebend.

Zunächst teilte sich die ganze Einwohnerschaft in zwei Gruppen. Die erste derselben bildeten die *Nachbarn*, d. h. diejenigen, welche ein Nachbarchrecht, also Anteil an den gemeinschaftlichen Wald-, Weide- und Wiesenbesitz hatten. Zur zweiten Gruppe gehörten die übrigen Einwohner.

Bei der ersten Gruppe unterschied man:

1. Ackerleute (bis noch vor einigen Jahren Buern genannt),
2. Halbspänner, 3. Spizspänner und 4. Kottleute (Einzahl Kottmann. — Kottaten oder Kottaffen war nicht gebräuchlich zu sagen), wozu wahrscheinlich erst in späterer Zeit 5. die Besitzer von Halbkothöfen kamen. (Siehe darüber weiter unten.)

Bei der zweiten Gruppe unterschied man:

1. Freie Einwohner, von denen es im Lagerbuche vom Jahre 1727 heißt: „so zwar in der Gemeinde eigene Häuser, nicht aber nachbarliche Gerechtigkeit haben.“

Jetzt unterscheidet man alte und neue freie Einwohner. Die „alten Freien“ haben an den Organisten jährlich 3 gute Groschen (= $\frac{3}{16}$ M.) sog. Organistengeld zu zahlen, während die andern Freien oder Häusler nur $1\frac{1}{2}$ gute Groschen (= $\frac{1}{16}$ M.) zahlen.

2. Mietzleute.

Für die Reihenfolge der ersten Gruppe, wie sie oben angegeben ist, sprechen u. a. die an die Organistenstelle zu entrichtenden Kornabgaben, indem vom Ackerhose $\frac{5}{16}$, dem Halbspänner $\frac{3}{16}$, dem Spizspännerhose $\frac{5}{112}$ und dem Kothose $\frac{1}{3}$ alte Scheffel Roggen gegeben werden müssen. Wenn daher Professor Ederlin zu Halberstadt in der Harzzeitung XXXV pag. 356 (1902) die Spizspänner als Einspänner bezeichnet, so dürfte dies für Roßröheim nicht zutreffen. Denn, wenn eben die Kottaten zu geringeren Abgaben als die Spizspänner verpflichtet sind, so müßten sie doch weniger als eins, also gar kein Pferd gehabt haben. Dennoch waren sie aber verpflichtet auf dem Westerburger Amtacker mit zwei Pferden zu eggen. Sie waren davon nur dann entbunden, wenn eins ihrer beiden Pferde noch nicht drei Jahr alt, also noch Fohlen war.

Die 10 Halbkothöfe sind wahrscheinlich in alter Zeit durch Teilung entstanden; es waren nach den Hausnummern von 1850 folgende:

Nr. 121 und 122, welche nach Angabe des Lagerbuchs ehemals den Kothof Nr. 46 bildeten,

Nr. 123 und 125, ehemals Kothof Nr. 47,

Nr. 126 und 127, ehemals Kothof Nr. 48,

Nr. 128 und 129, ehemals Kothof Nr. 49.

Nr. 68 und 100 gehörten noch 1700 zusammen, wurden aber von dem damaligen Besitzer unter seine Söhne Valentin und Heinrich Geffert geteilt.

Alte Freihäuser waren nach den 1850 geltenden Hausnummern 23 45. 59. 77. 78. 105. 120.

Anmerkung. Welches Gewicht man früher auf die genannten Rangtitel legte, zeigt folgende sprichwörtlich gewordene Redensart: Für die Kinder ist Ackermannstittel mehr wert, wie Kottatengüter.

13. Von der Oberherrschaft der Westerbürg und des Dorfes Rohrsheim.

Wenngleich unsere Gegend sicher schon in grauer Vorzeit besiedelt war, und die einzelnen Ortschaften jedenfalls ein hohes Alter haben, so gehen leider doch die urkundlichen Nachrichten nicht über die Zeit der sächsischen Kaiser zurück. Über alles, was vor dieser Zeit liegt, flüstert nur die nebelhafte Sage. Eine solche ist es auch nur, wenn die Erbauung der Westerbürg Karl dem Großen zugeschrieben wird.

Als dieser nämlich anfangs der achtziger Jahre des 8. Jahrhunderts über die Oker nach Osten vordrang, soll ein Teil seines Heeres längere Zeit am Ostabhange des Elmes gelagert und daselbst eine Bürg angelegt haben.

Um nun zur Überwachung der widerspenstigen Ostsachsen auch an der Südseite des damals lagunenartigen Großen Bruches einen festen Stützpunkt zu besitzen, wäre zu jener Zeit die Westerbürg erbaut.

(Siehe dazu auch Abschnitt 3. d.).

Die Sage deutet sogar an, daß eine Tochter (oder Schwester) Karls des Großen auf der Westerbürg eine Zeitlang ihren Wohnsitz gehabt haben soll. Doch, wie hier die einstigen Herrschafts- und Besitzverhältnisse in Wirklichkeit gewesen sind, darüber wird schwerlich genaues ermittelt werden. Nur das dürfte zweifellos sein, daß die Westerbürger Herrschaft schon früh unter den Vornehmen des Umkreises eine hervorragende Stellung eingenommen haben muß, indem beispielsweise die Ritter von Kneitlingen auf dem benachbarten Ritterstize Dedeleben Burgmannen von Westerbürg und als solche mit einem Stück Land neben der Bürg beliehen waren.

Nach Hübners genealogischen Tabellen ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß Hildegard, Hermann Billings Gemahlin, aus dem Dynastengeschlechte auf der Westerbürg stammte. (Vergl. Riemer: „Die Westerbürg.“)

Über die obrigkeitlichen Verhältnisse unserer Gegend aus der Zeit vor Karl dem Großen sind, wie gesagt, besondere Nachrichten nicht vorhanden. Jedenfalls aber gehörten unsere Orter schon vorher zu einem Gau, dessen Begrenzung freilich nicht mehr festzustellen ist.

Erst aus der karolingischen Zeit wissen wir, daß unsere Orter Teile des Charudengau's oder Harzgau's waren, denn dieser umfaßte die Landschaft zwischen Oker, Großem Bruche und Bode und reichte in den Harz hinein, dessen höchste Gipfel einschließend.

An der Spitze eines Gau's stand ein vom Kaiser ernannter Gaugraf. Derselbe war gewissermaßen kaiserlicher Statthalter, denn durch ihn wurde der Heerhaun ausgehoben und zunächst angeführt. Er leitete die Rechtspflege und hatte für Aufrechterhaltung des Landfriedens zu sorgen. Auch stand die Erhebung der Abgaben (Korngefälle) unter seiner Aufsicht.

Die Machtbefugnisse der Gaugrafen waren jedoch dem Wandel unterworfen und gingen später teils an geistliche Würdenträger, teils an die Herzöge über. Letztere waren in der ältern Zeit eigentlich nur solche Personen, die zu Kriegszeiten an die Spitze der Krieger traten, nach geschlossenem Frieden aber wieder ihrem engern Kreise sich widmeten. Erst seit der Zeit der sächsischen Kaiser waren sie mehr Regenten nach heutigem Begriffe.

Da die Gauverfassung in dieser Weise bereits im Frankenlande längere Zeit gordonet war, wurden auch bei uns zuerst nur Franken zu Gaugrafen ernannt. Als erster wird *Hero* genannt. Ihm soll *Uwan*, der Gemahl von *Heffi's* Tochter *Gisela*, der Stifterin des Klosters *Wenthusen*, gefolgt sein.

Bei der Ausdehnung eines Gaus war insbesondere für die Abhaltung von Gerichtsverhandlungen eine Gliederung in kleine Bezirke nötig. Es gab daher bestimmte Orter, an denen zu gewissen Zeiten, oder auch bei außerordentlichen Anlässen, unter feierlichen Formen Gerichtstage abgehalten wurden. Eine solche Mal- oder Gerichtsstätte, Dingstätte oder stol genannt, befand sich am *Drieberge*.

Sie wird in einer Urkunde*) vom 8. April 1358 genannt, nach welcher Bischof Ludwig von Halberstadt von dem Grafen von Regenstein verschiedene Dingstühle und Dorfgerichte kauft. Es heißt in dieser Urkunde:

„We van der gnade goddes Lodewich biscop to Halberstadt unde unse capittel bekennen openbare in disseme gegenwerdigen breve, dat we gekoft hebben vor achte hundert lodeghe mark van den eddelen heren greoen Bernde deme elderen unde greven Bernde deme jüngheren, greven to Regenstene, gerichte unde gravescap in dissen stölen:

|| to deme Vrevele, to den Rischen, to Eylekestorp, to dem Dryberghe unde to Osterwich

Es wird nicht ausgeschlossen sein, daß nicht gerade immer dieselbe Stelle zu den Gerichtssitzungen gewählt worden ist, denn in unserer Nähe befinden sich zwei verschiedene Stellen, die mit *Thie* bezeichnet werden, nämlich eine auf der *Rohrsheimer* Feldmark über der jetzigen Ziegelei und eine auf *Dardesheimer* Flur bei der *Thiemühle*. Sollten dagegen beide Plätze besondere Dingstätten gewesen sein, was übrigens sehr unwahrscheinlich wäre, so ist mit der Bezeichnung „to dem Dryberghe“ jedenfalls der *Rohrsheimer Thie* gemeint.

Innerhalb eines Gaus gab es und bildeten sich wieder einzelne umfangreiche Besitzungen, deren Inhaber auch den Titel Grafen führten und mancherlei verschiedene Vorrechte besaßen und erwarben. Eine solcher sozusagen Untergrafschaften war die Grafschaft *Regenstein* oder *Reinstein*, zu deren Gebiete *Westerburg* mit *Rohrsheim* gehörte.

Zu welcher Zeit jedoch unsere Orter Teile der Grafschaft *Regenstein* wurden, kann man nicht nachweisen. Überhaupt sind Urkunden über die Grafschaft *Reinstein* sehr spärlich vorhanden, da die meisten derselben beim *Blankenburger Schloßbrande* am 19. November 1546, sowie 1525 und 1553 bei den Plünderungen des Klosters *Michaelstein* verloren gegangen sind.

Erst aus der Mitte des 11. Jahrhunderts erfahren wir etwas über unsere Orte. Damals, von 1039—56, war der gegen die Kirche sehr freigebige *Heinrich III.*, der Schwarze, deutscher Kaiser; und da *Goslar* sein Lieblingsaufenthalt war, brachten es schon die nachbarlichen Verhältnisse

*) Siehe Urkundenbuch der Stadt Halberstadt Nr. 508.

mit sich, daß er auch das Bistum Halberstadt bei der Ausübung seiner Wohltätigkeit nicht vergaß. So übertrug er am 17. Januar 1052 zu Haffelsfelde dem Halberstädter Bischof Burchard I. (1036—59) und dessen Nachfolgern zwei Grafschaften, nämlich die Grafschaft („das Grafentum“) die bisher Graf Bernhard im Harzgau, Darlingau und Nordthuringau und Gau Belchesheim verwaltet hatte, sowie die Grafschaft Luthers, auch im Darlingau und Nordthuringau gelegen.

Dadurch kam also 1052 „die Westerbürg (Schloß und Herrschaft) mit einschließendem Bezirk unter den Krummstab des Bischofs von Halberstadt.“ Als zu Westerbürg gehörig, datiert auch die Zugehörigkeit des Dorfes Rohrsheim zum Bistum Halberstadt aus jener Zeit.

Die Sachlage war also die, daß der Kaiser die Oberherrschaft, bezw. das Eigentumsrecht der Harzgrafschaft besaß, während Graf Bernhard des Kaisers Lehnsträger war. Durch die genannte Übereignung dieser Grafschaft an den Halberstädter Bischof, wurde Bernhard Lehnsträger des letztern. Von Bernhard wird mitgeteilt, daß er aus dem Hause der Grafen von Walbeck stammte. Ihm folgte sein Sohn Gebhard und nach dessen Tode 1075 erhielt Lother von Süpplinburg die Grafschaft.

Später, als derselbe 1106 mit dem Herzogtum Sachsen belehnt und 1125 zum deutschen Kaiser erwählt worden war, scheint er das Halberstädter Lehen seinem Schwiegersohne, Heinrich dem Stolzen, abgetreten zu haben, dem wieder dessen Sohn und Erbe, Heinrich der Löwe folgte.

Professor Steinhof hält es dagegen in seinem Büchlein „Der Regenstein“, Verlag von Brüggemann in Blankenburg, für wahrscheinlich, daß Lother seinem Verwandten Poppo die Grafschaft abtrat, „welcher sich nach dem Schlosse Blankenburg nannte und als erster bekannter Stammvater der Grafen Blankenburg-Regenstein bereits im ersten Viertel des 12. Jahrhunderts auftritt.“

Poppo's Söhne Siegfried und Konrad teilten sich in die väterlichen Besitzungen so, daß Siegfried den einen Teil mit Blankenburg als Grafschaft Blankenburg und Konrad (1146—1197) den andern Teil erhielt, den Regenstein zum Wohnsitz nahm und sich nunmehr Graf von Regenstein nannte.

Wie Graf Poppo, so waren auch seine Söhne Anhänger Heinrichs des Löwen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß letztere, obgleich halberstädtische Lehninhaber, auch an den Fehden Heinrichs des Löwen mit dem Bischofe Ulrich von Halberstadt auf Heinrichs Seite gestanden, bezw. gekämpft und auch wohl an der Erstürmung und Einäscherung Halberstadts am 23. September 1179 teilgenommen haben. Dem entspricht es auch, daß ihnen in dem Strafzuge des Kaisers Barbarossa und der Reichsritterschaft gegen Heinrich den Löwen ihre Burgen genommen wurden. Der Regenstein kam dabei ohne Widerstand in des Kaisers Hände, und Graf Konrad suchte im Kloster Michaelstein Zuflucht, woselbst er sich urkundlich 1197 noch befand. Weder er, noch sein Sohn, und sein Enkel erlangten die Herrschaft in der reinsteinischen Grafschaft bei den damaligen Wirren in Wirklichkeit wieder. Zwar führten sein Sohn Friedrich und der Enkel Konrad dann wohl den Titel eines Grafen von Regenstein weiter, doch besaßen sie von der Graf-

schaft nur wenige Erb- und Halberstädter Lehngüter. Der übrige, sonstige Besitz der Regensteiner kam wieder an die Blankenburger Linie.

Der letzte Konrad, Heinrichs Enkel, nahm deshalb auswärtige Kriegsdienste und vermählte sich mit Ingarb, einem dänischen Edelsräulein, kehrte aber später in seine Heimat zurück, woselbst er auch starb. Wann letzteres geschah, ist nicht bekannt, doch nach dem Jahre 1157 lebte er nicht mehr. Mit ihm erlosch die ältere regensteinische Linie.

Ob Graf Siegfried I., Poppo's Sohn, der 1182 starb, schon den Regenstein mit besaß, ist ungewiß, denn die Nachrichten aus jener Zeit sind eben sehr lückenhaft. Nach Steinhof's Ermittlungen hatte Siegfried I. zwei Söhne, von denen der eine als Siegfried II. bis 1245 Graf von Blankenburg und der andere als Heinrich I. bis 1241 Graf von Regenstein gewesen sind. Hiernach ist also Heinrich I. der Stammvater der neuen reinsteinischen Linie.

Die Grafen aus dieser Linie waren zumeist kampf- und rauflustige Leute. In besonderem Grade war dies der sogenannte Raubgraf Albrecht, dessen Geschichte von Julius Wolf dichterisch verarbeitet worden ist. Geschichtlich erwiesen ist, daß er viele Streitigkeiten mit Quedlinburg und mit dem streitbaren Bischof Albrecht II. (1324—1356) von Halberstadt hatte. Als der Graf einst im Jahre 1348 auf dem Wege zu der ihm gehörigen Westerburg sich befand, wurde er bei Danstedt (Tannenstiede) von einer Schar bischöflicher Leute überfallen und getötet.

Zwar leugnete der Bischof es ab, bei diesem, allgemeine Entrüstung und Erbitterung hervorruhenden Überfalle seine Hand im Spiele gehabt zu haben, doch fand er wenig Glauben, da er die Mörder, zu denen Rudolf von Dorfstadt, Albrecht von Bodenteich und Albert von Semmenstedt gehörten, in seinem Dienste behielt.

Wenngleich vielfache Veränderungen und Verschiebungen der einzelnen Besitztümer unter den gräflich Blankenburger, Heimbunger und Regensteiner Familien vorkamen, so findet man doch nichts, was annehmen ließe, daß Westerburg jemals vom Regenstein getrennt gewesen wäre.

(Die Namen Regenstein und Reinstein wechseln. Wahrscheinlich hieß es ursprünglich wegen der dortigen Felsenreihe Reichenstein, woraus Reinstein wurde. Da aber im Plattdeutschen für Reihe entweder Rehe oder Rege gesagt wird, so wurde aus Reichenstein, bezw. Reinstein der Name Regenstein gebildet).

Als gegen das Ende des 16. Jahrhunderts das reinsteinische Grafengeschlecht augenscheinlich dem Aussterben entgegen ging, und dadurch die Grafschaft Reinstein als erledigtes Lehen aus Hochstift Halberstadt zurückfallen würde, ließ der damalige Bischof Heinrich Julius (1566—1613) bereits 1583 vom Domkapitel seinen Vater, den braunschweigischen Herzog Julius und dessen Erben im voraus mit der reinsteinischen Grafschaft belehnen, falls dies Lehen eben an das Bistum heimfallen würde. Doch ehe dieser Fall eintraf, starb bereits 1583 der Herzog Julius, und es ging mit dessen Tode nicht allein das Herzogtum Braunschweig, sondern auch die Anwartschaft auf das in Rede stehende Lehen auf den Bischof Heinrich Julius über.

Demgemäß kam mit dem 1599 erfolgten Tode Johann Ernsts,

als des letzten reinsteinischen Grafen, die Grafschaft Reinstein in den Besitz von Heinrich Julius, welcher nunmehr Bischof von Halberstadt, Herzog von Braunschweig und Inhaber des reinsteinischen Lehens war. Man konnte daher wohl sagen, daß zu jener Zeit Westerbürg und Rohrshcim braunschweigisch geworden seien. Dabei ist jedoch nicht außer Acht zu lassen, daß die Grafschaft Reinstein in erster Linie ein halberstädtisches Lehen war.

Mit Heinrich Julius' Tode hörte übrigens die Personal-Union im Herzogtume Braunschweig und dem Bistum Halberstadt schon 1613 wieder auf: das Herzogtum ging an dessen ältesten Sohn Friedrich Ulrich über, während im Bistum Halberstadt in schneller Zeitfolge die drei Söhne Heinrich Karl, Rudolf und Christian den Bischofsstab führten. Das reinsteinische Lehen aber ging auf den Herzog Friedrich Ulrich über.

Niemerher sagt nun zwar, daß Friedrich Ulrich für sich und seinen Bruder vom Halberstädter Domstifte die Belehnung mit der Grafschaft empfangen habe, bezeichnet aber den Bruder nicht näher. Und da alle drei Brüder vor Friedrichs Tode unvermählt und kinderlos starben, so dürfte die Mitbelehnung eines Bruders ganz außer Acht zu lassen und Herzog Friedrich Ulrich als alleiniger Lehnserbe dieser Grafschaft zu betrachten sein.

Im Jahre 1634 starb dann mit Friedrich Ulrich die mittlere Linie des Hauses Braunschweig aus, wodurch die Grafschaft Reinstein, Westerbürg und Rohrshcim mit eingeschlossen, als eröffnetes Lehen dem Hochstifte Halberstadt heimfiel.

Hiermit erreichte die Verbindung der Grafschaft Reinstein, beziehungsweise Westerbürge und Rohrshcims, mit dem Herzogtume Braunschweig ihr Ende, worauf zunächst der damalige, 1629 erwählte Bischof, Erzherzog Leopold Wilhelm diese schönen Besitzungen für sich in Anspruch nahm. —

Das Vorstehende muß als legitimer Verlauf der braunschweigischen Herrschaft in der Grafschaft überhaupt und über Westerbürg mit Rohrshcim im besonderen angesehen werden.

Tatsächlich gestalteten sich die Verhältnisse in jener unruhigen Zeit hier oft ganz anders, so daß man oft nicht wußte, wessen Untertan man in Wirklichkeit war. Daran trug besonders der Bischof Christian, der wegen seines wilden Treibens im dreißigjährigen Kriege den Namen „der tolle Braunschweiger“ oder „der tolle Christian“ erhielt, die Schuld, denn dieser zog den Krieg in unsere Gegend. 1628 erhielt zwar Max von Waldstein, der dem kaiserlichen Hofe 50 000 rh. Gulden vorgeschossen hatte, die Grafschaft Reinstein, und bald danach befand sich Merode im Besitz derselben, aber man kann nicht sagen, wer in jener Zeit, in der die Machtverhältnisse hin- und herschwanken, die wirkliche Oberherrschaft besaß.

Als Max von Waldstein gegen die Summe von 50 000 Gulden Westerbürg an den Grafen Merode abtrat, erhob das Hochstift Halberstadt gegen die Besitzergreifung der Grafschaft Reinstein Protest und nahm diese in Besitz. Nach kurzer Zeit aber tritt Merode wieder als Herr der Grafschaft Reinstein auf.

Als dann aber nach der Schlacht bei Leipzig 1631 unsere Gegend von den kaiserlichen Truppen frei wurde, zahlte Braunschweig an Merode

die genannten 50 000 Gulden zurück und kam dadurch wieder in den Besitz der Grafschaft.

Doch, je nachdem, daß die Kaiserlichen oder die Schweden unsere Gegend besetzt hielten, schwankte auch ferner noch die tatsächliche Herrschaft in der Grafschaft.

Erst 1643 trat darin Festigkeit ein, indem der Erzherzog Leopold Wilhelm von Oesterreich, der zu jener Zeit Bischof von Halberstadt war, seinen Oberst-Kämmerer, den Malteserritter, kaiserlichen Geheimen Rat und Präsidenten des Kriegsrats Grafen Wilhelm Leopold von Tattenbach, Freiherrn zu Grunowiz, Herrn zu Landsberg zc. mit der Grafschaft Reinslein belehnte.

Graf W. L. von Tattenbach mochte wohl berücksichtigen, daß mit dem Ende der erzherzoglichen Bistums-Verwaltung auch sein Lehnstift leicht gefährdet werden könnte, umsomehr, als auch in seinem Lehnbriefe eine Klausel wegen der braunschweigischen Rechte stand. Deshalb hielt er es für ratsam, sich auch von Braunschweig mit den streitigen Stücken beschulen zu lassen. Inbezug darauf erzählt der braunschweigische Chronist Methmeier folgendes:

„Am Ende des Monats November 1650 fiel noch eine Solennität zu Wolfenbüttel vor, maßen Graf Wilhelm Leopold zu Tattenbach und Reinslein . . . durch seine abgeordnete bevollmächtigte Räthe und Bediente die Lehn über die Grafschaft Reinslein vom Herzoge Augusto dem Herkommen nach empfing, der auch dieselbe, nachdem sie ihre Unterthänigkeit bezeuget, herrlich traktieret.“

Der Lehnbrief ist datiert vom 3. Juli 1651, und heißt es u. a. darin:

„Ferner belehnen wir auch Ihne, den Herrn Grafen zc. mit dem halben theil des Hauses Westerburg, samt allen zu solcher Helffte gehörigen Dörffern, Hofe, Ober- und untergerichte, Jagten, Diensten, Zehnden, Holzungen und allen anderen pertinentien“ — — — — —

Das durch seine Unkenntnis und Befürchtung veranlaßte Vorgehen Tattenbachs gab den Braunschweigern eine erwünschte Waffe für den Streit um die reinsteinische Oberlehnsherrschaft.

Schon am 28. November 1649 erließen die braunschweigischen Offiziere und Beamten Jinkins und Zindenbergt zu Blankenburg an den damaligen Amtsverwalter Clodius zu Westerburg ein drohendes Schreiben, worin sie ihm verboten, die auf den 29. November angeordnete brandenburgische Huldigung der Untertanen im Amte Westerburg*) stattfinden zu lassen, „weil das dominium directum und die Oberlehnsherrschaft über das Amt Westerburg samt allen Gerichten und Herrlichkeiten dem Herzoge von Braunschweig zustehet, dessen Rechte auf Westerburg im westfälischen Frieden vorbehalten seien, und von dem auch Graf Tattenbach mit diesem Gute beliehen worden sei.“ (Siehe West. Lehnssachen Nr. 29.)

*) Zur Zeit des Übergangs in den kurbrandenburgischen Staat waren hier folgende Beamte:

In Westerburg der Amtmann Clodius, in Mohrsheim der Richter Michael Koch, der Pastor Caspar Meyer und der Kantor Sebastian Rebe.

Dieser Protest blieb jedoch ohne Wirkung. Vielmehr wies das Halberstädter Domkapitel in einem Schreiben vom 30. November die Nichtstichhaltigkeit der von Seiten der Braunschweiger geltend gemachten Gründe und Behauptungen nach und unterlagte jede Ablieferung von Geldern nach Blankenburg, und zwar bei Strafe des zwanzigfachen Ersatzes. Falls die braunschweigischen Beamten Gewalt brauchen sollten, würde „man auf Gegenseitigkeit denken“.

Unter dem 29. Oktober 1650 bestätigte der Kurfürst den Steinbergen die Asterlehnenschaft der Welterburg und zwar der ganzen und nahm die Inhaber gegen die braunschweigischen Ansprüche in Schutz. (West. Lehnssachen Nr. 24 und 25.)

1661 wurde dieser Alt den Gebrüdern J. H. und H. A. von Steinberg erneuert, sowie auch zwei Jahre vorher (1659) dem Grafen von Tattenbach die Belehnung mit Reinstein erteilt. „Man ermüdete,“ schreibt Niemeier, „indes auf braunschweigischer Seite nicht, die Ansprüche auf die Grafschaft Reinstein zu wiederholen. Denn, als Graf Leopold Wilhelm von Tattenbach 1661, ohne einen Sohn zu hinterlassen, gestorben war, und brandenburgische Soldaten sogleich vom Reinstein und allen dazu gehörigen Dörfern Besitz nahmen,*) widersetzte man sich, wiewohl vergeblich, von braunschweigischer Seite.“

Nachdem die braunschweigischen Bemühungen ohne Erfolg geblieben waren, belieh der Große Kurfürst unterm 30. August des Jahres 1664 den Brudersohn des verstorbenen Grafen von Tattenbach, den Grafen Erasmus von Tattenbach, aufs neue mit der Grafschaft Reinstein und deren Zubehör, worunter auch Welterburg aufgeführt ward. (S. West. Lehnssachen Nr. 33.)

Als aber 1666 Herzog August von Braunschweig starb, ließ dessen Sohn, Herzog Rudolf August, heimlich in der Grafschaft Reinstein seine Wappen anschlagen, die jedoch sofort wieder abgerissen wurden. (Abel S. 583. Deductio 2c. p. 239 Beilage 220 ff.).

„Am heftigsten aber entbrannte endlich der Streit, als im Jahre 1670 Graf Johann Erasmus von Tattenbach wegen Hochverrats gegen Kaiser Leopold enthauptet worden war.“

(S. Deductio 2c. Anhang p. 9. 10.) „Denn sobald der Kurfürst Friedrich Wilhelm von diesem Vorfall Nachricht erhalten hatte, nahm er am 8., 9. und 10. April 1670 die Grafschaft Reinstein als ein nun wieder erledigtes Halberstädter Lehen in Besitz, ließ die dazu gehörigen Dörfer und Forste mit Soldaten besetzen und erfüllte damit zugleich ein im Jahre 1650 ihm eröffnetes Verlangen der Halberstädtischen Landstände. Die Grafschaft Reinstein war nun wieder zu Halberstadt, ihrer alten Oberlehnsherrschaft, gebracht.“

Zwar wollte Herzog Rudolf August sich auch jetzt durch Notar und Zeugen in den Besitz der Grafschaft setzen, aber dieselben wurden ergriffen und verhaftet. In einem nächtlichen Überfall wurden sie hinwieder durch die Braunschweiger befreit und die Brandenburger aus der alten, wüsten

*) Siehe Abel S. 582. Deductio etc. pag. 238. Beilage 216 Nr. 17 und 18.

Feste Regenstein und dem Forsthaufe vertrieben. Doch die Brandenburger kamen sehr bald mit so verstärkter Macht zurück, daß die Braunschweiger wieder weichen und den Regenstein verlassen mußten. Letzterer wurde nun wieder als Festung hergerichtet und mit einer kleinen Garnison besetzt. *)

Unter diesen Umständen gewann es ganz das Ansehen, als werde zwischen Braunschweig und Brandenburg gar ein Krieg ausbrechen, denn schon wurden Kriegsvölker zusammengezogen. Da aber Herzog Rudolf zu derselben Zeit in eine heftige Fehde mit seiner widerspenstigen Stadt Braunschweig verwickelt war, und Kurfürst Friedrich Wilhelm, anstatt diese Gelegenheit, dem Herzoge durch Unterstützung der Stadt zu schaden, zu benutzen, vielmehr durch sein Zureden die Stadt bewog, sich dem Herzoge zu unterwerfen, so willigte der Herzog ein, den Handel wegen der Grafschaft Regenstein, von der nun einmal Brandenburg Besitz genommen hatte, statt mit dem Schwerte, lieber auf diplomatischen Wege durch ein Schiedsgericht schlichten zu lassen. Es wurde daher zu Wernigerode unter Vermittlung des Kaisers und des Kurfürsten von Sachsen ein Kongreß veranstaltet, in welchen sich sogar Frankreich einzumischen versuchte. Dieser Kongreß entschied diese Streitsache übrigens auch nicht endgültig, sondern überwies sie dem Reichskammergerichte zu Speier. Brandenburg aber blieb einstweilen im Besitz und ist — wie es heißt: *beati possidentes* -- darin bis auf den heutigen Tag verblieben. Nur in der westfälischen Zeit war hier die preussische Herrschaft auf wenige Jahre durch die französische Fremdherrschaft unterbrochen.

14. Die unmittelbare Herrschaft zu Westerbürg und Rohrsheim.

Über die Art der lokalen Verwaltung und der Bewirtschaftung der Westerbürg in der Zeit des Mittelalters sind besondere Nachrichten bisher nicht bekannt geworden. Urkundlich nachweisbar sind die betreffenden Verhältnisse erst vom Jahre 1521 an, indem damals die Westerbürg an Bertram von Dorstadt und dessen Erben auf 25 Jahre für 11 000 rh. Goldgulden verpachtet wurde.

1539 ward hiernach von dem damaligen Grafen Ulrich von Reinstein mit oberlehnsherrlichem Konsens des Hochstiftes Halberstadt Haus und Amt Westerbürg an Matthias von Beltheim anderweitig verpfändet, und zwar dergestalt, daß diesem nach Ablauf der genannten 25 Jahre, also 1546, das Gut von Bertram von Dorstadt gegen Rückerstattung des Pfandschillings von 11 000 Goldgulden „eingeraunt“ werden sollte.

Infolgedessen ging die Westerbürg 1546 aus dem Pfandbesitz derer von Dorstadt in den der Herren von Beltheim über.

Daß diese Verpfändung nicht bloß eine Sicherstellung eines dem Grafen von Reinstein geliehenen Kapitals, ähnlich einer jetzt sogenannten

*) Erst im siebenjährigen Kriege wurde der Regenstein wieder entfestigt.

Hypothek war, sondern eine wirkliche Übernahme des Gutes einschloß, geht schon aus dem Ausdruck „eingerräumt“ hervor.

Dem entspricht auch die 1552 vom Grafen an Herrn von Veltheim ergangene Aufforderung, „zwei gerüstete Knechte nach Halberstadt zu schicken, welcher Dienst von wegen des Hauses Westerbürg herfließe“, und wozu Bischof Friedrich von Halberstadt den Befehl gegeben habe.

Matthias von Veltheims Tochter Sophie verheiratete sich mit Joachim von der Schulenburg, und es ging nach des ersten Tode der Pfandbesitz auf den letztern über. Mit diesem schlossen die reinsteinschen Grafen Ernst, Botho und Kaspar Ulrich 1568 mit oberlehnsherrlicher halberstädtischer Genehmigung einen weitem Vertrag ab, nach welchem die bisherige Pfandsumme um 20 000 rh. Goldgulden*) erhöht und dafür dem Joachim von der Schulenburg und seinen Erben Haus und Amt Westerbürg eingeräumt wurde. „Zwei Holzungen, die Folge, Steuer und Zinsen und alle Bergwerke“ waren in diesem Vertrage ausgeschlossen, sowie drei von den einkommenden sechs Tomen Heringen behielt die gräfliche Oberherrschaft für sich.

Als 1599 die Reinstainer ausstarben und der Lehnsitz der Grafschaft an die braunschweigische Herzogsfamilie überging, behielten die Schulenburgern zunächst noch den Pfandbesitz der Westerbürg. Nachdem jedoch 1613 Heinrich Julius gestorben und dessen Witwe Nutznießerin der Westerbürg geworden war, zahlte die Herzogin-Witwe die Pfandsumme zurück, löste dadurch die Westerbürg aus dem Pfande und verpachtete nun das Gut an Heinrich und Joachim von Veltheim.

Elisabeths Witwensitz war Schöningen. Obgleich sie daher aus der Westerbürg nicht wohnte, scheint sie sich doch in mancher Weise der hiesigen Einwohner persönlich angenommen zu haben, denn noch in des Schreibers Zeiten erinnerte man hier sich ihrer, wobei allerdings ein kleiner Irrthum sich eingeschlichen hatte, nämlich der: Westerbürg sei zu jener Zeit dänisch gewesen. Es mag dies dadurch gekommen sein, daß in einigen, jetzt verloren gegangenen Schriftstücken des Pfarrarchivs statt: Elisabeth, Prinzessin von Dänemark — Elisabeth, Königin von Dänemark — geschrieben stand.

1529 starb Elisabeth, und es gingen von da ab die Westerbürger Erträge an Herzog Friedrich Ulrich über. Derselbe benutzte in dieser Zeit sein Recht als Lehnsbesitzer zur Erlangung eines Kapitals, indem er das Gut aufs neue für 38 000 Taler an Hennig von Steinberg verpfandte, den er auch im Jahre 1633 mit Genehmigung des Domstiftes Halberstadt mit der Westerbürg beasterlehnte.

Nach Niemeyers Mitteilung auf Seite 9 seiner Monographie der Westf. bestätigte Leopold Wilhelm den Steinbergen den Lehnsbesitz der Westerbürg, „doch mußten sie ihm für solche Günst 20 000 Taler Kapital nebst Zinsen erlassen“.

Nachdem dann 1643 Graf Wilhelm Leopold von Tattenbach vom Bischof und Erzherzog Leopold Wilhelm unter Zustimmung des Halb.

*) Anmerkung. Die Goldgulden wurden seit 1252 in Florenz (daher Florin abgekürzt fl.) und zuletzt bis ins 17. Jahrh. in Hannover geprägt. 1 Goldgulden = 7,11 M.

Domkapitels die Grafschaft Reinstein als Lehen empfangen hatte, wurden die von Steinberg Vasallen dieses Grafen.

Über die von Steinberg'schen Inhaber der Westerburg finden sich folgende Angaben:

1. Niemeyer teilt u. a. mit, daß Hennig von Steinberg 1633 mit Westerburg beafterlehnt wurde;
2. der von der Familie von Steinberg im Jahre 1661 gestiftete Altar zu Rohr'sheim trägt die Inschrift:

Johann Hilmer von Steinberg
und

Ursula Dorothee von Veltheim.

3. Das Epitaphium und dessen Inschrift an der Südwand der Kirche zu Rohr'sheim, worüber im Abschnitt „Die Kirche“ bereits berichtet wurde.
4. Die Inschrift am Armenhause.
5. Die Mitteilung des Rohr'sheimer Kirchenbuchs über den Tod des zwanzigjährigen Johann Adolf von Steinberg, mit dem am 12. April 1701 diese Steinberg'sche Linie ausstarb. Der Tod ereilte den Letztgenannten zu Wissenstein, wohin er zu seiner Braut gereist war.
6. Das Wappen an der Amtsprüche in der Rohr'sheimer Kirche, in dem die Vereinigung der Familien Münchhausen und Steinberg durch einen Mönch und einen Steinbock bezeichnet wird.

Nachdem das Bistum Halberstadt als solches zu bestehen aufgehört hatte und dasselbe als weltliches Fürstentum in den Besitz des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg übergegangen war, bestätigte auch dieser unter dem 19. Oktober 1650 der von Steinberg'schen Familie den Lehnbesitz der Westerburg.

Als dann unter dem Sohne des Großen Kurfürsten, dem Könige Friedrich I. von Preußen die von Steinberg'sche Familie zu Westerburg am 12. April 1701 ausstarb, hatte dieser das Verfügungsrecht über das Westerburger Gut und schenkte es nun seinem Halbbruder, Sr. Königlich hohen Hohen dem Markgrafen

Friedrich Albrecht von Brandenburg.

Dieser stammte aus der zweiten Ehe des Großen Kurfürsten, nämlich mit Dorothee, einer vermittelten Herzogin von Braunschweig, mit der er sich am 14. Juni 1668 auf dem Schlosse zu Gröningen vermählt hatte, Markgraf Friedrich Albrecht (Albert) ward geboren am 24. Januar 1672, wurde Herrenmeister des Johanniterritterordens und starb am 21. Juni 1731. An ihn erinnern u. a. Wappen und Name an der Sakristei der Rohr'sheimer Kirche, sowie die Inschrift an der Mitteltglocke daselbst.

Ihm folgte sein Sohn Markgraf Karl Friedrich Albrecht im Besitz der Westerburg.

Von ihm zeugt die Inschrift über der nördlichen, der sogenannten Amttür der Rohrsheimer Kirche. *)

Markgraf Karl Friedrich Albrecht wurde am 10. Juni 1705 geboren, befehligte im zweiten schlesischen Kriege 1745 in Oberschlesien, zeichnete sich bei Hochkirch und Mollwitz aus, war ebenfalls Herrenmeister des Johanniterritterordens und starb am 22. Juni 1765.

Zu seiner Zeit wurde die Rohrsheimer Kirche erweitert.

Nach seinem Tode wurde Westerbürg Eigentum des Prinzen Heinrich Ludwig, Bruders Friedrichs des Großen. Er wurde am 18. Januar 1726 zu Berlin geboren, lebte nach dem siebenjährigen Kriege in Rheinsberg und starb am 3. August 1802. Nach seinem Tode wurde Westerbürg zunächst eine königlich preussische Domäne.

Vom Prinzen Heinrich ist zu bemerken, daß ihm das hiesige Predigeramt seine Entstehung verdankt. Ferner schenkte er der Organisten- und Mädchenlehrerstelle 100 Taler, wofür „auf der Hämme“ drei Morgen Land erworben wurden. Diese kosteten 90 Taler. Die übrigen 10 Taler wurden nachher zur Melioration dieses Ackerstückes verwendet.

Durch den Frieden zu Tilsit am 9. Juli 1807 wurde die Westerbürg als Domäne verfügbares Eigentum Napoleons I. Von diesem wurde sie seiner Schwester Pauline geschenkt.

Marie Pauline Bonaparte wurde zu Ajaccio am 22. April 1780 geboren. Sie verheiratete sich 1797 mit dem Divisions-General le Clerc, welcher aber schon am 2. November 1802 starb. 1803 verheiratete sie sich mit dem Fürsten Chamillo Borghese († 9. 5. 1832 zu Florenz). 1806 ernannte sie ihr Bruder zur Herzogin von Guastalla. **)

Sie hatte nur aus erster Ehe einen Sohn, der aber bereits 1804 starb. Sie starb daher ohne Kinder, und zwar am 9. Juni 1825 zu Florenz. Westerbürg hat sie nie gesehen.

Mit der Auflösung des Königreichs Westfalen und der Wiederherstellung des Königreichs Preußen wurde Westerbürg wieder eine königlich preussische Domäne, was sie bis heute (1907) geblieben ist.

Hält man nun einen Rückblick auf die Geschichte der Oberherrschaft und Zugehörigkeit der Orter Rohrsheim-Westerbürg, so sieht man, daß dieselben:

1. bis zum Jahre 1052 als kaiserliches Lehen unter den Markgrafen gestanden haben, deren letzter Graf Bernhard war;
2. am 17. Januar 1052 in den Besitz des Halberstädter Bistums unter Burchard I. kamen;
3. darunter verblieben, bis das Bistum Halberstadt dem westfälischen Frieden gemäß als weltliches Fürstentum an den Großen Kurfürsten fiel;
4. zum brandenburg-preussischen Staate gehörten bis zum 9. Juli 1807;

*) Diese Inschrift sowie diejenige an der Mittelglocke, welche bei Markgraf Fr. Albr. genannt ist, sind im Abschnitt über die Kirche verzeichnet.

**) Anmerkung. Guastalla ist bekannt durch Lessings Emilie Galotti; es fiel 1848 an Modena.

5. bis zum Jahre 1813 (18. Oktober) unter der Regierung des Königs von Westfalen standen und
6. von 1813 bis jetzt preussisch sind.

Im besondern standen Rohrshcim und Westerbürg als Teil der Grafschaft Reinstein:

1. bis 1599 unter den Lehnsgrafen von Reinstein;
2. von 1599 bis 1643 besaßen Herzöge von Braunschweig die Lehnsgrafschaft Reinstein;
3. von 1634 bis 1643 lag die Lehnsgrafschaft in den Händen des Bischofs Erzherrzog Leopold Wilhelm;
4. von 1643 bis 1670 trugen Grafen von Tattenbach die reinsteinsche Grafschaft zu Lehen;
5. von 1670 an war diese Grafschaft Eigentum der Kurfürsten von Brandenburg und später der Könige von Preußen, doch mit der Unterbrechung in den Jahren 1807—1813.

Die Familien, bezw. Personen, welche im Besitz der Westerbürg aufeinander folgten, waren folgende:

- 1521—1546 Bertram von Dorstadt, Pfandinhaber.
- 1546—1629 die Familien Veltheim und Schulenburg.
- 1629—1701 die Familie von Steinberg.
- 1701—1765 die markgräfllich Brandenburgische Familie.
- 1765—1802 Prinz Heinrich von Preußen.
- 1802—1807 war Westerbürg königlich preussische Domäne.
- 1807—1813 Pauline, die Schwester Napoleons I.
- 1813 bis jetzt ist Westerbürg wieder königlich preussische Domäne.

15. Amtsverwaltung und Gutsbewirtschaftung.

Über die Bewirtschaftung der Westerbürg fehlen bis zum Jahre 1521 gänzlich die Nachrichten. Ob die reinsteinschen Grafen durch Beamte, welche unter ihrer unmittelbaren Oberleitung standen, die Bewirtschaftung haben ausführen lassen, oder ob andere Unternehmer diese Unterherrschaft pachtweise übernommen hatten, das wird sich schwerlich jemals bestimmt nachweisen lassen. Doch sprechen die in großem Stile angelegten Wohnräume dafür, daß sie für eine vornehme Familie angelegt worden sind. Auch erfahren wir vom Grafen Ulrich XI. von Reinstein aus einer Urkunde vom Jahre 1546, daß seine Vorfahren von altersher vom Halberstädter Domstifte beliehen seien „mit Schloß und Borg Westerbürg, mit Gericht und Recht, oberst und unterst, über Hals und Hand, mit allen geistlichen Ritter- und Asterlehen“, usw. *)

*) Anmerkung. Vergleiche die Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde Jahrgang 1901, p. 160. Der betreffende Artikel in dieser Zeitschrift stammt vom Archivrat G. Jacobs in Wernigerode und behandelt in ausführlicher Weise die Geschichte des Grafen Ulrich XI. von Regenstein 1499—1551).

Diese Worte zeigen also an, daß mit Westerburg eine sogenannte Patrimonialgerichtsbarkeit verbunden war. Von derselben darf man annehmen, daß sie, je weiter in der Zeit zurück, desto wahrscheinlicher nur von dem Dominialinhaber selbst geleitet und ausgeführt wurde. Es ist daher höchst wahrscheinlich, wenn auch heute nicht mehr bestimmt nachzuweisen, daß die Westerburg entweder abwechselnd zeitweise von den Grafen selbst oder von einem Mitgliede dieses ritterlichen Geschlechts bewohnt wurde.

Die Ausübung der Patrimonialgerichtsbarkeit konnte natürlich nur von einem Rechtskundigen geschehen. War der Inhaber ein solcher, so konnte hier wohl der Fall eintreten, daß die Rechtsverwaltung und Wirtschaftsleitung in einer Hand lag. Dieser Fall trat in derartigen Verhältnissen überhaupt selten ein. Vielmehr wurden die Gerichtssachen meistens durch einen dazu angestellten Justitiarius besorgt, den man hierorts mit dem Titel Amtmann bezeichnete.

(Nach Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit am Beginn des 19. Jahrhunderts ist der Titel Amtmann kein offizieller mehr, doch werden die Titel Oberamtmann und Amtsrat an Domänenpächter verliehen, ohne daß diese Titel eine Beziehung zur Rechtsprechung haben.)

In der hier nun folgenden Aufzählung der Amtleute sind auch die inbegriffen, welchen als Gutspächtern keine Gerichtsbarkeit mehr zustand.

16. Westerburgische Amtleute.

Der aus ältester Zeit bekannte westerburgische Amtmann, der das Justizamt unter den Schulenburgern handhabte, war der grausame Hünerkopf, dessen unseliges Andenken noch heute unter der Bevölkerung der Umgegend nicht erloschen ist. Von ihm wurden nämlich gegen eine Anzahl Frauen und Jungfrauen schauderhafte Hexenprozesse geführt, von denen im Anhang einige näher beschrieben sind.

Nach der Tradition in der Umgegend sollte diesen Unhold und Wüesrich nicht etwa allein Aberglaube und religiöser Fanatismus zur Verfolgung so vieler unschuldiger Frauen getrieben haben, sondern im Grunde sollte er nur die damalige Geistesverwirrung benützt haben, seine wollüstigen Triebe straflos zu befriedigen. Wenn diese armen Opfer auf den Scheiterhaufen beim Schäferteiche ihre Seele ausgehaucht hatten, konnten sie niemand mehr verraten, was mit ihnen im verborgenen geschehen war.

Peregrinius Hünerkopf war Amtmann in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts, denn es heißt im Rohrsheimer Lagerbuche, daß er „Amtmann bei den Edlen von Schulenburg“ gewesen sei. Wenn daher im Lagerbuche bei Hünerkopf die Jahreszahl 1515 angegeben ist, so kann das nur ein Schreibfehler sein, denn zu dieser Zeit waren die Schulenburgern noch nicht Inhaber des Westerburger Amtes. Auch fanden hier, soweit bekannt, noch keine Hexenverbrennungen zu jener Zeit statt, dagegen tragen die bezüglichen Prozeßakten Jahreszahlen meist aus den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts.

Das Rohrzheimer Lagerbuch führt nach ihm folgende Amtleute mit nur kurzen Bemerkungen auf:

- 1610. Heinrich Kühne.
- 1620. Thomas Spregel. Veltheim'scher Amtmann.
- 1627. Hieronymus Klinggräf, Amtmann.
- 1639. Heinrich Schwanede, welcher jedoch nicht als Amtmann, sondern als Amtschreiber bezeichnet wird.
- 1638. Hans Mallin, der sich in Briefen folgendermaßen schrieb:
„Erzherzoglicher, Bischöflicher, Stift Halberstädtischer
Regierung des Amtes und Hauses Westerbürg Verord-
neter Amtsverwalter.“
- 1639. Andreas Klob (Clodius) war zuerst Amtschreiber, nach-
gehends Amtmann.

Bei den vier folgenden ist das Antrittsjahr im Lagerbuche nicht an-
gegeben.

Johann Georg Schoch, Amtmann, ist nach Braunschweig ge-
zogen.

Christian Heinrich Koch ist auch bald wieder weggezogen.

Johann Lenge, Amtmann zog nach Heimbürg.

Christian Friedrich Bosewitz ist eines Morgens auf der
Stube tot gefunden worden.

- 1678. Ernst Strube, Amtmann. Dieser hat den Busch oder kleine
Gehölz in den „Amts-achzig Morgen“ angelegt, welcher des-
wegen eine ziemliche Zeit der Struben-Busch genannt
worden.
- 1682. Cyriacus Gabriel Heise, welcher beim Domkapitel zu Halber-
stadt Sekretär geworden.
- 1690. Christoph Friedrich v. Münchhausen, war Vormund des jun-
gen Herrn von Steinberg. Er starb zu Halberstadt.
- 1700. Hilmar Julius Bieth, Steinberg'scher Hofmeister, nachher
Amtmann. Indem aber nachfolgenden Jahres dieser junge
Herr von Steinberg zu Wippenstein verstorben und das
Amt von Verfall an Ihro Königliche Majestät von Preußen
und dero Schenkung an Ihro Königliche Hoheit den Herrn
Markgrafen Albert Friedrich gediehen, ist der darauf ge-
wesene bisherige Amtschreiber —
- 1701. Peter Nicolai, und zwar mit dem Charakter als Marktgräfli-
cher Amtsverwalter das Jahr auf Rechnung beibehalten
worden.
- 1702. Peter Johann Dörre, bisheriger Pächter zu Lttleben, wel-
cher hinwieder als Amtmann das Amt in Arrende und Pacht
angetreten.
- 1705. resolvierten Ihro Hoheit, der Herr Markgraf vielerwähntes
Dero Amt Westerbürg mit allem Zubehör, wie allbereits
in den meisten königlichen Ämtern geschehen, den Unter-
thanen in Erbpacht — gestaltfam dieselbe Er. Königl.ichen
Majestät von deren geheimen Staatsrate Herrn von Güben
war angerathen worden — auszum, wurde auch wirklich

zu Werke gerichtet und die gesamten Amtsäcker und Wiesen nebst allen vor dem Acker befindlichen, Schaffställen und anderen Gebäuden, als welche sämtlich vor die unangeessenen Erbpächter — wiewohl mit deren eigenen Kosten — zu Wohnhäusern ausgebaut, nachdem sie zuvor nach Spanien erblich verkauft worden.

Vor jeder Hufe*) Ackerz, so wie sie zuvor ausgemessen, wurde an Erbstandsgelde vorgeschossen 50 Taler, die jährliche Pacht aber mit 30 pro Hufe abgeführt.

Bei dieser angehenden Erbpacht wurde von neuem Amtmann

1705 Rudolf Philipp Hasenwinkel. Auf nach und nach aber sich äußernden Verfall und Mißvergüngen der hohen Herren an eingeführter dieser Erbpacht erging dann auch —

1710 Kontra-Verordnung, vermöge deren wurde dieselbe gänzlich wieder aufgehoben, das Amt und Zubehör wieder in Arrende gesetzt und hinwieder zum zweiten Male zum Amtmann admittiret vorangeregter

1710 Peter Johann Dörre.

Nach ihm wurde Amtmann:

1716 Bollrath Stoffregen, bisheriger Pächter des Klosters Michaelstein. Es ist aber derselbe 1726 bei Besuch und Visitation seiner zu Schmaßfeld und Wernigerode in gleichem statu habenden Haushaltungen und zwar letztern Orts nach kurzer Krankheit gestorben, worauf aber Ihre Königliche Hoheit, der Herr Markgraf aus hohen Gnaden dieses verstorbenen Amtmanns ältesten Sohn

1727 Johann Bollrath Stoffregen zuvörderst zum Amtsverwalter, aber kurz darauf zum Amtmann hinwieder denominiert und bestätigt, welcher sich dann auch in seinem obwohl annoch jungen Leben solcher besondern hohen Gnade etwa würde würdig gemacht haben, wenn er nicht nach dem unbegreiflichen Rat Gottes 1729 des Monats März nach zugestossener heftiger Krankheit zu jedermännliches Verwunderung mit noch zweien seiner Brüder zusammen binnen sechs Wochen hieselbst auf der Westerbürg verstorben.

(Anmerkung des Verfassers: Vorstehende Angaben im Hohnsheimer Lagerbuche stimmen mit dem Epitaphium zwischen den Fenstern am Altar der Hohns. Kirche nicht genau. Wie im Abschnitt „Die Kirche“ zu ersehen ist, starben nicht blos 2, sondern 3 Brüder des J. B. Stoffregen. Es sind diese drei Brüder um je 14 Tage nacheinander gestorben und in das auf hiesigem Hohnsheimer Kirchhofe im Kirchengiebel für sie neugemachte Gewölbe eingesenkt und verschlossen und nachher das genannte Epitaphium auf dem Chor in der Kirche angeheftet worden. (Näheres unter Abschnitt 7.)

„Ob nun wohl die bekümmerte und aller Söhne nummehr beraubte Mutter und Witwe Stoffregen annoch einige

*) 1 Hufe = 30 Morgen oder 7 ha 65 a 90 qm.

Pachtjahre an dem Aunte gehabt, hat sie sich doch gestaltsamen Umständen nach nicht vermögend befunden, derselben Ende auszdauern, sondern hat selbige mit hoher Genehmigung Ihro Königl. Hoheiten des Herrn Markgrafen Albrecht Friedrich Wohlbedächtlichen cediret und abgetreten. Hergegen ist wieder admittiret und angezogen:

- 1730 Heinrich Rudolphi, Herrn Amtmanns zu Schauen ältester Sohn.
- 1731 wurde das Amt auf Ihro Königl. Hoheit Herrn Markgrafen allergnädigste Verordnung durch den damaligen Administrator Behrens die Rechnung davon geführt.“
- (Anmerk. d. V. In diese Zeit fällt das Ende des Prozesses gegen den Brudermörder Dietrich. Siehe Näheres darüber Nr. 2 des Anhangs.)
- 1732 hat vorgedachter Administrator Behrens mit seinem Schwiegerbater, dem Oberamtmann Mitus aus Deersheim das Amt gepachtet.
- 1734 der Amtmann Blumenau.
- 1745 der Amtmann Müller.
- 1757 der Oberamtmann Jüllerus.
- 1765 der Oberamtmann Lambrecht.
- 1770 der Oberamtmann Wahnschaffe, welcher den Busch, so von Ernst Strube angelegt, wieder ausroden lassen, weil kein Busch in einem Kornfeld geduldet werden muß. Ratio wird ein jeder Hauswirt leicht einsehen.
- 1799 der Oberamtmann Ernst Wahnschaffe, welcher im Jahre 1815 zu Westerbürg verstorben. Da dessen Pachtjahre um waren, so folgte dessen ältester Sohn,
- 1818 der Oberamtmann Adolf Wahnschaffe, geboren am 2. September 1792, gestorben 1863 zu Braunschweig.

(Bemerkung des Abschreibers: An den A. W. erinnert die auf dem Walle, an der Ostseite des großen Rasenbeetes stehende große Linde, welche noch am Tage seiner Geburt zum Andenken daran vom Vater gepflanzt worden sein soll. 1892 fand unter der Linde eine kleine Familienfeier statt.)

- Auf Adolf Wahnschaffe folgte dessen Sohn
- 1850 Bruno Wahnschaffe. Derselbe ward am 27. April 1820 zu Westerbürg geboren und übernahm die Pachtung von seinem Vater am 1. April 1850. Am 1. Mai verheiratete er sich mit Marie Köhrig, Tochter des Kommerzienrats R. in Wernigerode.

Er erhielt 1860 den Titel Oberamtmann und 1870 den Titel Amtsrat, 1884 wurde er mit dem Roten Adlerorden dekoriert. 1870 war er Mitglied der Provinzialsynode und seit 1874 Amtsvorsteher des Amtsbezirks Rohrsheim-Westerbürg.

Während sein Vater unter sehr ungünstigen landwirtschaftlichen Verhältnissen die Pachtung inne hatte, lag seine Pachtzeit in der Glanzperiode der Landwirtschaft.

Der Pachtpreis betrug bei seinem Antritt 4000 Taler, von 1867—1885 dagegen 8000 Taler und für die Pachtperiode von 1885—1903 40 000 Mark nebst 175 Mark Jagdpachtgeld. Bei der Verpachtung für die Periode 1903 bis 1921 hatte er das Höchstgebot mit 36 000 Mark, doch sollte er die mit dem 1. Juli beginnende Pachtperiode nicht mehr erleben, indem er am 16. Juni 1903 im Alter von 83 Jahren starb. Er war eine kraftvolle Persönlichkeit und verstand es, stets Ordnung und gute Sitte zu wahren, sowie Königstreue und Vaterlandsliebe wachzuhalten.

Die Pachtung wurde zunächst von der hinterbliebenen Witwe unter Leitung ihres Schwiegersohnes, des königlichen Oberamtmanns Bernhard Ribbentrop fortgesetzt. Derselbe wurde daher stellvertretender Gutsvorsteher und im September 1903 zum Amtsvorsteher für Rohrshcim-Westerburg ernannt. Am 4. Juni 1904 starb auch die Witwe Wahnschaffe im Alter von 77 Jahren.

17. Rohrshcimcr Amtsrichter — Schulzen — Gemeindevorsteher.

Die Dorfverwaltung führten früher Amtsrichter, seit 1815 Schulzen und seit 1895 Gemeindevorsteher genannte, ortsansässige Personen aus. Zur Zeit des Königreichs Westfalen hießen sie Maire.

Es bekleideten dieses Amt nach dem Lagerbuche folgende Personen:

Anno 1610	Hans Taube.
1631	Hans Eggers.
1638	Hans Jungen.
1642	Michael Koch.

Unter diesen 4 genannten Amtsrichtern wütete auch hier der 30jährige Krieg. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß während Michael Kochs Amtsführung das jetzige Haus des Großen Kruges erbaut wurde, da sich noch ums Jahr 1860 die Jahreszahl 1648 über der Tür befand. (Ann. d. Verf.)

1668	Hans Bruns.
1672	Heinrich Schaper.
1683	Julius Jordan.

Von ihm heißt es, daß er während der Zeit starb, als die Westerburger Grundstücke in Erbpacht gegeben worden waren, also in der Zeit zwischen 1705—1710. Nach seinem Tode aber sei dieses Amt einige Jahre unbesezt geblieben. Die betreffende Bemerkung im Lagerbuche ist übrigens etwas dunkel ausgedrückt. Sie lautet:

„Nach dessen tödlichem Abgange, so sich in der Zeit der Erbpacht — da dieses eben nicht regardirt worden — angehoben, ist diese Bedienung einige Jahre vacant gelassen, folgendes aber hierzu wieder ernennet und bestättigt:“

- 1726 „Peter Hartmann, so zugleich Einnehmer und Bader in der Gemeinde.“ Er war Besitzer des Rothhofes Nr. 51, welcher jetzt (1903) Eigentum des Kaufmanns Dube ist. Dasselbst werden noch heute die Gemälde P. Hartmanns und seiner Ehefrau aufbewahrt.

Zu seiner Zeit wurde das für die Ortsgeschichte äußerst wertvolle Lagerbuch angelegt, wobei eine nicht geringe Mitarbeit seinerseits anzunehmen ist.

In seinem zweiten Amtsjahre fand die Ermordung des Koffaten A. Sien statt, worüber sich Anhang Nr. 2 näheres findet.

Über die durch den Siebenjährigen Krieg verursachten Drangsale und den großen Brand von 1770 gibt die Abschrift der betreffenden Denkschrift (Anhang Nr. 3) die Einzelheiten an.

- 1773 „Daniel Simmenroth, welcher zugleich prinzlicher Förster zu Dingelstedt war.“

(Ob er, wie die sonstigen Richter pp. hier einen Besitz hatte, kann der Verfasser nicht angeben.)

- 1784 Valentin Tegtmeyer, welcher das Jahr zugleich Altgeschworener war.

- 1797 den 15. Juli. Johann Heinrich Tegtmeyer als adjungirender prinzlicher Amtsrichter ernannt und den 22. März 1803, da dieses Amt Westerburg königlich geworden, von hochlöblicher Kriegs- und Domänenkammer zum königlichen Amtsrichter bestätigt.“

(Hieraus geht hervor, daß dem Besitzer von Westerburg das Ernennungs- und Bestätigungsrecht der hiesigen Amtsrichter allein zustand. D. B.).

- 1808 „Da das Fürstentum und mehrere preußische, auch andere Provinzen, zum Königreich Westfalen umgebildet wurden, so ist die Amtsrichterstelle aufgehoben und ist Johann Tegtmeyer von Sr. Majestät, dem König von Westfalen Hieronimus Napoleon den 7. Juni 1808 zum Maire in der Commune Rohrshelm und Westerburg ernannt und den 15. Juli in Halberstadt in dem Schuhhofe von dem Herrn Präsekt Gözler verpflichtet und bestätigt worden.“

- 1811 „Nach dessen im Jahre 1811 erfolgten Tode folgte Matthias Heyer als Maire. Ihm folgte nach seiner Entsagung Heinrich Julius Maximilian.“

„Nach der im Jahre 1813 den 18. Oktober entscheidenden Schlacht bei Leipzig wurde das Fürstentum Halberstadt wieder an den preußischen Staat übergeben, allwo, wie auch in unserer Gemeinde, unter der Regierung unsers allertüchtigsten Königs Friedrich Wilhelm III zu stehen uns freuen und allerhöchst demselben eine lange und gesegnete Regierung uns wünschen.“

„Es wurde daher im gedachten Jahre 1813 die westfälische Regierung, mithin auch die Mairie aufgehoben und an dessen Stelle **Schulzen** ernannt, etwa der erste:“

1813 „Der bisher gewesene Maire Heinrich Julius Maximilian.“ Ihm folgte:

1818 Christoph Baumann. Demselben folgte

1823 Wilhelm Scheller. Während seiner Amtsführung wurde im Jahre 1848 die Separation ausgeführt. Als die 1848er Märzunruhen ausgebrochen und u. a. auch in Dardesheim ein Aufstand vorgekommen war, bot der in Dardesheim wohnende Landrat dem hiesigen Schulzen militärischen Schutz an. Scheller lehnte das Anerbieten jedoch ab und meinte, daß er mit den paar Luerköpfen schon allein fertig werden würde. Nur bäte er die nach Belthelm reitenden Kürassiere über Rohrsheim marschieren zu lassen. Dies geschah denn auch unter dem Liede „Ich bin ein Preuße, kennst ihr meine Farben,“ und siehe, es kam zu keinen revolutionären Kumbgebungen. (Nebenbei sei noch bemerkt, daß man gewaltsame Beseitigung der Schulbänke befürchtete und daher die Fenster der Schule mit Läden versah. Vergl. Abschnitt „Organisten“ — Lehrer Hellmuth.).

Bis zum Jahre 1825 gehörten Rohrsheim und Westerbürg zum landrätlichen Kreise Oschersleben. Bei der in jenem Jahre stattfindenden Änderung der Kreiseinteilung wurden unsere Orter zum landrätlichen Kreise Halberstadt gelegt.

(Daselbe geschah mit Aspenstedt, Athenstedt, Dardesheim, Billy, Mulmke, Heudeber, Ströbeck und Mahndorf.)

1858 Andreas Bötzel, Ackermann.

1865 Ackermann Christoph Strube. Dieser war der letzte Schulze, der von der Behörde ohne Wahl der Gemeinde gesetzt wurde, denn vom Jahre 1874 an wurden die Schulzen von sämtlichen Haus- und Hofbesitzern auf den Zeitraum von sechs Jahren gewählt. Als ersten Schulzen wählte man:

1874 Heinrich Voigtländer, Kossat. Bis zu dieser Zeit hatten die Schulzen unmittelbar unter dem Kreislandrat gestanden. Von jetzt ab wurde zwischen diesen und den Schulzen der Amtsvorsteher gesetzt, welcher nicht von den Eingeseffenen des Amtsbezirks gewählt, sondern von der Regierung eingesetzt wurde. Dadurch wurden die Befugnisse der Schulzen erheblich eingeschränkt. Rohrsheim bildete von nun an mit der Domäne Westerbürg einen Amtsbezirk, und der Amtsrat Wahnschaffe wurde als erster Amtsvorsteher eingesetzt.

Als 1880 die Neubesezung des Schulzenamts sich in die Länge zog, wurde mit der einstweiligen Verwaltung der Ackermann H. Woldag behördlicherseits betraut. Erst 1884 fand darauf eine neue Wahl statt, aus welcher der

bisherige Schulzenamtsverweser als wirklicher Schulze hervorging.

1884 Heinrich Woldag hatte sich nur kurze Zeit dieses Ehrenamtes zu erfreuen, denn schon nach wenigen Tagen ward er von der Peste befallen und starb. Aus dieser kurzen Amtstätigkeit konnten natürlich keine bedeutende Schöpfungen hervorgehen. Doch ist von ihm zu bemerken, daß er in seiner Vertretungszeit u. a. einige Dorfstraßen mit Harzsteinen pflastern ließ, z. B. den Teil des Steinweges von der Schulstraße bis zum Bruchthore.

1884 Landwirt Paul Crayen. Um einen bessern Hinterhalt für manche wünschenswerte Reformen und Änderungen zu haben, gelang es seiner Bemühung bereits im Jahre 1886 die Gemeinde zu bewegen, zur Beratung ihrer Angelegenheiten eine Vertretung von 12 Personen zu wählen, wovon die Hälfte nach je drei Jahren neu zu wählen sei. Die Wahl wurde in der Weise ausgeführt, daß diejenigen Gemeindeglieder, welche zusammen $\frac{1}{3}$ der Gesamtsteuern zahlen, eine Wahlabteilung bildeten. Jede Abteilung wählte 4 Mitglieder. Zu diesen 12 Personen traten der Schulze und die beiden Schöppen, so daß die gesamte Gemeinde-Vertretung 15 Mitglieder umfaßte, in deren Versammlungen der Schulze den Vorsitz führte. Zu den Befugnissen dieser Körperschaft gehörte auch die Wahl des Schulzen und der 2 Schöppen. Für Verhinderungsfälle der letztern wurde ein Vize-Schöppe gewählt. Es war dies bereits der Modus, der durch die „Landgemeinde-Ordnung“ im Jahre 1892 allgemein eingeführt wurde. In letztgenanntem Jahre wurde jedoch vollständige Neuwahl vorgenommen.

Unter Crayens Amtsführung wurde die 1857 gebaute und seitdem mit Schlagsteinen beschüttete Chaussee nach Dedeleben mit Harzsteinen gepflastert. Damit sich die Pflasterung der gesamten Rohrsheimer Strecke nicht zu sehr in die Länge ziehen sollte, schossen die hiesigen Aktionäre an der Dedeleber Zuckerfabrik auf jede Aktie 2000 Mark vor, die durch die Chausseebausteuern, die man nicht erhöhen wollte, in den nächsten Jahren amortisiert werden sollten und wurden.

1889 wurde das Kriegerdenkmal errichtet. Auch ließ Cr. an Stelle des unzulänglichen Gemeinde-Armenhauses auf dem Schützenwall ein neues erbauen und führte verschiedene neue Einrichtungen durch. — Er war zugleich Mitglied des Gemeinde-Kirchenrates und des Kreistages, sowie Stellvertreter des Amtsvorstehers und Landesbeamter.

Nach Ablauf seiner sechsjährigen Amtsperiode wurde er zwar wiedergewählt, lehnte es aber nach einem Jahre ab, das Schulzenamt ferner zu verwalten.

An seine Stelle wurde

- 1891 der Halbspänner Friedrich Bruns gewählt, welchem auch zugleich das Standesamt übertragen wurde. Während seiner Amtsführung wurde der Friedhof zwischen dem Dedelesber und dem Westerburger Wege eingerichtet.
- 1897 (7. Februar) Hugo Heinemeyer, Besitzer des Ackerhofs Nr. 15. Derselbe war schon vorher Stellvertreter des Amtsvorstehers. Bei ihm wurde die Bezeichnung

Gemeinde-Vorsteher

eingeführt.

Am 7. Februar 1903 wurde er als Gemeindevorsteher auf die mit diesem Tage beginnende sechsjährige Amtsperiode wiedergewählt und bestätigt. Unter seiner speziellen Leitung wurde das Schulhaus für die 3. und 4. Klasse erbaut. 1898 fand die Gehaltsregulierung der Lehrer statt und 1902 wurde die Wasserleitung erbaut.

Noch im ersten Jahre seiner zweiten Amtsführung trat er aus dem Amte eines Gemeindevorstehers, indem er im Herbst nach Braunschweig verzog. Während er noch amtierte, fand unter seiner Leitung die Wahl seines Nachfolgers statt und zwar wurde am 23. Oktober 1903 durch die Gemeinde-Vertretung Adermann Heinrich Woldag, Besitzer des Hofes Nr. 58, gewählt und von der Behörde bestätigt. Nach seiner Übernahme der Verwaltung Westerburgs wurde 1906 den 13. Februar Friedr. Schmidt, Besitzer des Hofes Nr. 3, gewählt.

18. Standesbeamte.

Die Standesämter wurden in Preußen mit dem 1. Oktober 1874 eingerichtet. Westerburg und Rohrsheim bilden einen Standesamtsbezirk. Die Standesbeamten waren:

1874 vom 1. Oktober ab Christoph Strube.

1889 vom Mai ab: Paul Grahen.

1893 vom Januar ab: Friedrich Bruns.

19. Pastoren.

Aus vorreformatorischer Zeit befinden sich im Ilsenburger Urkundenbuche II, Seite 396/97 die Namen zweier Ortsgeistlichen von Rohrsheim, nämlich: Jacob Digk und Degenhard Hylle. Von ersterem heißt es im Regist. frument. vom Jahre 1496:

„Olim dati sunt pulli decimalis duo sexagenaria et 14; item porcellos decimales emit hoc anno Jacob Digk pro 1 flor.“

Von Hylle heißt es Seite 397:

„Unus ortus circa horreum decimale, cens. 6 sol. antiquos. Hunc tenet dom. Deghenhardus Hylle plebanus at vitam sum 1519.“

Der Zeitpunkt der Einführung der Reformation in Rohrsheim hat sich bisher nicht genau ermitteln lassen. Auch werden unsere Orter nicht mit unter denen aufgeführt, welche 1564 und 1589 bei den von Sigismund, beziehungsweise von Heinrich Julius angeordneten allgemeinen Kirchenvisitation besucht wurden, denn Westerburg nebst Rohrsheim gehörten damals nicht unmittelbar zum Bistum Halberstadt, sondern zur Grafschaft Reinsteins. Dagegen sind nicht bloß im Lagerbuche von Rohrsheim, sondern auch auf der Rückseite des dortigen Altars die Namen sämtlicher Prediger, die seit der Reformation das hiesige Pfarramt verwaltet haben, nebst einigen kurzen Bemerkungen aufgezeichnet. Als erster evangelischer Prediger wird dort angegeben:

Andreas Siegfried. Von ihm wird bemerkt, daß er am Ende des 16. Jahrhunderts gestorben sei. Wie lange er als evangelischer Prediger dort gewirkt hat und ob er nicht am Anfang seiner Wirksamkeit im Papsttum gestanden hat, darüber geben die beiden genannten Quellen nichts an. Doch läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß man sich in Westerburg und Rohrsheim ebenso früh zu der evangelischen Lehre bekannt haben wird, wie in den Nachbargemeinden, um so mehr, als sich die Grafen von Regenstein schon früh zu der neuen Lehre bekannten und ihr Gebiet von halberstädtischen Evangelischen öfters aufgesucht wurde, um einem evangelischen Gottesdienste beizuwohnen. Würde man dem Prediger Siegfried auch eine recht lange Amtszeit zuschreiben, so dürfte dieselbe doch wohl 50 Jahre nicht weit übersteigen. Es läßt sich daher schwerlich annehmen, falls Siegfried wirklich der erste evangelische Prediger war, daß die Reformation bereits längere Zeit vor den vierziger Jahren, also zu Bertram v. Dorstadts Zeit in unseren Orten eingeführt war. Es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß die reine Lehre erst gepredigt wurde, nachdem 1539 Matth. v. Rellheim die ihm verpfändete Westerburg inne hatte, oder wohl gar erst unter dessen Schwiegersohne Joachim v. d. Schulenburg.

Von letzterem findet sich im Protokoll über die Kirchenvisitation in Dardesheim (Rohrsheim wurde als regensteinisch damals nicht visitiert) vom Jahre 1564 folgende Mitteilung:

„Von 3 Morgen auf Rohrsheimer Feld hatte die Kirche (zu Dardesheim) 6 gr. jährlich Zins; aber seit 5 Jahren hat Joachim von der Schulenburg diese Zinsen der Kirche in Rohrsheim zugewendet.

Von diesem Einkommen werden jährlich 4 Spenden gereicht.“

Die Beziehung dieser Spende zu dem ehemaligen, seit langem in Rente verwandelten Spendeorn, deren Betrag von 17,50 M. in die Rohrsheimer Murrende-Armenkasse fließt, bedarf noch einer näheren Untersuchung.

[Anmerkung. Der 1574 in „Derssem“ (Deersheim) angestellte evangelische Pfarrer Casparus Neufirchen war ein Rohrsheimer Kind und zur Zeit seiner Anstellung 25 Jahre alt, also 1549 geboren.] Nebe, pag. 82. —

Dem Andr. Siegfried folgte um das Jahr:

1597 Andreas Lauch aus Blankenburg. Er starb, wie es am Altar geschrieben steht, indem er von einer hiesigen Hege getödtet wurde. Die betreffenden Worte lauten: „Andreas Lauch, Blankenburgensis, 1597. a venefica Rohrs-

heimensis extinctus 1603. — Nach Niemeyers Auszug aus den Westerburger Hexen-Prozeß-Acten sollte der von einer Hexe mit Gift zu Tode gekehrte Prediger Buch geheißen haben. Jedenfalls liegt bei dieser Namensverschiedenheit nur eine falsche Lesung des undeutlich geschriebenen Namens vor, denn Buch und Lanch dürften leicht zu verwechseln sein. — (Siehe Anhang Nr. 1, 6.)

1603 M. Johannes Leo aus Thüringen. Im Besitze der Familie Sauer befinden sich mehrere Schriftstücke von seiner Hand.

Ihm gehörte der nunmehr dismembrierte Kossatenhof, jetzt Nr. 47—48.

Er starb 1640, verwaltete also das Pfarramt während 22 Jahren des 30jährigen Krieges. Von ihm befindet sich im Besitze der Familie Sauer folgendes, eigenhändig geschriebene Schriftstück:

„Ich M. Johannes Leo ehre und Bekenne hiermit, Demnach aus Göttlicher vorsehung von dem Hochwürdigem Durchlauchtigen und Hochgeborenen Fürsten und Herrn, Herrn Heinrich Julio postulirten Bischof zu Halberstat, Herzogen in Braunschweig und Lüneburg meinem gnädigen Fürsten und Herrn, Und J. (hrer) J. (fürstlichen) G. (naden) ansehnliche Consistorial- und Kirchen - Räte auf die vacirende Pfarre zu Rorsheim im Ambt Westerburg ich praesentiret und demzufolge eine Probpredigt gethan, und von dem gestrengen Edlen und Ehrenvesten Joachim von Beltheim, dieser zeit Inhabern des Ambts Westerburgs neben der gemeine zu Rorsheim folgendes ordentlich vociret worden.

Weil aber dieses ortz ein alt gräflich Herkommen, das jedesmal auf die in der Graffschaft Reinstem vacirende Pfarr, insonderheit aber die zu Rorsheim drey unterschiedliche Personen für dem Ambt Westerburg und der Gemeine zu Rorsheim fürgestellt und aus deren Mittel eine Person zu erwählen und zu vociren bis an iho freigelassen worden, das dieses wolermeldeter der von Beltheimb in diesem Actu nicht allein mündlich moviret, sondern die Fürstliche Braunschweigische Kirch und Consistorial auch in Hessen gelangen lassen, und alter gewohnheit zu erhalten für seine Person freundlich gebeten, und wegen dessen von der Schulenburg anhängig gemacht, und dieses dahero in Weitenstigkeit gezogen, und die Pfarrgüter künftiglich dadurch, Insonderheit diejenigen, so von dem vomm der Schulenburg der Pfarre gratis beigelegt worden sein, distrahiert und eingezogen werden könnten, das zu verhütung dieses und zur fortsetzung des vacirenden heiligen Predigtambts dieses ortz, und zu meinem selbsteigenen befürderung Ihr G. und gestr. der von Beltheim, so lange Er das Haus Westerburg inne hatte, mit meiner Person jedoch althergebrachten gewohnheit hiedurch nichts benommen friedlich, aus autem Willen und Christlicher mildig-

seit der Pfarre zu Rorsheim, vom ambt Westerbürg conferirte guter, als sonderlich die befreitung und Einlaßung des Zehenden auf den Pfarräckern mir großünstig ohne Zemandes verhinderung concediret, welches doch hinfürder von Keinem andern in Consequentiam nicht zu ziehen, und auf einen andern zu perpetuiren, dessen zur Uhrsund meines dieses Reberkes und eigener subscription, Actum.

Westerbürg, den 4. Februarii
anno 1607.

Leo.

Consilium Rostockiense et
Gissense.

1. Wir befinden nirgend in Gottes Wort, daß die Geistlichen von den ihnen Untergebenen Stätten, Wohnungen, Wiesen, Ackern, Vieh od. dergleichen jemals das geringste der Weltlichen Obrigkeit haben entrichten dürfen, sondern haben daselbst vielmehr diese Nachricht, welcher gestalt der große König Artaxastha ohne Zweifel aus der heiligen Levthe Information ganz ernstlich geboten, daß Niemand unter seinen Gewaltigen und Ambtleuthen einigen Zins, Zoll oder Jährliche Rente auf irgend einen Priester, Leviten, Sängern, Thorhüter am Hause Gottes zu legen Macht haben sol. Esra, 7. So befinden wir auch aus dem großen Capitel des 4. Buch Mosiz, wie die Leviten von allen Oneribus publicis et Civilibus befreiet gewesen; da von Heerzügen gedacht wird, davon die Leviten befreiet, haben sie doch vom Rabbe im Kriege erlanget, auch von ihm bekommen. 4. Mose 31.
2. Sol man Predigern Nahrung, Speise und Lohn verschaffen, so kan man hievon keine Decurtation*) wiederumb machen durch Steuer,**) Verpflicht, Licenten, denn sonste heißt es, mit einer Hand geben, und**) mit der andern nehmen.
3. Christliche Kaiser haben die Prediger von allen Beschwerden befreiet, v. nicht allein die Güter, die zu Unterhaltung des Ministerii von nöthen, sondern auch ihre selbsteigenen Güter, damit sie die Seelsorge mit mehr Freddigkeit abwarten, und ihr Ambt nicht mit Sevzen, verrichten v (und) sich v (und) die ihren desto besser unterhalten könnten. Welches so es einmal zu Ehren v. (und) Nothwendigkeit gegeben, v. (und) verwilliget, wil sich nicht gebühren, solches ohne ihre Verwürfung wied. zu entziehen, welches auch ohne großen Despekt der Prediger

*) Decurtation = Verfürzung.

**) In dem ganzen Schriftstücke steht für v. und u. dasselbe Zeichen, nämlich v.

v. (und) Abbruch ihrer Nahrung v. (und) Ergeßlichkeit, nicht geschehen würde.

4. Joseph hat den Fünzigsten genommen von allen Gütern, aber der Priester Feld hat er verschonet. Gen. 47.

1640. M. Benedictus Andreas Cuppius, oder nach dem Lagerbuche Scuppius. Er wurde 1643 aus Rohrsheim vertrieben (expulsiert) und nachher zum Superintendenten in Schöppensfeldt ernannt. Letzteres läßt darauf schließen, daß seine Vertreibung nicht wegen eines Vergehens geschah. Vielleicht stand seine „Vertreibung“ in Verbindung mit der Belehnung des Grafen von Tattenbach mit der Grafschaft Reinstein, welche von Seiten des Erzherzogs und Bischofs Leopold Wilhelm unter Genehmigung des Halberstädter Domkapitels im Jahre 1643 geschah.
1643. Caspar Meyer. Er war zuerst Pastor in Rüper bei Braunschweig und starb am 31. Mai 1657. Zu seinem etwaigen Ruhefize erbaute er sich das Haus neben der Schule (jetzt 161). Von ihm rührt die im Abschnitt 28 angeführte Ordnung des Wochtags-Gottesdienstes her.
1657. Henrich Nicolai, gebürtig aus Osterwieck. Er war vorher Pastor in Wehrstedt. Von ihm bemerkt das Lagerbuch: „H. N. ist von Einnehmung von Pillen, die er wegen eingerissener Krankheit zum präservativ gebrauchen wollen, zusammen den Schulmeister Sebastian Reben, als welchem er von gedachten Pillen eine Dosis abgegeben und von selbigen ebenfalls eingenommen worden, also beide in einer Woche gestorben.“ Ihm folgte im Amte:
1661. Christoph Benede aus Braunschweig. „Derfelbe blieb hier jedoch nicht lange, sondern ist bald von hier nach Quedlinburg gezogen und daselbst Pastor geworden.“
1664. Johann Conrad Schneider. Derfelbe wurde nach etwa 10 Jahren Doktor der Theologie und Pastor primarius am Dom zu Halberstadt.
1674. Christoph Dietrich Steinemann. Er war Pastor in Klein-Dedenleben gewesen.
1691. M. Dietrich Stephani kam von Wesdorf bei Alfersleben nach hier. Ihm folgte nach seinem Tode:
1700. Joachim Model, „vorgehends Diaconus an der Moritzkirche zu Halberstadt“. Aus seiner Zeit liegt folgendes Schriftstück vor, aus welchem die Art der damaligen Kirchenzucht ersichtlich ist. Es lautet: „Die Königl. Preussische Statthalter, wirklich geheimer Staats- und Kriegs Rath und zur Regierung und Consistorio des Fürstenthums Halberstadt berordnete Präsident, Vice-Canzler und Rätthe geben auf des Predigers zu Rohrsheim wider Andreas Pöhlig eingereichtes suchen, dieses zur resolution, daß Andreas Pöhlig, wenn er der Hurerei zum Drittenmale überführt worden, mit einer ernstli-

den Kirchenbuße seinem Verdienst nach zu belegen und bevor er dazu sich nicht anschicket, zur Communion nicht zuzulassen sei; Wornach man sich zu richten."

Halberstadt den 27. Marty 1703."

(Großes Siegel.)

Daran findet sich folgende, wahrscheinlich vom Pastor Model eigenhändig geschriebene Randbemerkung:

„diese ernstliche Kirchenbuße bestand darin, daß er für den Altar treten, sein Argerniß bekennen, die Gemeinde um Vergebung bitten und Besserung des Lebens versprechen mußte mit ja; es währte aber über Jahr und Tag, ehe er sich hierzu bequemen wollte; indem er vermeinte, weil er die dritte Sur genommen, so hebe solches die Kirchenbuße auf; half aber nichts, sondern wie er ungemein gesündigt, so mußte auch ungemeine Buße getan werden; helfe Gott, daß er sich herzlich bekehre und selig werde."

Ein anderes Schriftstück lautet:

„Se. Königl. Majestät in Preußen, unser allergnädigster Herr, laßen dem Pastori Modeln sen. zu Rorßheim Kraft Dieses befehlen, Jakob Heinrichs und Hermann Beckers Ehefrauen alldort m. pto. des von denen Katholischen über ihre Kinder gebrauchten Segen-Sprechens Bis auff weitere Verordnung zum Heil. Abendmahl nicht zu admittieren, Wornach man sich zu richten."

Halberstadt den 17. Novemb. 1734.

(Großes Siegel.)

gez. H. C. W. d. Osten.

W. Licanus.

Ein drittes Schriftstück lautet:

„S. Königl. Majestät in Preußen, unser allergnädigster Herr laßen auf die m. pto. des Catholischen Segensprechens geschehene denunciation dem Pastori Modeln sen. in Rorßheim Kraft dieses in gnaden befehlen die denunciation Jacob Heinrichs und Hermann Beckers Ehefrauen nachdehm Ihnen zugleich Ihr abergläubischer Aufzug ernstlich verwiesen worden, deßhalb mit gemildeter Kirchen Censur zu belegen und die Gemeinde vor dergleichen ärgerlichen Unwesen nachdrücklich zu verwarnen. Wornach man sich zu richten."

Halberstadt den 2. Decemder 1734.

(Siegel.)

H. C. W. d. Osten.

J. C. Boden.

Diesem verdienstvollen Lehrer folgte:
1784 sein Sohn Albrecht Friedrich Model, welcher anno 1756 von Se Majestät dem Könige (Friedrich II.) von Preußen zum Inspector

der Kirchen und Schulen der hiesigen Inspektion bestellt wurde, welches Amt er mit vorzüglicher Treue und zu beständiger hoher Approbation des Königl. Halberst. Consistorii bis anno 1773 bekleidet."

In seinen Privat-Aufzeichnungen berichtet der Kantor Maximilian noch folgendes:

„Am 19. Juni 1770 ist die schreckliche Feuersbrunst*) gewesen und darauf den Sonntag Dm. II p. Trinit. war darüber die Predigt. Der Eingang Amos 7, 4 Text Jeremias 17, 7. Thema:

Schreckliche Feuersbrünste als Strafen Gottes wegen der Enttheiligung des Sabbath's:

1. Wie die Enttheiligung Strafen nach sich zieht,
2. Wie schreckliche Feuersbrünste solche Strafen sind.

Die Lieder waren: Nr. 334, 856, 308, 642, 617, 1—2. —*)

Über P. Model's Tod und Begräbniß schreibt der Kantor Maximilian folgendes:

„1773 den 17. Januar des Vormittags um 9. ist der Herr Inspector Albrecht Friedrich Model am Schlagfluß gestorben, alt 58 Jahre. Er ist 39 Jahre Prediger und 15 Jahre Inspector gewesen. Des andern Morgens um 7 Uhr wurden aus der Gemeinde Ländler bestellt, die eine ganze Stunde in 3 Pulsen mit allen Glocken läuteten. Den 4. Februar c. geschah die Beerdigung, nachdem abermals 2 Pulse mit allen Glocken geläutet worden. Darauf ging die ganze Schule nach der Pfarre und unter Musik und einem Totenliebe durch die erste Kirchhofstür und die große Kirchthür in die Kirche, und zwar unter dem Liede: Lasset ab, ihr meine Lieben. [Altes Halb. Gesangbuch Nr. 741.]

2. ward in der Kirche Trauermusik gemacht.
3. das Textlied gesungen: Jesus, meine Zuversicht.
4. die Leichenpredigt von Herrn Superintendent Thauert aus Hessen gehalten.
5. ein paar Gesangsverse gesungen.
6. die Parentation vom Herrn Pastor Hausmann gehalten.
7. wieder ein paar Verse gesungen.
8. die Kollekte und Segen gesprochen.

*) Siehe darüber Anhang, Nr. 3.

**) Anmerkung. Diese Nummern beziehen sich auf die damals im Gebrauche befindliche Ausgabe des Halberstädter Gesangbuchs vom Jahre 1740, bez. 1753. Unter den angegebenen Nummern stehen folgende Lieder:

Nr. 334. Wie groß ist meine Missethat, die dich, o Gott, erzürnet hat.

Nr. 856. Gerechter Gott, vor dein Gericht muß alle Welt sich stellen. —

Nr. 308. Herr, straf uns nicht in deinem Zorn, wie wir es wohl verdienen. —

Nr. 642. Warum willst du doch für morgen, armes Herz, immerwärts als Heide sorgen.

Nr. 617, 1—2. Kommt, ihr traurigen Gemüther, kommt, wir wollen wiederkehren zu dem Herrn — — —

9. darauf wurde gesungen: Meinen Leib wird man begraben — dabei die Leiche entdecket, eingesenket und mit allen Glocken geläutet wurde.
10. „Nach der Einsenkung wurde ein Duett gemacht“, und
11. führte Herr Marchal die ganze Trauer-Versammlung unter Geläut wieder nach Hause.“ — —

Am 2. Januar 1774 starb die Frau Inspektor Model, Agnesa Sophie Helmsen an auszehrendem, 14wöchigem Fieber. Sie wurde nach der nämlichen Art und Weise, wie ihr selg. Gemahl in der Woche den 6. Januar öffentlich in die Kirche begleitet, nebst Herrn Inspektor auf dem Chor beerdigt, Leichenrede und Parentat gehalten. Sie ward 62 Jahre. —

Ob auch frühere Prediger in der Kirche begraben wurden, ist nicht nachzuweisen; nach Model aber ist niemand in der Kirche begraben. (Anm. des Herausgebers.)

1773. Samuel Synitsch aus Badersleben. (Hinter dem Altar steht: Anderbeccensis.) „Den 18. Juli dom. VI. p. Trinit. geschahen die Wahlpredigten und wurde dabei folgendergestalt verfahren:

1. Um 7 Uhr wurde geläutet; $\frac{1}{2}$ 8 das letzte Mal.
2. Mit dem kleinen „Komm heilger Geist“ angefangen.
3. Gloria intoniret.
4. Allein Gott in der Höh' sei Ehr gesungen.
5. Koll. Der Herr seit mit Euch ohne Epistel verlesen.
6. Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ. Nach dem 1. und 2. Verse predigte Herr Pastor Joepfer? (unleserlich). Nach dem 3. und 4. Verse Herr Past. Müller, nach dem 5. Verse Herr Kandidat Synitsch.
7. Darauf das große Komm heilger Geist gesungen.
8. Vom Herrn Generalsuperintendent Jacobi eine Rede gehalten darauf gewählt, introduciret und gesungen:
9. Laß uns in deiner Liebe pp., Kollette und Segen. Gesungen
10. zum Beschluß: Nun danket alle Gott. Mittags wurden die Geschworenen, Kirchväter und Schul-Bediente auf der Pfarre gespeist.“ (Solweit Maximilian.) In dem Revisionsprotokoll der Kirchfasse findet sich hinterher ein langes Monitum, worin u. a. gesagt wird, daß „das Mahl zu stark angerichtet“ sei.

„Den 19. Januar 1783 ist Past. Synitsch nach einer dreizehntägigen Krankheit sanft verschieden, er starb an der innern Inflammation und Brande in den Gedärmen, war alt 61 Jahr und einige Wochen. NB. Die Beerdigung geschah wie 1773 des Inspektors Model öffentlich. Die Leiche wurde von der Pfarre in die Kirche getragen, darin so lange abgesetzt, bis die Predigt und Gottesdienst aus war; darauf wurde sie wieder weg und nach dem Kirchhofe unter Gesang und Geläut getragen und daselbst nahe an der Thür unter Grabfingen beerdigt.

1784. Heinrich Rudolf Cherubim, gebürtig aus Wadersleben. Seine Wahl fand unter Leitung des Generalsuperintendenten am 6. Juli 1783 in folgender Ordnung statt:

Lied: Alle Welt, was lebt und webet pp. (389.)*

Mrede des Generalsuperintendenten.

Was Gott tut, das ist wohlgetan (643, 1—3).

Erste Wahlpredigt: Magister Westphal.

Gesang aus eben dem Liede, Vers 4—6.

Zweite Predigt: Pastor Cherubim.

Lied 450. Es woll' uns Gott genädig sein.

(Unter diesem Liede wurde der Klingelbeutel herum getragen.)

Wahl-Rede und Wahl-Handlung.

Proklamierung des erwählten Past. Cherubim.

Lied. Vers 6 aus dem Liede Nr. 424, welches anfängt: Ich will
o Vater, alle Zeit pp.

Kollekte und Segen.

Schlußvers vom Liede „Am lob mein Seel den Herren, Vers 5.

(Sei Lob und Preis.) Nr. 410.

Nach der Wahl wurden Gemeinde- und Kirchenvorsteher, sowie Kantor und Organist auf der Pfarre gespeist. (Maximilian.) Pastor S. R. Cherubim war von 1779 bis 1784 Prediger zu Groppendorf und wurde am 20. Januar 1784 hier eingeführt.

Kantor Maximilian berichtet in seinem Tagebuche u. a. über den Tod der Frau Past. Cherubim folgendes: „Am 17. August 1788 ist unsere Frau Pastor Cherubim mit einer jungen Tochter glücklich entbunden worden, aber nach ein paar Stunden in eine Dymnast verfunken und darin geblieben.“

„Sie wurde am 20. ej. abends unter 3 Pausen Geläut in aller Stille in ein mit Barmsteinen ausgemauertes Grab auf dem Kirchhofe eingesenkt, der Herr Pastor Cherubim, ich und der Herr Organist (Kühne) folgten der Leiche. Beim Grabe wurde eine Arie musiciert, ein kurzes Sterbelied gesungen, kurze Rede gehalten, Kollekte und Segen gesprochen, und zum Beschluß ein paar Verse von Meinen Leib wird pp. gesungen, und darauf mit einem Abendessen bewirtet. Des andern Tages, den 21., wurde die kleine Tochter in der Kirche getauft.“**) — —

Nach seinem 1828 erfolgten Tode wurde sein Sohn zum Pastor gewählt.

1828. Karl August Cherubim erwarb sich durch seine Herzensgüte, sein musterhaftes, liebevolles Benehmen gegen jedermann und seine außerordentliche Gelehrsamkeit, die er eifrig durch bis zu seinem

*) Anmerk. Die Nummern sind die des Halb. Gesangbuchs.

**) Bemerkung. Da die hier wiedergegebenen Einzelheiten nicht ohne kulturgeschichtliches Interesse und besonders auch auf den Bildungsstand der Lehrer im 18. Jahrhundert ein helleres Licht werfen, als manche unsichere Tradition, so sind sie hier wörtlich verzeichnet. — Noch sei bemerkt, daß Mag. bei der Geburt seiner Kinder stets die Himmelszeichen, z. B. Krebs, Fische u. angibt. —

Tode fortgesetzte Studien zu vertiefen trachtete, nicht bloß die Achtung und Liebe seiner Gemeinde, sondern auch weiterer Kreise. Sehr günstigen Einfluß auf seine Ausbildung hatte sein Hauslehrer Schacht, der bekannte Geograph und spätere Studiendirektor in Darmstadt.

Trotz seines schönen Verhältnisses zur Gemeinde war er dennoch nicht ohne Feind. Davon zeugt folgender Vorfall.

Als er im Winter 1855/56 eine Zeitlang leidend war, wurde dies von einem Rohrheimer, der ihm nicht geneigt war, benutzt, insgeheim eine Beschwerde über eingetretene Unfähigkeit des Past. Cherubim anzubringen, weshalb vor Ostern der Generalsuperintendent D. Möller von Magdeburg in Begleitung des Superintendents D. Duehl aus Hornburg eines Sonntags unermittet den hiesigen Gottesdienst besuchten. Bei dem leidenden Zustande des Past. Cherubims war der Kantor Römer beauftragt, an dem Tage eine Predigt vorzulesen. Da nun der hiesige Doctor Könnecke die Herren bei ihrer Einfahrt bemerkt hatte, so theilte er dies sofort dem Past. Cherubim mit, worauf dieser in die Kirche ging und, ohne eine geistige oder leibliche Schwäche zu zeigen, über die Worte predigte: „Einer unter euch will mich verraten“. Die Folge dieser Predigt war, daß ihm nach dem Gottesdienste vor noch versammelter Gemeinde in der Kirche eine ehrende Anerkennung zuteil wurde.

Infolge einer Erkältung auf einer Reise nach Osterwieck, wo er dem neuernannten Superintendent Wetken einen Höflichkeitsbesuch machte, erkrankte er im Januar 1861 so sehr, daß auch die Bemühungen seines zu seiner Hülfe herbeigerufenen Neffen, des späteren Generalarztes Dr. Kammerer, der bis dahin Leibarzt S. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. gewesen und durch des letztern Tod am 2. Januar frei geworden war, ihn nicht am Leben erhalten konnten. Er starb am 31. Januar 1861, betrauert von der ganzen Gemeinde und allen, die ihm im Leben nahe standen. Zu seiner Beisetzung wurde er zuerst in die Kirche gebracht, woselbst der Superintendent Wetken-Osterwieck die Leichenpredigt hielt, sowie jeder der anwesenden Geistlichen unter Auflegung der Hand auf den Sarg ein Votum sprach. Unter Gesang der Schulkinder und Glockengeläut wurde die Leiche dann zum Friedhofe an der Ostseite des Dorfes getragen.

Am 2. Juni 1861 fand die Wahl seines Nachfolgers statt. Es waren dazu vom Oberkirchenrat in Berlin folgende drei Kandidaten der Gemeinde vorgeschlagen:

1. Pastor G. Runze aus Osterode am Fallstein,
2. Pastor Gerold aus Uderstedt am Bruch,
3. Pastor Siemens aus Gebesee.

1862 den 2. Februar wurde Gottwalt Runze durch den Superintendenten Wetken-Osterwieck hier eingeführt. Er wurde zu Huy-Reinsiedt geboren, woselbst sein Vater, der durch verschiedene chronistische Arbeiten bekannt ist, Pastor war.

Seine erste Anstellung fand er als Rektor in Schwanebeck, von wo er als Pastor nach Listerode am Fallstein kam.

Nur etwas über 10 Jahre verwaltete er das hiesige Pfarramt, denn schon im Mai 1872 starb er an Entkräftung mit seltener Sterbensfreundigkeit. Sein Begräbnis fand in derselben Weise statt, wie das seines Vorgängers. Auch übernahm, wie vor 10 Jahren, der Pastor A. Garke zu Deersheim während der Vakanz die Pfarrverwaltung.

Pastor Kunze hinterließ eine Witwe, die ihn nahezu 30 Jahre überlebte, sowie einen Sohn und zwei erwachsene Töchter, von denen bereits eine verheiratet war.

Für seine Hinterlassenen hatte Pastor Kunze durch sparsames Haushalten finanziell gut gesorgt.

Zur Wahl eines neuen Predigers hatte der Oberkirchenrat zu Berlin der Gemeinde Rohrshiem-Westerburg folgende drei Kandidaten präsentiert:

1. Pastor Linke zu Osterwieck, geb. 1815.
2. Diakonus Gust. Ad. Hennig zu Schaffstedt in der Ephorie Lauchstedt (Reg.-Bez. Merseburg), geb. 22. 2. 1821, Inhaber der bad. und hohenz. Denkmünze.
3. Pastor Gust. Ad. v. Gericke zu Ortrand in der Ephorie Elsterwerda (Reg.-Bez. Merseburg), geb. 2. 11. 1833.

Die Wahl fand unter Leitung des Superintendenten Wetken-Osterwieck am 2. Sonntage p. Epiphania statt, und predigten an diesem Tage die Genannten in der obigen Reihenfolge. P. Gericke erhielt die Stimmenmehrheit.

1873. Gustav Adolf Karl Gericke wurde am 2. November 1833 zu Bleidherode, woselbst sein Vater Lehrer war, geboren. Nachdem er einige Zeit Hauslehrer in der Familie von Gustedt-Deersheim und darauf ein paar Wochen in Schönebeck als Hülfsprediger tätig gewesen, wurde er am 14. April 1861 als Pastor in Ortrand eingeführt. Von der hiesigen Gemeinde am 2. Sonntag nach Epiphania (20. Januar) 1873 gewählt, fand seine Einführung hierselbst am 25. Mai desselben Jahres statt.

Bald nach seiner Übernahme des Pfarramtes trat in Preußen eine neue kirchliche Gemeinde- und Synodalordnung in Kraft. Nach derselben wählt die Gemeinde, und zwar alle selbständigen Glieder der Gemeinde die fünf Mitglieder des Gemeinde-Kirchenrats und die achtzehn Mitglieder der kirchlichen Gemeinde-Vertretung auf sechs Jahre, von denen die Hälfte nach je drei Jahren neu gewählt wird. Beiden Körperschaften sind größere Befugnisse, als bisher den sog. Kirchenvorständen gewährt worden waren, besonders in Massen- und Bauangelegenheiten, zugestanden.

Das alte Pfarrhaus*) war so baufällig geworden, daß dafür 1877 ein neues gebaut werden mußte. Das alte, die Südoftseite des

*) Es war beim Brande 1770 verschont geblieben.

Pfarrgrundstückes bildend, blieb bis zur vollständigen Fertigstellung des neuen stehen, dieses aber wurde auf der Stelle des zu dem Zwecke abgebrochenen Kuhstalls erbaut.

In den Jahren 1888 und 1889 wurde eine gründliche innere Erneuerung der Kirche vorgenommen. Dabei interessierte der Pastor Gerike eine Anzahl Familien, für die Ausschmückung der Kirche, insbesondere für Beschaffung gemalter Fenster nicht unbeträchtliche Opfer zu bringen. (Siehe § 7. a.)

Seit die Ackerpachte bedeutend gestiegen, war die Kirchkasse überhaupt zu größeren Ausgaben leistungsfähig. Während nämlich der Etat der Kirchkasse im Jahre 1863 nur 382 Taler (= 1146 M.) betrug, belief er sich am Ende des 19. Jahrhunderts auf 2261 M., wobei noch 481,46 M. Pacht für die Kirchenwirthweiden, welche zur Zeit die Predigerwitwe Kunze bezog, nicht mit im Etat verrechnet wurden.

Unter solchen Umständen war es auch möglich, daß die Kirchkasse dem Pfarrer eine Entschädigung von 60 M. jährlich zufließen lassen konnte für die Abschaffung des sogenannten Quartalgeldes an die Pfarre, mit dessen Einammlung oft recht unangenehme Redensarten verknüpft waren. Ebenso übernahm die Kirchkasse die Ablösung der Stollgebühren an Pfarre, Kantorat und Organistenamt für Trauungen und Taufen. — — —

Die früher abgehaltenen Montagsbetstunden, welche fast ausschließlich nur von den Anjassen des v. Steinberg'schen Armenhauses und der jeweiligen Frau Pastor besucht worden waren, fielen bereits im Sakanzjahre aus. Da ein regerer Besuch dieser Andachtsstunden nicht zu erwarten war, hielt auch Pastor Gerike dieselben nicht mehr ab. Dagegen richtete er in der Zeit vom 1. Advent bis zur Fastenzeit am Freitag abend eine Bibelstunde ein, welche in der ersten Schulkasse gehalten wurde. Diese Stunde wurde meist gut besucht, so daß, wenn das Wetter nicht allzusehr hinderlich war, die Bänke bis auf den letzten Platz gefüllt waren.

Die Ordnung war dabei folgende:

Eingangslied.

Prediger: Gelobet sei das Reich des Vaters usw.

Gemeinde singt: Amen, Amen, Amen.

Prediger: Der Herr sei mit euch!

Gemeinde: Und mit deinem Geiste.

Prediger: Dein Wort ist unsers Fußes Leuchte — Halleluja.

Gemeinde: Und ein Licht auf unsern Wegen. Halleluja.

Prediger: Gebet — Amen.

Gemeinde: Amen.

Hauptlied.

Auslegung des Bibelabschnittes.

Vaterunser und Segen.

Gemeinde: Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns allen, mit uns allen. Amen.

Schlußvers.

Die Abhaltung dieser Bibelfstunden nahm nach dem Winter 1897/98 ihr Ende..

Unter Pastor Gericks Amtsführung kam die Exkommunikation eines Gemeindegliedes vor. Der hier eingewanderte ev. Kuchnecht L. hatte sich mit der Tochter des sich hier mehrere Jahre aufhaltenden, jedoch auf dem Eichsfelde ansässigen Lumpensammlers G. verheiratet, und sollten die aus dieser Ehe etwa hervorgehenden Kinder evangelisch werden. Demgemäß wurde die Geburt eines Sohnes im hiesigen Pfarramt angemeldet und am nächsten Sonntag die erbetene Danksgang gehalten. Da die Eltern aber katholischerseits beeinflusst wurden, ließen sie ihr Kind in der katholischen Kirche zu Badersleben taufen. Infolgedessen wurde nun der genannte L. durch Beschluß des Gemeinde-Kirchenrats vom Genuß des heiligen Abendmahls und einer etwaigen Patenschaft bis auf weiteres ausgeschlossen. Der Knabe ging übrigens nicht nur in unsere Schule, sondern nahm auch am Konfirmandenunterricht teil; und als die Zeit der Konfirmation herannah, kehrten sich die Eltern nicht mehr an jene Beeinflussung, sondern traten beide zur evangelischen Kirche über.

[Bemerkung. An dieser Stelle möge erwähnt werden, daß in den ersten sechs Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts weder in Rohrßheim noch Westerburg Katholiken ansässig waren, solche fanden sich erst durch den Zuzug fremder Arbeiter hier ein. Bei Verheirathungen Katholischer mit Evangelischen trat dann meistens der katholische Teil zur evangelischen Kirche über. Bei dem oben mitgetheilten Falle war dies zunächst nicht der Fall gewesen. Daß der Übertritt noch später erfolgte, hatte verschiedene Gründe. Der triffigste dürfte in mancherlei Erfahrungen bezüglich des Besuchs der ca. 6 km entfernten katholischen Schule in Badersleben gelegen haben. Abgesehen von den intellektuellen Resultaten hatten diese Schulwege große moralische Gefahren im Gefolge. So war es vorgekommen, daß zwei 12—14 jährige Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, wochenlang, statt bis zur Schule in B. zu gehen, sich in einer Steingrube am Drieberge täglich so lange aufhielten, bis die Zeit der Heimkehr von der Schule da war! Erst eine Anzeige von Rohrßheim aus machte dem Treiben ein Ende.]

Bis zum Jahre 1873 hatten die Rohrßheimer Prediger nur jährlich viermal in Westerburg zu predigen und heiliges Abendmahl zu halten. Dem Pastor Gerick aber wurde bei seinem Amtsantritt die Verpflichtung auferlegt, außer diesen vier Hauptgottesdiensten in jeder Zwischenzeit zu Westerburg noch an einem Sonntag-Nachmittage eine Predigt zu halten. Zu diesen 4 Nachmittagsgottesdiensten sollte der Prediger durch Gutsgespann geholt werden, während dies für die Hauptgottesdienste nicht geschieht. — Da die Westerburger Domäne bis zur Errichtung eines eigenen Begräbnisplatzes verpflichtet war, die Leichen nach Rohrßheim zu fahren, bedingte sich der Pastor Gerick aus, zu den Westerburger Beerdigungen durch Gutsgespann geholt zu werden. — In hohem Maße ließ es sich der Pastor Gerick angelegen sein, die Gemeindeglieder für die Heidenmission zu interessieren. Unter anderem hielt er zu dem Zwecke jährlich an acht Sonntag-Nachmittagen einen Missionsgottesdienst, der in Mitteilungen über die Heidenmission bestand. Die bezüglichen Samm-

lungen waren dadurch stets die bedeutendsten in der ganzen Diözese, wie überhaupt der Betrag der kirchlichen Kollekten durch Gericks Bemühungen sehr wesentlich gehoben wurde. Im Jahre 1898 beliefen sich beispielsweise die Kollektengelder auf 386,75 *M.*, wovon 141 *M.* auf die Heidenmission entfielen. — Pastor Gericke war verschiedentlich schriftstellerisch tätig, auch guter Musiker. —

Pastor Gericke trat mit dem 1. November 1901 in den Ruhestand und siedelte nach Quedlinburg über, woselbst er infolge einer Lungenentzündung am 10. Oktober 1904 starb. Bei seinem Abgange wurde er mit dem Roten Adlerorden dekoriert.

1902 am 12. Januar fand die Wahl eines neuen Predigers statt, zu welcher folgende Kandidaten vorgeschlagen waren:

1. Pastor Schmeling aus Osterode am Fallstein, alt 62 Jahr,
2. Pastor Paproth aus Wollin bei Biesar, alt 54 Jahr, und
3. Diaconus Taube aus Schkeuditz, alt 44 Jahr.

Die Wahlhandlung wurde durch den Superintendenten Leipoldt-Osterwieß geleitet. Nachdem um 9 Uhr Pastor Schmeling, um 11 Uhr Pastor Paproth und um 1 Uhr Diaconus Taube gepredigt hatten, fand um 3 Uhr nachmittags die Wahl statt, wobei auf Taube 93 gegen 8, bez. 59 Stimmen entfielen. Der demnach gewählte Pastor Taube wurde dann am 13. Juli (7. post Trinit.) durch den Superintendent Leipoldt-Osterwieß in das hiesige Pfarramt eingeführt.

20. Kantoren.

Weiter, als etwa 300 Jahre, reichen die Nachrichten über die Schule in Rohrsheim nicht zurück. Soviel läßt sich aber aus den vorhandenen Aufzeichnungen entnehmen, daß hier schon damals geordnete Schulverhältnisse bestanden. Am Anfange des 17. Jahrhunderts war nur ein Lehrer hier, der auch Kantor, Küster und Organist war. Erst 1661 wurde ein besonderer Organist und Mädchenlehrer angestellt. Als erster Lehrer, dessen Name uns erhalten ist, wird

Erdmann Myconius genannt. Diesem folgte:

- 1645 Sebastian Rebe. Derselbe starb 1661 infolge des Einnehmens von Pillen, die ihm der Pastor Nicolai als Präservativmittel gegen eine damals herrschende Krankheit gegeben hatte, und zwar zugleich mit diesem.

Die Zahl der Einwohner muß zu jener Zeit trotz des erst vor 13 Jahren beendeten 30jährigen Krieges eine bedeutende gewesen sein, sonst würde man schwerlich zur Anstellung eines zweiten Lehrers geschritten sein, zumal in jener Zeit die Geldmittel sehr schwach waren. Da es aber auch noch ums Jahr 1850 vorlam, daß man bei der Anstellung eines zweiten Lehrers das Einkommen der bisherigen Stelle einfach teilte, so werden unseren Vorfahren durch die Anstellung eines zweiten Lehrers und besondern Organisten keine große neue Lasten erwachsen sein. Als vollständig

neu dürfte übrigens die Anstellung eines zweiten Lehrers nicht zu betrachten sein, denn nach einer sich bestimmt erhaltenen mündlichen Überlieferung soll schon vor Anstellung eines solchen eine sogenannte „Lehrwäsche“ (hochdeutsch: Lehrbasse) die hiesigen Töchter unterrichtet haben. (Vergl. Abschnitt 21.)

Als Nebes Nachfolger kam

1661 Christian Licht, welcher „von der Dingelsiedter Schule anhero geholt wurde“.

1690 kam Schlegel von Eudorbe hierher. Von ihm erzählt das Lagerbuch folgendes: „Der hat seine Frau so gravita eben unter der Mittagstunde wegen versäumeten und von ihm verrichtet werden müßenden Mittagsgeläute todt-gestoßen und -geschlagen. Als er nun deshalb vorerst in der Schule arretiret und bewahrt worden, ist er nachts echappiret und davon gelaufen.“

„Darauf kam als Kantor her:

1694 Johann Teichmüller, der dann ein rühmlicher Informator der Jugend und zugleich ein guter Musikus gewesen, der mit Singen und Musizieren in der Kirche Gott und der Gemeinde manche Gefälligkeit abgeleistet und erwiesen hat.“

Noch bis in die Neuzeit hat sich in hiesiger Gemeinde sein rühmliches Andenken erhalten. Ihm folgte

1727 Andreas Lücke, aus Dardeßheim gebürtig. „Derselbe war Lakay des Oberhofmarschalls von Geuder bei Sr. Königl. Hoheit, dem Markgrafen Karl von Brandenburg in Berlin gewesen.“ Während der Organist Sölter (1702—1755), der mit Lücke hier gleichzeitig amtierte, und von dem diese Mitteilung herrührt, von Lückes Vorgänger sehr rühmlich spricht, sagt er von ihm nur, daß er Lakay gewesen wäre. Zwischen den Zeilen ist also zu lesen, daß Lückes Vorbildung und Amtsbefähigung nicht den Grad hatten, wie es Sölter von einem Lehrer der damaligen Zeit verlangte. Es liegt hierin zugleich ein Beweis, daß es sehr irrtümlich ist, allen Lehrern der alten Zeit einen nur geringen Bildungsgrad zuzuschreiben, wie es von mancher Seite geschieht. Im Gegenteil scheinen es, wenigstens hier im Halberstädtischen, mehr nur Ausnahmen gewesen zu sein, wenn weniger fähige Personen durch besondere Protektion oder andere Umstände zu einem Schul-, bez. Kirchenamte gelangten. Solches beweist auch wieder der Nachfolger Lückes, von dem noch Schriftstücke vorhanden sind, die von einer Bildung zeugen, deren sich auch heute noch kein Lehrer zu schämen nötig hätte. Lücke starb am 16. Mai 1756.

1756. „Erdmann Wilhelm Maximilian, der aus Deersheim gebürtig, zu Osterwieß frequentiret, den 15. Juli 1755 zum Organisten hieselbst vociret, den 3. Oktober confirmiret, den 14. November introduciret, und den 29. August 1756 durch Mehrheit der Stimmen zum Cantoren bestätigt worden.“ Es könnte dem bei Lücke Gesagten als widersprechend erscheinen, wenn Maximilian seine Ausbildung nur der Schule in Osterwieß verdankte. Dabei ist aber

zu bemerken, daß dort damals und auch noch bis ins 19. Jahrhundert hinein, nicht, wie später, bloß eine Volksschule, sondern eine „höhere Stadtschule“ bestand.

Zu Maximilians Zeit fand der große Brand (1740) in Rohrheim statt, über den er eine ausführliche Denkschrift, welche im Hofe Nr. 1 aufbewahrt wird, abgefaßt hat. (Anhang Nr. 3.) Daß er der Verfasser jener Denkschrift ist, die allerdings seine Unterschrift nicht trägt, ist mit Sicherheit anzunehmen, da die Schriftzüge derselben mit anderen von seiner Hand herrührenden übereinstimmen. Im Hofe Nr. 23 wird von der mit Maximilian in verwandtschaftlicher Beziehung stehenden Familie Sauer ein gut geführtes Tagebuch von ihm aufbewahrt, aus dem manche Notizen dieser Blätter genommen sind. Darnach war er am 9. Oktober 1731 geboren und verheiratete sich am 18. April 1758 mit Jungfrau Sabine Lüders.

- 1807 am 2. März wurde Johann August Bothe von Göttscheckenrode hierher als Kantor versetzt. Derselbe konnte nur wenige Jahre sein Amt genügend verwalten, weshalb ihm:
- 1816 der Schulamtskandidat Friedrich Wertheimer als Adjunkt beigegeben wurde. Dieser ergab sich aber dem Trunke und mußte entlassen werden. Eine Zeitlang versah Bothe nun wieder den Dienst bis
- 1827 Johann Albert Neubauer aus Magdeburg als Adjunkt mit Zusage der Nachfolge angestellt wurde. Bei der Schwäche Bothes und der Leidenschaft Wertheimers war die Knabenschule außerordentlich zurückgegangen. Neubauer, der sein Amt am 30. August 1827 antrat, griff die Sache kräftig an, so daß sich die Schule bald wieder hob. Besonders pflegte er Gesang und Schönschreiben, wobei er, wie es damals vielfach geschah, auch die sogenannte Frakturschrift übte, was sowohl Kindern als Eltern sehr gefiel. Verschiedene seiner Schüler, die der Schreiber dieser Zeilen noch kennen lernte, waren bis an ihr Lebensende stolz auf ihre Schreibproben.

Durch die Abgabe eines Drittels des Gehalts an den Emeritus und bei der Unmöglichkeit, als Junggefell aus Ackerbau einen größeren Nutzen zu erzielen, war sein Einkommen schwach. Als er daher etwa 7 Jahre hier gewesen war, stellte er bei der Gemeinde den Antrag um eine geringe Erhöhung seines Einkommens. So sehr ihm nun auch die einzelnen Gemeindeglieder geneigt waren, so wollte sich doch die betreffende Gemeindeversammlung nicht dazu verstehen, denn zu der Einsicht, daß die Gemeinde als solche eine gewisse moralische Verpflichtung habe, für ein solches Lehrereinkommen zu sorgen, womit er einigermaßen anständig leben könne, war man damals noch nicht gelangt. Es lag dies einerseits daran, daß von jeher Schullasten der Gemeinde gänzlich unbekannt waren, zumal sie noch nicht einmal etwas für die Baulichkeiten zu zahlen hatte, andernteils hatte man einen gar hohen Begriff von den Lehrereinnahmen. Noch 40 Jahre später stieß der Verfasser bei

sonst einsichtsvollen Leuten auf die Ansicht, daß zu dem anschlagsmäßigen Einkommen „doch noch der schöne Acker“ käme.

Als nun bei der oben erwähnten Ablehnung des Neubauer'schen Antrags auch noch ein Ackermann äußerte, daß Neubauer, wenn's ihm hier nicht mehr gefiele, ja gehen könne, denn es sei ja bald ein anderer zu bekommen, da sah sich Neubauer sehr gekränkt, und bald gelang es ihm, nach ASENDORF bei Magdeburg zu kommen, woselbst er dann lange gewirkt hat.

Auf Neubauer folgte zunächst auch noch als Adjunkt:

1835 am 23. November Ferdinand Römer. Er war in Wippa am Harz (9. Juli 1802) geboren, doch zogen seine Eltern bald nach seiner Geburt nach Halberstadt. Nachdem er hier bis zu seinem 19. Jahre das Gymnasium besucht hatte, trat er 1822 ins Seminar ein. Wie er dem Verfasser oft sarkastisch sagte, habe er damals den Entschluß Lehrer zu werden gefaßt, weil man in jener Zeit ein baldiges Dotationsgesetz mit Sicherheit erwartet habe! Er hat dies nicht erlebt, nicht einmal die unter Minister Falk gewährten ersten Dienstalterszulagen. Seine erste Anstellung fand er am Waisenhanse zu Halberstadt, welche er bis zu seiner Anstellung in Rohrshelm inne hatte. Hier trat er zunächst als Rectorats-Adjunkt am 23. November 1835 ein. Bis dahin ledig, verheiratete er sich zu jener Zeit mit der Tochter des Ackermanns Wegener zu Gröningen, aus welcher Ehe ihn ein Sohn und eine Tochter überlebten. Da er sehr einfach und sparsam war, ohne geizig zu sein, auch durch seine Frau ein namhaftes Vermögen erlangt hatte, so suchten ihn die erwähnten getäuschten Hoffnungen bezüglich des Dotationsgesetzes wenig an.

Römer starb am 4. November 1873 an der Herzbeutelwassersucht und hinterließ eine Wittve und zwei Kinder in gut versorgter Lebensstellung.

Nach Römers Tode, am 11. November 1873, schickte die königliche Regierung zu Magdeburg zunächst den schon etwa 9 Jahre im Schuldienste (zuletzt in Bitterfeld) beschäftigt gewesen, ungeprüften Schulamtsbewerber Oskar Zeidler aus Neuß bei Ronneburg im Altenburgischen als Vertreter der 1. Klasse.

Nach Halberstädter Obseranz konnte die nachgelassene Wittve eines Lehrers in dem ihr zustehenden sogenannten Gnadenvierteljahre zu den Vertretungskosten bis zur Hälfte des Stelleneinkommens herangezogen werden. Da jedoch das Lehrereinkommen aus mancherlei Posten sich zusammensetzt, die in der Regel postnumrando zu berechnen sind, würde eine Regelung erst bei der Auseinandersetzung mit dem Nachfolger gesehen können. Als nun Zeidler gänzlich mittellos hier ankam, die Wittve Römer auch nach der Beerdigung ihres Mannes sofort zu ihrer Tochter nach Halberstadt gezogen war, also auch nicht für die Beföstigung des Vertreters sorgen konnte, blieb nichts anderes übrig, als daß sich die Gemeinde der Sache annahm. Auf Vorstellung des Verfassers, dem es sehr

daran liegen mußte, eine Hülfe bei der Verwaltung beider Stellen zu behalten, berief der Schulze Strube sofort eine Gemeindeversammlung, um über die Sache zu beraten. Das Ergebnis derselben war, daß der Schulze Strube ein Bett, der Pastor Gericke ein Sofa und der Verfasser die übrigen notwendigen Möbel stellte; auch übernahm letzterer die Beköstigung für die kleine Entschädigung von 3 *M.* wöchentlich. Dazu zahlte man dem Vertreter für jede Woche 6 *M.* bar. Der Witwe Römer aber wurde nichts abverlangt. Dieser Zustand dauerte etwa ein halbes Jahr.

1874. Hermann Clajus wurde unterm 30. Mai 1874 von der Königlichen Regierung im Einverständnis mit dem Königlichen Konsistorium zu Magdeburg zum ersten Lehrer, Kantor und Küster hierselbst ernannt und durch den Ortspfarrer Gericke am 21. Juni in sein Amt eingeführt.

Auf seinen Antrag wurde ihm von der Königlichen Regierung gestattet, in der Organistenwohnung ferner wohnen zu bleiben. Obgleich dies zunächst nur für seine Person genehmigt worden war, so blieb dieser Wechsel auch ferner bestehen. H. Clajus, der Verfasser dieser Chronik, führte die genannten drei Ämter bis zum 1. Mai 1898, mit welchem Tage er in den Ruhestand trat. Nach seinem Abgange wurde ihm der Adler der Inhaber des Hohenzollernschen Hausordens verliehen. Zu seinem Nachfolger wählte er Halberstadt.

1898. Ludwig Mansfeld, bisheriger Organist hierselbst, rückte am 1. Juni 1898 in die Kantor-, Küster- und erste Lehrerstelle. Nachdem mit dem 1. Oktober desselben Jahres die 4. Lehrerstelle ins Leben trat, erhielt er das Amt eines Hauptlehrers.

Mit dem 1. Mai 1904 schied er aus seiner hiesigen Amtsstellung, um eine Lehrerstelle in Halle a. Saale zu übernehmen.

1904. Nachdem die Kantor-, bez. Hauptlehrerstelle zwei Monate vakant war, trat am 1. Juli an Mansfelds Stelle der bisherige Hauptlehrer zu Belthelm am Jallstein — Ernst Müller, geboren zu Höttingen am 17. April 1863.

21. Organisten.

Die mit dem Organistenamte verbundene Mädchenlehrerstelle wurde im Jahre 1661 gegründet. Wie an der betreffenden Stelle bemerkt wurde, war Sebastian Rebe noch Kantor und zugleich Organist. Nach seinem Tode wurden die Ämter „separiert“, und neben dem Kantor Licht als erster besonderer Organist und Mädchenlehrer angestellt:

- 1661 Joachim Andreas Herzberg. Wie es sich in Rohrsheim von Mund zu Mund erhalten hat, und schon beim Kantor Rebe erwähnt wurde, sollen die Mädchen bis dahin von einer „Lehrwäse“ (d. i. Lehr-Base) unterrichtet worden sein. Näheres darüber hat der Verfasser nicht erfahren. Nur das wurde erzählt, daß die Mädchen kein Schreiben gelernt hätten. (Dies geschah früher auch in andern Orten nicht.) Herzberg ging nach 5 Jahren nach Berßel.

1667. Pasche Hamster. Auch dieser blieb hier nicht lange, sondern begab sich nach Hadmersleben. In Berfel aber scheint Herzberg das nicht gefunden zu haben, was er dort erwartet haben mochte. Es kehrte daher
- 1672 J. A. Herzberg nach Rohrshelm zurück, wo er denn auch bis zu seinem Lebensende verblieb. Er kaufte den Kothof Nr. 31, den von ihm sein Schwiegersohn Jürgen Sien erbte.**) Als er „wegen Altersschwäche seine ihm obliegenden Dienste nicht recht mehr versehen konnte, wurde ihm auf sein eigenes Verlangen im Jahre
- 1702 Andreas Sölter als Adjunkt beigegeben“. Dieser stammte von hier und war Eigentümer des jetzigen Kothofs Nr. 106 (Tierarzt Schrader). Mit Ableben seines Emeritus im Jahre 1711 wurde ihm „der völlige Dienst überlassen und eingeräumt“, welchen er bis 1755 inne hatte. Er hat demnach hier 53 Jahre als Organist und Lehrer gewirkt. Recht schade ist es, daß von seinem Bildungsgange nichts Näheres zu finden war, obgleich sich bei der früheren, größeren Eefthastigkeit der Einwohner noch über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus in der mündlichen Überlieferung die Erinnerung an Sölter wachgehalten hatte. In der Zeit, als der Verfasser hierher kam, wurde noch oftmals von Sölter, als einem befähigten und verdienten Manne gesprochen. Doch auch ein schriftliches Werk zeugt noch heute rühmlich von seiner Tätigkeit. Denn von ihm wurde gemäß einer Verordnung König Friedrich Wilhelm I. ums Jahr 1727 mit außerordentlicher Sachkenntnis und emsigem Fleiß das Gemeinde-Lagerbuch ausgearbeitet, welches u. a. auf Grund seiner Genauigkeit noch in strittigen Fällen bei der in den vierziger Jahren ausgeführten Separation als maßgebend betrachtet wurde. Mehr als einmal mußte es als Beweismittel von der General-Kommission in Stendal (später in Merseburg) anerkannt werden. Nur wenige Dörfer dürften eine gleiche wertvolle Urkunde besitzen.**)
- Es folgt auf Sölter zunächst
- 1755 Erdmann Wilhelm Maximilian aus Deersheim, doch hatte dieser die Organistenstelle nur ca. dreiviertel Jahre inne, indem er schon 1756 in die Kantorstelle rückte.
- 1756—1796. Johann Gottfried Kühne. Er war gebürtig aus Wolsburg und vorgebildet in Halberstadt. Er kaufte den Kothof Nr. 153 auf der Liebe, den jetzt H. Ohlhof I besitzt.
- 1796—1815. Justus Ebeling. Er war aus Bennedenstein gebürtig und kam 1815 als Lehrer an die Freischule zu Goslar. Er war musikalisch begabt.
1816. Ludwig H. A. Behrens stammte aus Osterwieck, woselbst sein Vater Chirurgus war. Seine Mutter gehörte einer feingebildeten Hugenottenfamilie in Berlin an. Von dieser erlernte er das Fran-

*) Jetzt (1900) Andr. Schliephake, Hof Nr. 31.

**) Anmerkung. Dieses Lagerbuch ist nicht zu verwechseln mit dem 1886 angelegten, zumeist von dem Verfasser ausgearbeiteten Lagerbuch der Kirche.

zöfische gewissermaßen als seine Muttersprache, was ihm in der westfälischen Zeit sehr zustatten kam.

Nachdem er von 1811—1814 das Halberstädter Schullehrer-Seminar besucht und sich daselbst auch musikalisch gut ausgebildet hatte, kam er zunächst nach Stecklenberg, 1816 dann als Organist und Mädchenschullehrer nach Rohrzhelm. In den ersten 11 Jahren seines Hierseins ließen (wie im Abschnitt „Kantoren“ zu ersehen ist) die bezüglichlichen Personalverhältnisse manches zu wünschen übrig. Es kann daher nur als natürlicher Vorgang betrachtet werden, daß sich bei Behrens eine dazu vorhandene Anlage zu einem gewissen Bewußtsein seiner nicht geringen Fähigkeiten ausbildete. Da ihm auch ein nicht unbedeutendes Vermögen zur Verfügung stand, so hatte dies Selbstbewußtsein nicht selten Unbiegsamkeit und Unfügbarkeit im Gefolge. Unter solchen Umständen konnten Konflikte mancherlei Art um so weniger ausbleiben als er dies oder jenes ihm Unangenehme zuweilen grundlos auf seine Person bezog. So wurde u. a. dem Verfasser noch lange Zeit nach Behrens Tode erzählt, daß dieser sich stets aufgeregt habe, wenn jemand in seiner Nähe mit der Peitsche geklatscht habe. Da es nun bei Fuhrleuten üblich war, an solchen Stellen, wo der Weg um eine Ecke biegt, sich durch Peitschenklatschen bemerklich zu machen, und dies gerade bei der Schule nötig war, so lag darin von Haus aus keine beabsichtigte Ruhestörung der Anwohner. Unvorsichtigerweise aber eiferte er dagegen erregt, und so kam es wirklich dahin, daß oft aus Schabernack geklatscht wurde, wenn man ihn sah.

Derartige Vorgänge riefen bei ihm eine Erbitterung hervor, die sich allmählich zu einer Misanthropie steigerte.

Zu seiner Zeit (1819) wurde die Kantorats- und Organistenwohnung neu gebaut. Während des Baues hielt er in der Mietstube (nordöstliche Ecke) den Unterricht, während er selbst in der westlichen Giebelstube des Armenhauses wohnte. Er verheiratete sich mit der Tochter des hiesigen Kossaten Scheller, wodurch er in den Besitz des Hofes Nr. 30 kam, den nach seinem am 16. Januar 1845 erfolgten Tode seine Witwe noch etwa 25 Jahre bewohnte.

1845. Eduard Hellmuth wurde am 10. August 1821 zu Halberstadt geboren. Von 1839—1842 besuchte er das dortige Schullehrer-Seminar und fand daselbst auch im Jahre 1842 seine erste Anstellung.

Von 1845 bis März 1857 war er in Rohrzhelm Organist und zweiter Lehrer. Er kam von hier nach Biederitz, wo er 1888 starb.

Mit Hellmuth hörte die Einrichtung auf, daß die Schulkinder nach dem Geschlecht getrennt wurden. Statt einer Knaben- und einer Mädchenschule wurden jetzt eine Ober- und eine Unterklasse gebildet. Der Kantor aber bezog, wie bisher, auch fernerhin das Schulgeld von den Knaben und der Organist solches von den Mädchen.

Auch blieb es mit den sogenannten Nachhilfestunden der Konfirmanden beim alten. Es war nämlich herkömmlich, daß sowohl die Konfirmanden als auch die Zuhörer (d. i. Konfirmanden des

nächsten Jahres) in den letzten 6 Wochen vor Ostern wöchentlich 4 „Nachhülfestunden“ hatten, und zwar die Knaben beim Kantor und die Mädchen beim Organisten. Hierfür war der jährliche Mindestsatz der Entschädigung eines jeden Teilnehmers 7 Sgr. 6 f. (= 0,75 M.).

Bei der Konfirmation, Prüfung und Beichte versammelten sich die Konfirmanden auch in der Schulklasse des betreffenden Lehrers, der sie dann in geordneter Reihe zur Kirche führte.

(Vom Prediger wurden die Konfirmanden aus der Schule bis dahin nicht abgeholt, dies führte für den Konfirmationsstag erst der Pastor Kunze ein.)

Damit der Organist mit den größern Kindern überhaupt noch in Verbindung bliebe, wurde ihm in der Oberklasse eine Anzahl Stunden übertragen, wogegen der Kantor auch in der Unterklasse zu unterrichten hatte. Später hörte auch dies auf.

Es dürfte hier am Platze sein, des sogenannten „Heilige-Christ-Bringens“ Erwähnung zu tun, was herkömmlich am Montag nach dem 3. Advent geschah.

Es war Sitte, daß die Konfirmanden schon auf dem Dardesheimer Herbstmarkte eine Anzahl Silberbogen kauften, die sie dann ganz oder bruchstückweise als eine Art Quittung für die Beiträge zur Beschaffung eines Weihnachtsgeschenk, und zwar der Knaben für den Kantor und der Mädchen für den Organisten, an die andern Kinder verkauften. Bei dem betreffenden ersten Konfirmanden wurden nun an den Abenden der Woche vor dem 3. Advent die Christbäume geschmückt, woran am Sonntage auch die Nichtkonfirmanden teilnahmen und mit Kaffee bewirtet wurden.

Am Montag früh 8 Uhr zogen die Parte in lustigem Zuge, den Christbaum vorantragend (für welche Ehre besonders bezahlt werden mußte), zu der betreffenden Schulklasse. Hier wurde der Christbaum aufgestellt und angezündet und der bez. die Erste übergab nach Auffagung eines Gedichtes dem herbeigerufenen Lehrer die Geschenke. Diese bestanden in der Regel aus einem „gewünschten“ Hausratsstücke und von jedem Kinde eine Düte mit Kolonialwaren oder dergleichen.

Nach der Übergabe der Geschenke erhielten die Kinder Kaffee mit Zwiebäckchen. Der Kaffee, bei dem es besonders auf Süßigkeit ankam, wurde nicht aus Tassen getrunken, sondern aus Näpfen gegessen, um die sich je etwa 6 unter einander näher stehende Kinder scharten. Den Konfirmanden mußten dabei die Löffel geliefert werden, während die andern Kinder einen Löffel mitbrachten.

War dann eine Zeitlang gesungen, gespielt und auch wohl getanzt, so erhielt jedes Kind ein tüchtiges Butterbrot zum Frühstück. Erst zu Mittag hatte das Vergnügen ein Ende.

Nachdem ein dritter Lehrer angestellt worden war, konnte die Teilung nach dem Geschlecht auch hierbei nicht aufrecht erhalten

werden, und es beschenkte nun jede Klasse ihren Lehrer. Den jüngern Lehrern erschien die Form der Bewirtung nicht mehr zeitgemäß. Auf ihre Anordnung sollten die Kinder sich u. a. Tassen mitbringen, die selbstverständlich meist in zerbrochenem Zustande wieder nach Hause gebracht wurden. Dadurch verlor das Fest seine Originalität und auch die Sympathie der Leute. Das Interesse verlor sich besonders in den Klassen, in denen man zu neuern suchte. Deshalb beschloßen die Lehrer 1890 die Sache ganz abzuschaffen. Es war den Lehrern lieb, selbst darauf verzichtet zu haben, da kurze Zeit darauf durch die Behörde alle derartige Beschenkungen der Lehrer untersagt wurden.

Mit der Einrichtung einer Ober- und einer Unterklasse waren auch neue Subsellien zu beschaffen. Bis dahin hatten die Kinder an langen Tafeln gegessen, wobei je zwei Reihen die Gesichter einander zuehrten. Die Konstruktion der neuen Subsellien war die denkbar untauglichste. Ohne einen erfahrenen Lehrer dabei zu Räte zu ziehen, hatte man nur den Gesichtspunkt im Auge gehabt, einer möglichst großen Anzahl von Kindern Platz zu schaffen. Weder stehen noch naturgemäß sitzen, konnte ein Kind in diesen wahren Marterbänken. Alles, Lehrer, Schulkinder und Eltern klagten über diesen Mißstand, doch blieb es über ein Vierteljahrhundert beim alten. Ob es an der gesundheitschädlichen Konstruktion der Subsellien gelegen hat, daß in jener Zeit so viele Kinder lahm wurden, kann der Verfasser nicht nachweisen. Allgemein angenommen aber wurde dies. Und daß das öftere Lahmwerden später nicht mehr vorkam, gibt der Annahme nicht geringe Wahrscheinlichkeit.

Sämtliche Bänke und Tafeln waren untrennbar miteinander verbunden. Ein Gang in der Mitte war nicht vorhanden. Als Zugang zu den Plätzen waren nur zwei schmale Wege an den Wänden entlang gelassen. Alle Bänke und Tafeln in jeder Klasse waren gleich hoch und breit. Da sie sich aber auf einem nach hinten zu ansteigenden Podium befanden, so schien es, als ob die hinteren höher und der etwaigen Größe der Kinder angemessen wären. Dies war jedoch eben nur Schein. Unter sämtlichen Bänken befand sich ein durchgehender Dielenboden, der hinten etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß (ca. 85 Zentimeter) und vorn 1 Fuß höher war, als der eigentliche Fußboden der Klasse. Allmählich füllte sich der hohle Raum unter dem Podium mit Sand und Unrat, denn so dicht lagen die Dielen nicht, daß nicht allerlei durchfallen konnte. Diese Unratmasse wurde im Winter durch das von den Füßen abtauwende Schneewasser so angefeuchtet, daß sie auch im Sommer nie ganz trocken wurde. Welcher Dunstzerzeuger und Dunsthalter solche Masse war, braucht nicht näher bezeichnet zu werden. Als es nach 15 Jahren dem Verfasser erlaubt wurde, die Grundlage der Bänke durchsägen und trennen zu lassen, mußten nicht weniger als sechs schwere Eiserne Dünger aus der 2. Klasse abgefahren werden.

Eine vollständige Umänderung der Subsellien fand erst später statt, infolge Gründung der dritten Klasse und als die Wohn-, bez. Schulräume der Kantor- und Organistenstelle umgetauscht wurden. Da jedoch

das alte Material wieder benutzt werden sollte, blieb auch damals noch manches zu wünschen übrig. Wahrhaft komische Vorgänge kamen in dieser Angelegenheit vor.

So erzählte der Kantor Römer dem Verfasser folgendes: Er habe einst an einem warmen Sommerabende mit seiner Frau in der Schulstube sein aus neuen Kartoffeln bestehendes Abendbrot verzehrt. Da sei ein vornehmer Herr durch die offene Thür eingetreten, der erklärte, sich einmal die Schulhäuser ansehen zu wollen. „Ei,“ sagte dieser, „das paßt ja schön, da kann man wohl das Neue vom Jahre mitessen?“ Mit Vergnügen bot die Frau Kantor dem Herrn Stuhl und Teller an, und dieser aß wirklich ein paar Kartoffeln mit sichtlichem Wohlbehagen. Ohne sich über einen besonderen Zweck seiner Besichtigung näher zu äußern, verabschiedete er sich dankend. — Nach kurzer Zeit aber kam der Bescheid, daß sich die Klagen über einen üblen Dunst in den Schulklassen als unbegründet erwiesen hätten, da ein zur Prüfung dort gewesener Beamter die Luft in der Schulstube so gut gefunden, daß er darin beim Kantor Römer mit großem Appetit am Abendbrote teilgenommen habe. —

Hellmuth richtete, wie es in den vierziger Jahren in fast allen umliegenden Dörfern geschah, den ersten Gesangverein ein. Doch hatte derselbe nicht lange Bestand, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Übungsstunden in der Schule abgehalten wurden. In die erwähnten Bänke konnten sich nämlich die Teilnehmer nicht setzen, sondern mußten auf den Tischen Platz nehmen, wobei eine Verunreinigung der Bänke unvermeidlich war. Es kam also zu der unentgeltlichen Mühe des Lehrers auch noch die Aufgabe, das Schulzimmer am andern Morgen wieder in Ordnung zu bringen. 1857 wurde Hellmuth nach Biederitz versetzt, wo er 1888 starb.

- 1857 am 16. August folgte ihm Hermann Wilhelm Clajus, geboren zu Zittgenrode am 8. Mai 1832 und seit Ostern 1852 Kantor und Lehrer in Euderoode bei Hornburg. Er rückte 1874 in die hiesige Kantorstelle.
- 1875 am 1. April trat in die Organistenstelle der Schulamtskandidat Ludwig Weberling aus Stötterlingen, welcher nach fünfjähriger Amtsführung Lehrer an einem Waisenhause in Bremen wurde. Er starb 1889.

Ihm folgte sogleich

- 1885 den 1. April Gustav Bode aus Thale, geb. 4. September 1857, welcher bis dahin Lehrer in Siechau gewesen war. Mit dem 31. Oktober 1885 verließ er Rohrsheim, um eine Stelle an der Oberstädtischen Volksschule in Halberstadt anzunehmen. An seine Stelle trat
- 1885 den 1. November Ludwig Mansfeld, bisheriger 3. Lehrer hiersebst. 1898 rückte er in die hiesige Kantorstelle.
- 1898 folgte ihm Albert Ruschenpickel, der bis dahin hier 3. Lehrer war.

22. Die dritte Lehrerstelle.

Als die Zahl der schulpflichtigen Kinder so hoch gestiegen war, daß diese nicht mehr in 2 Klassen untergebracht werden konnten, wurde am

28. März 1873 von der Gemeinde das bisherige Predigerwitwenhaus und die dazu gehörigen Gärten angekauft, um daselbst eine dritte Schulklasse nebst Lehrerwohnung einzurichten. Anfangs war man willens, die Gebäude abzubrechen und ein neues Schulhaus zu bauen. Aus Sparsamkeitsrücksichten änderte man aber diesen Voratz und beließ es bei inneren Änderungen. Diese wurden im Laufe des Jahres ausgeführt.

Die formelle Gründung einer dritten Schulstelle konnte jedoch nicht sogleich bemerksfelligt werden, da bei dem herrschenden Lehrermangel kein geprüfter Lehrer zu beschaffen war. Um aber dem Bedürfnisse einigermaßen zu genügen, wurde Ostern 1874 eine dritte Schulklasse eröffnet, worin der Unterricht vertretungsweise von den beiden vorhandenen Lehrkräften erteilt wurde. Zunächst geschah dies von dem Organisten Clajus und dem im Abschnitt „Kantoren“ genannten Schulamtsbewerber Oskar Zeidler. Da für eine dritte Klasse auch noch kein Gehalt ausgesetzt war, so galt in dieser Zeit die Rohrheimer Schule für eine „dreiklassige Schule mit zwei Lehrern“.

Nachdem am 21. Juni 1874 der Organist Clajus in die Kantorstelle gerückt und der p. Zeidler Michaelis 1874 als Zuhörer nach dem Schullehrerseminar in Halberstadt gegangen war, um sich auf die Lehrerprüfung vorzubereiten, wurde ein anderer, ebenfalls ungeprüfter Vertreter, der Schulamtsbewerber August Schrader aus Göddedenrode (geb. 21. April 1854) gesendet. Derselbe war im Laufe des Sommers aus der ersten Klasse des Seminars zu Halberstadt freiwillig abgegangen und beabsichtigte Ostern 1875 der ersten Lehrerprüfung sich zu unterziehen. Er vertrat von Michaelis ab die Organisten- und zweite Lehrerstelle ganz und die dritte Klasse zur Hälfte. Seine Wohnung nahm er im dritten Schulhause, wo er sich mit seiner Schwester häuslich einrichtete.

Nachdem Schrader im Oktober 1876 nach Dürkheim a. d. S. gegangen war, versahen Clajus und Weberling die dritte Klasse vertretungsweise 11 Monate lang. Für diese Vertretung bezogen sie die von der Gemeinde für Schrader festgesetzte Vergütung von wöchentlich 12 M., auch in der Ferienzeit, so daß jeder eine Remuneration von 6 M. erhielt. Dieser Zustand endete mit der Anstellung des Schulamtskandidaten Bär am 15. Oktober 1877 und damit wurde die dritte Lehrerstelle erst formell gegründet.

1877. Andreas Bär, geboren am 23. Dezember 1856 in Parchau bei Burg bei Magdeburg wurde am 15. Oktober 1877 als Lehrer der hiesigen dritten Schulklasse angestellt und trat sein Amt am 1. November an. Sein Gehalt betrug 760 M. und freie Wohnung. Nachdem er 1879 in Osterburg, wo er auch das Schullehrerseminar besucht hatte, seine zweite Lehrerprüfung abgelegt hatte, verließ er am 25. März 1880 die hiesige Stelle und ging nach Neapel, wo er 6 Jahre an der deutschen Schule tätig war. Nach seiner Heimkehr nach Preußen wurde er zunächst als Seminarhilfslehrer in Ramisch und nachher in Utersen (Schleswig-Holstein) angestellt. Was später aus ihm geworden ist, hat der Verfasser nicht genau erfahren.

1880. Wilhelm Siemann, Schulamtskandidat aus Osterwieß, wo er am 26. Februar 1860 geboren wurde. Er hatte die Präparandenanstalt in Osterwieß und das Schullehrerseminar in Halberstadt besucht. Ostern 1885 ging er nach Hasserode.
1885. Ludwig Mansfeld verwaltete diese Stelle von Ostern 1885 bis zum Eintritt in die Organistenstelle am 1. November 1885.
- 1885 den 1. November. Theodor Kirchner, geb. zu Halberstadt am 22. März 1864, vorgebildet auf dem Schullehrerseminar zu Halberstadt, wurde zuerst in Jiesar und am 1. November 1885 hier als Lehrer angestellt.
- Am 1. April 1888 ging er nach Potsdam und kam später nach Charlottenburg. Bereits im Jahre 1887 verheiratete er sich und war seiner Zeit der einzige Verheiratete unter den hiesigen Lehrern.
1888. Gustav Kniepert, geboren zu Rothehütte bei Elbingerode am 6. Juni 1867, war Präparand in Osterwieß, Seminarist in Halberstadt und Lehrer hieselbst von Ostern 1888 bis Michaelis 1892. Er ging nach Aschersleben und später von da nach Quedlinburg.
1892. Albert Friedrich Ruschenpichel. Derselbe wurde am 16. Juli 1872 zu Parchau bei Burg-Magdeburg geboren, besuchte von 1886 bis 1889 die Präparandenanstalt zu Osterburg und von 1889—1892 das dortige Seminar. Am 25. Oktober 1892 trat er das Amt des dritten Lehrers hieselbst an und rückte am 1. Juni 1898 in die Organistenstelle. (Im Herbst 1902 machte er einen höhern Orgelkursus in Halle durch.)
1898. Albert Jorns, geboren den 9. November 1874 zu Otleben. Vorgebildet auf dem Seminar zu Halberstadt, war er seit dem 18. April 1895 Lehrer in Perwer bei Salzwedel, von wo er am 1. Juni 1898 in die hiesige dritte Lehrerstelle versetzt wurde. Am 1. Oktober 1906 ging er nach Quedlinburg.
1906. 1. Oktober. Adolf Herwig, geb. 4. Mai 1882 in Erfurt, seit 1902 Lehrer in Magdeburg.

23. Die vierte Lehrerstelle.

Nachdem seit 1892 die hiesige Schule 4 Klassen mit 3 Lehrern hatte, wurde mit Beginn des Winterhalbjahres 1898 und nach Fertigstellung des Schulhauses für die 3. und 4. Klasse ein vierter Lehrer angestellt und zwar

1898 am 1. Oktober Wilhelm Bahn, der vorher kurze Zeit in Aschersleben tätig gewesen war. Er starb bereits am 24. Oktober 1903 im Alter von 27 Jahren.

Nach langer Vakanz trat an seine Stelle:

- 1904 am 1. Mai Otto Reißner, bisheriger Lehrer in Hedersleben.
- 1906 am 1. Oktober Fr. Germer, geb. 24. Februar 1886 zu Schermke, seit 1. April 1906 Lehrer in Meßdorf.

24. Lehrerinnen in weiblichen Handarbeiten.

Der obligatorische Unterricht in weiblichen Handarbeiten wurde hier erst im Jahre 1875 eingeführt. Denselben erteilten von:

1875—1878 Witwe Marie Kuhne geborene Weiland, eine Schneiderin.

Ihr Mann war bei Beaumont gefallen. Nach ihrer Wiederverheirathung erteilte diesen Unterricht von

1878—1885 die Schneiderin Witwe Dörmann, gestorben 1885.

1885 bis jetzt: Die Schneiderin Christine Feuerstake geborne Hampe.

Dieser Unterricht wurde bis zum Jahre 1896 in zwei wöchentlichen Stunden den Mädchen der ersten und zweiten Klasse gemeinschaftlich erteilt, wofür 60 M. gezahlt wurden. Seit 1896 erhielten beide Klassen getrennt je 2 Stunden Unterricht. Daher erhielt Frau Feuerstake von der Zeit ab 90 M. —

25. Die Lehrerstelle in Westerburg.

Diese Stelle besteht in ihrer jetzigen Einrichtung erst seit dem Jahre 1859. Bis dahin war überhaupt kein ordnungsmäßig geprüfter Lehrer daselbst, sondern die Kinder waren vom 11. Jahre an schulpflichtig in Rohrsheim. Den Kindern unter 11 Jahren wurde einiger Unterricht von einem dem Prediger in Rohrsheim geeignet erscheinenden Einwohner erteilt. Der letzte davon war der 1857 verstorbene Leinweber Waßmus. Diese Personen hatten freie Wohnung, bekamen jährlich 4 Scheffel Roggen vom Gute geliefert und hatten neben der Benutzung eines Ackerstücks noch einige kleine Geldeinnahmen. Dies alles zusammen wurde beim Ableben des Waßmus auf 65 Taler veranschlagt.

Als Waßmus gestorben war, gingen alle Westerburger Kinder in die Rohrsheimer Schule. Auf die Dauer war ein solcher Zustand jedoch nicht haltbar. Denn einerseits wurde hierdurch die Schule zu Rohrsheim zu sehr belastet, wo die Schülerzahl dadurch in der 1. Klasse auf 79 und in der 2. Klasse auf 133 stieg, andernteils war der Weg, zumal im Winter und bei Regenwetter, für die Kinder zu weit und beschwerlich. Nach längern Verhandlungen und besonderem Betreiben durch den Abbecker Brunke, dessen Grundstück in der „Glüsig“ zwar zu Vogelsdorf gehörte, aber bei der Schulunterhaltung seiner Beiträge wegen nicht zurückgewiesen, sondern gern „geduldet“ wurde, kam Ostern 1859 die Neueinrichtung der Schule zustande. Das Gehalt wurde auf 154 Taler neben freier Wohnung festgesetzt und teilweise durch einen Regierungszuschuß, teilweise durch Hausvaterbeiträge aufgebracht. Gegen Nichtauszahlung des auf ihn fallenden Hausvaterbeitrags von etwa 46 Talern nahm der Oberamtmann, spätere Amtsrat Wahnschaffe die ledigen oder alleinstehenden Lehrer mittags und abends an seinen Tisch, was einen bedeutenden Wert für die Lehrer hatte. Dies hörte mit dem 1. Oktober 1897 auf.

[Anmerkung. Die Leistungen der früheren, nicht ordnungsmäßig geprüften Lehrer mögen, was auch selbstverständlich war, zwar nicht groß gewesen sein, doch sind die von einem späteren Lehrer ausgezeichneten Anekdoten Erfindungen späterer Zeit, oder vielmehr Übertragungen weit verbreiteter Schnurren auf die Westerburger Lehrer früherer Zeit.]

Die ordentlichen Lehrer waren:

- 1859—1863. Wilhelm Strebe aus Drübeck, verzog nach Reddeber, später nach Wasserleben.
- 1863—1866. Gottlieb Wiedenbach aus Aderstedt; verzog nach Neuwegerzleben und von da nach Söllingen im Braunschweigischen.
- 1866—1871. Wilhelm Teege aus Möllenbeck bei Bismark. Im Januar 1871 verzog er nach Hafenstedt bei Ergleben. Darnach wurde er als Rektor in Loburg und später in Derenburg angestellt, in welcher letzterem Orte er nicht lange mehr lebte.
- 1871—1872. Friedrich Plate aus Markt-Alvensleben, kam zunächst nach Neuhaldenzleben, ging aber vom Schulsach ab und ist zur Zeit Reise-Inspektor der Magdeburger Feuer-Versicherung.
- 1872—1876. Wilhelm Wegener aus Wolmirzleben, kam nach Rimbeck, wo er 1878 an der Schwindsucht, an der er schon hier litt, starb.
- 1876—1878. Schulamtsbewerber Robert Becker aus Bennedenstein versah etwa 2 Jahre diese Stelle. Da er verheiratet war, aß er nicht auf dem Gute. Als die Stelle durch einen Schulamtskandidaten besetzt wurde, wurde ihm die Verwaltung der Schulkstelle in Dornbock übertragen. Später bestand er die Lehrerprüfung und fand eine definitive Anstellung in Dreileben, wo er sich noch jetzt (1905) befindet.
- 1878—1881. Gustav Warlich aus Ostermied. Ihm wurde der Tisch auf dem Gute wieder gewährt. Er kam an die „Unterstädtische Volksschule“ in Halberstadt.
- 1881—1883. Gustav Billert aus Schlanstedt, nachher zunächst zweiter und seit 1902 erster Lehrer in Eilenstedt.
- 1883—1885. Gustav Dannehl aus Kalbe a. d. Milde, trat den 1. Oktober 1883 hier ein, kam darauf nach Bergedorf und hinterher nach Hamburg.
- 1885—1888. Friedrich Dähne aus Angern kam nach Magdeburg. Jetzt ist er Direktor der höheren Töchterchule in Schönebeck.
- 1888—1892. Emil Runge aus Hornburg. Da er seine Mutter bei sich hatte, aß er nicht auf dem Gute. Er ging nach Halberstadt.
- 1892—1898. Hermann Haugt aus Bisdorf. Im Dezember 1892 empfing er als Auszeichnung für die Rettung eines Knaben, der im Februar bei Osterburg in die Biese gefallen war und ohne Haugts Entschlossenheit und Hülfe sicher ertrunken wäre, von S. Majestät, dem Kaiser, die Rettungsmedaille am Bande.

Bei seinem Antritt war mit der Stelle ein Gehalt von 830 M., nebst Feuerung und freier Wohnung verbunden. Im Winterhalbjahr 1896/97 nahm er an einem Kursus der Turnlehrer-Bildungsanstalt zu Berlin teil, während welcher Zeit er durch den Schulamtskandidaten Johannes Projahn (geboren Ost-Insel bei Stendal, 2. Februar 1877) gegen Minimalgehalts-Vergütung vertreten wurde, während er selbst von der Königl. Regierung monatlich einen Zuschuß von 110 M. erhielt.

1897 wurde das Gehalt der Stelle auf 1000 M. Grundgehalt mit freier Wohnung und Anwartschaft auf die neunmalige Dienst-

- alterszulage von 100 *M* festgesetzt. Am 1. Januar 1898 kam er nach Langenstein.
- 1898 (1. Januar) bis 1900 (1. Oktober). Theodor Volk aus Friedenau in Westpreußen.
- 1900 (1. Oktober) bis 1901 (30. September). Friedrich Lüttgens aus Potsdam.
- 1901 (1. Oktober) bis 1902 (1. Oktober). Karl Raumann aus Kalbe a. d. Saale.
- 1902 (1. Oktober) bis 1903 (30. März). Vakanz-Vertretung durch die Rohrheimer Lehrer.
- 1903 (1. April). Wilhelm Ahrens aus Wernigerode.

26. Von der Lebens- und Wirtschaftsweise

in Rohrheim läßt sich annehmen, daß sie lange Jahrhunderte hindurch ohne große Veränderung in fast gleichem Geleise sich bewegt hat. Erst mit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts änderten sich die Verhältnisse so erheblich, daß sie mit den früheren nur geringe Ähnlichkeit behielten. Außer den Faktoren, welche das gesamte Volksleben bedeutend umgestalteten, wirkten in unserm Orte besonders drei einschneidend, nämlich:

1. die Lösung des wirtschaftlichen Zusammenhangs mit Westerbürg,
2. die Separation des Feldes und
3. der Zuckerrübenbau.

Der größte Teil der Äcker war nämlich zehntpflichtig, davon der meiste nach Westerbürg, der kleinere, südliche Teil, wahrscheinlich so weit, als das Auplinger Gebiet gereicht hatte, nach dem Rittergute in Dardeßheim.

Der Zehnten war von allen Halmfrüchten zu geben, dagegen waren Futterpflanzen und das sogenannte Krautzeug, d. i. Bohnen, Erbsen, Wicken und Linsen, sowie auch Flachs, zehntfrei.

Diese Verpflichtung hinderte jeden Aufschwung der Landwirtschaft. Nicht bloß ging den Bauern der zehnte Teil des Kornes verloren und wurde dem Acker durch den Verlust des betreffenden Strohes ein erheblicher Teil des Düngers geraubt, sondern es wurde ihnen auch die Möglichkeit genommen, das Korn immer rechtzeitig einzufahren, denn wenn der Zehntner die Haufen noch nicht „abgezehnter“ hatte, durfte niemand eine Garbe einheimfen, auch wenn das Wetter drohend am Himmel stand.

Dem Zehntner stand es frei, den Zehnten vom ersten, neunten oder zehnten Haufen an abzuzählen. Bei anderen Haufen durfte er aber nicht anfangen. Vielsach wurden daher zu diesen Haufen sehr kleine Garben gebunden. Daß die Ertragsfähigkeit der Rohrheimer Fluren trotz der Abgabe des Zehntens nicht so sehr verringert wurde, wie an manchen anderen Orten, erklärt sich aus dem Heugewinn so ausgedehnter Wiesen, wie sie Rohrheim besaß.

Nicht minder drückend waren die für Westerbürg zu leistenden Spanndienste der Nachbarn und die Handdienste der Häusler. Wenn abends der Westerbürger Hofmeister aus Fenster

klopfte, um Pflügen, Eggen oder Fuhren anzufagen, mußte jeder gehorchen und die für sich selbst geplante Arbeit liegen lassen.

Ubrigens war der Nutzen dieser Dienste für Westerbürg nicht so erheblich, als er für die Verpflichteten lästig und hindernd war. Abgesehen von den Fuhrdiensten, die meist in Kornfuhren nach Goslar oder Wolfenbüttel bestanden, und die nur den 12 Ackerleuten oblagen, wurde sehr wenig geleistet, denn man suchte oftmals eine Meisterschaft darin, durch Langsamkeit beim Pflügen oder Eggen so wenig als möglich auszurichten. Von den Handdiensten sagte man, es sei genug, wenn sich nur der Rittelschoß rühre.

Zum Nutzen beider Teile wurden endlich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Zehnten und Dienste in sehr mäßiger Wertberechnung abgelöst. Der Zehnten wurde zunächst in eine Geldrente verwandelt, die hier dann 1858 teils durch die Rentenbank, teils durch Kapitalzahlung vollständig abgelöst wurde. In Fällen, in denen die Ablösung mit Hilfe der Rentenbank geschah, hatten die Pflichtigen entweder noch 42 Jahre die volle Jahresrente oder 56 Jahre davon 90 vom Hundert in dieselbe zu zahlen. Die Amortisation vollzog sich in erster Linie dadurch, daß die Rentenzahlung in monatlichen (später vierteljährlichen) Raten pränumerando geschehen mußte, wodurch eine frühere Zinsnutzung erzielt wurde. Durch die Ablösungen wurde erst ein wirklich freier Bauernstand gebildet.

Die Separation

der Feldgrundstücke wurde im Jahre 1848 beendet. Schon im Vorjahre führte man dieselbe in Dardesheim aus, und mit derselben wurde zugleich das Rohrsheimer „Aplinger Feld“ separiert, wodurch die Rohrsheimer in die günstige Lage kamen, diesen Teil ihrer Acker schon regelmäßig bewirtschaften zu können, während die Separationssumwälzung der übrigen Acker vor sich ging.

Über den Verlauf der Separation möge hier folgendes bemerkt werden: Nachdem lange Jahre hindurch Verhandlungen darüber gepflogen waren, hoffte man, daß sie 1848 ihrem Ende zugeführt werden würde. Aber über die Verteilung der Planlage waren manche Einwohner unzufrieden, Termine über Termine wurden abgehalten, ohne eine Einigung zu erzielen. Man befürchtete schließlich, daß alle bisherigen Kosten vergeblich aufgewendet worden seien. Da trat unerwartet ein Umstand ein, der mittelbar zur Einigung führte.

Es war nämlich im Sommer 1848, wie in verschiedenen Orten der Gegend, auch hier die Cholera ausgebrochen und der Wirt des Gemeindefruges daran gestorben. Deshalb mußte ein bereits vorher angelegter Termin, statt im Krüge, nun in der Schule abgehalten werden. Hier fiel selbstverständlich das erregende Element — die geistigen Getränke — fort, weshalb nun bei den Verhandlungen mehr Mäßigkeit und Ruhe gemahrt blieben. In diesem Termin bot nun einer der Separations-Deputierten, der Ackermann St. (Hof 143) dem Besitzer des Hofes Nr. 136, welcher sich am meisten benachteiligt glaubte, einen Tausch der Planlage und stellte es diesem frei, für den letzteren am Kirchberge zuge-

messen Plan den entsprechenden Bonitierungswert von St.s Plan im Wartfelde abmessen zu lassen. Der Vorschlag wurde bereitwillig angenommen, und der schwierigste Fall war erledigt. Ein zweiter Deputierter befriedigte einen andern Unzufriedenen in derselben Weise. Dagegen stellte man bei mehreren kleineren Interessenten die Zufriedenheit einfach durch Warenbeschädigungen her, welche der Besitzer des Hofes Nr. 100 den Betreffenden in der Küche des Kantorats sofort auszahlte.

Und siehe da! Der Termin, von dem der Oberamtmann Wahnschaffe auf dem Wege zur Schule zum Deputierten Strube sagte: „Heute tragen wir die Separation zu Grabe“, — endigte so, daß deren vollständiger Ausfühung nichts mehr im Wege stand.

Auch den Wünschen derjenigen Bewohner von Rohrshcim, welche weder ein Haus, noch etwas Acker besaßen, die also an der Feldmark eigentlich kein Besitzrecht hatten, kam man entgegen, indem man neben den Flachsröten im „Käsebeutel“ einen Ackerplan zu allgemeiner Gänseweide liegen ließ, den also auch die Inquilinen mitbenutzen konnten und bis heute noch mitbenutzen.

Die Inquilinen hatten sogar eine Deputation nach Berlin geschickt, doch konnten sie ihre Behauptung, bei Sr. Majestät dem Könige gewesen zu sein und gnädiges Gehör gefunden zu haben, nicht beweisen. Ganz unglaublich ist es allerdings nicht, denn Pierson erwähnt in seiner preussischen Geschichte ausdrücklich derartiger Bitten um Gänseweide.

Der Separations-Rezeß wurde im Jahre 1865 vollzogen und dabei auch die endgültige Scheidung der Feldmarksgrenzen den Nachbarörtern gegenüber festgesetzt.

Bei letzteren machten die Dardesheimer Abgeordneten einige Einwendungen, indem sie beanspruchten, daß das ganze „Uplinger Feld“, welches, wie bereits bemerkt worden, mit der Dardesheimer Feldmark separiert wurde, künftig auch als zu Dardesheim gehörig gelten sollte. Die Folge einer solchen Festsetzung würde dann gewesen sein, daß die betreffenden Besitzer aus Rohrshcim zu den Dardesheimer Gemeindefürdern beitragspflichtig wurden, wovon doch bisher keine Rede gewesen war. Als den Dardesheimer Deputierten die Nichtberechtigung derartiger Ansprüche klar gemacht worden war, ließen sie dieselben fallen. Mit Hesse einigte man sich über die Geradelegung des vom Brautloche ab eine Strecke die Grenze bildenden Bräuklingsbaches, der wegen seiner außerordentlichen Krümmungen daselbst der „Krumme Bach“ genannt wurde. Jetzt haben sich die Spuren seines ehemaligen Bettes schon fast ganz verloren, der Name Krummer Bach ist also nicht mehr zutreffend. —

Der dritte Faktor für die Neugestaltung der hiesigen Verhältnisse war der

Zuckerrübenbau.

Zwar hatte sich in den ersten 14 Jahren nach der Separation, also bis 1862, hier schon manches anders gestaltet; die hohen Kornpreise neben guten Ernten in den ersten fünfziger Jahren hatten den Leuten flüssige Geldmittel in die Hände gegeben; dennoch standen auch die einflußreicheren Personen noch fast sämtlich in den Anschauungen und Gewohnheiten der

ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Wenn es auch bereits abgenommen war, die Felder nach 3 Jahren einmal brach liegen zu lassen, so wich man doch im großen und ganzen von der einfachen Dreifelderwirtschaft nicht ab. Auch begnügte man sich bei der Wahl des Saatkorns meist mit einem Wechsel desselben aus einer andern Ackerlage der eigenen Feldmark.

Von besonderer Bedeutung für Rohrsheim und Westerbürg war in dem 19. Jahrhundert der Kartoffelbau geworden, da nicht bloß die im Jahre 1851 in Westerbürg angelegte Spiritus-Brennerei große Mengen Kartoffeln verarbeitete, sondern auch ein reger Handel damit nach Wolfenbüttel, Braunschweig und Goslar getrieben wurde, wo gerade die Rohrsheimer Kartoffeln mit Vorliebe gekauft wurden.

Eines teils war der ausgedehnte und mit großem Fleiß betriebene Anbau dieser Frucht sehr geeignet, die bedeutenden Flächen des infolge der Separation aus Ungern und Rainen gewonnenen Ackerlandes zu kultivieren, andernteils erlangte dadurch der ganze Ort vor anderen Orten einen finanziellen Vorsprung.

Ferner erhielt in dieser Zeit der Fortschritt in der Entwicklung des Ortes einen unverkennbaren Anstoß durch mehrfaches Hereinheiraten von Personen aus anderen Gegenden und mit erweitertem Anschauungskreise. Hierdurch kam es, daß gar manche Neuerung auf dem Gebiete der Landwirtschaft in Rohrsheim früher Anwendung fand, als in den Nachbarorten. So war Polland (im Hofe Nr. 1) der erste, welcher 1863 sein Getreide mit einer Dampfdreschmaschine ausdreschen ließ.

Im Frühjahr 1864 wendete derselbe die erste Drillmaschine und 1865 die erste Hackmaschine an. Auch wurde von ihm 1891 die erste Selbsttränke im Kuhstall eingerichtet. Nach kurzer Zeit kamen dann diese Maschinen hier allgemein in Gebrauch.

Das Bedürfnis nach Maschinen, besonders zum Ausdreschen des Getreides, trat immer mehr hervor, zumal die Erntererträge durch gesteigerte Anwendung künstlicher Düngemittel bedeutend erhöht wurden. Zuerst war dies (und zwar von 1855 an) der Peru-Guano. Leider wurden in der ersten Zeit viele hiesige Einwohner durch gewissenlose Zwischen- und Kleinhändler hierbei mit wertloser, verfälschter Ware betrogen, bis man vorsichtig genug wurde, solche Düngemittel nur von größeren, bewährten Handelshäusern zu beziehen. An Stelle des Peru-Guanos traten nach einigen Jahren Superphosphat, Chilisalpeter u. a. Düngemittel.

Hand in Hand mit der fortschreitenden Bodenkultur ging, wie bereits bemerkt, die Einführung von neuem Saatgetreide. Die in den 60er Jahren angestellten Versuche mit fremden Roggenforten, z. B. Champagner-Roggen, hatten keinen besonderen Erfolg, dagegen brachten (besonders nach 1870) eingeführte Gerstenforten gegen früher ungeahnte Erträge. Betrachtete man ehemals eine Gerstenernte von 9 Zentner vom Morgen (= 25,53 Ar) als eine recht gute, so erreichte man mitunter fast das Doppelte.

Der gleiche Unterschied stellte sich bei dem Anbau verschiedener englischer Weizenforten heraus. Unter diesen gilt heute noch der „Square

head“ als hervorragend ergiebig. In letzter Zeit hat man auch bessere Erfolge (besonders Rittmeister Zander, Hof Nr. 83) mit Roggen erzielt.

Den weitaus größten Anteil an der Umgestaltung des Wirtschaftsbetriebes hatte in unseren Orten der Anbau der Zuckerrübe und deren Verarbeitung. In Zerzheim (Bahnhof) bestand schon seit ca. 1850 eine Zuckerfabrik, von der Oberamtmann Wahnschaffe-Westerburg sieben Aktien erwarb. Auf Betreiben dessen und mehrerer der hiesigen Grundbesitzer (die Dedelebener verhielten sich dabei mehr passiv) wurde am 3. August 1864 von 43 Gesellschaftern mit 86 Anteilen die Dedelebener Zuckerfabrik als offene Handelsgesellschaft unter der Firma „H. Schliephake & Co.-Dedeleben“ gegründet.

Die Kampagne (neuerdings „Vollbetrieb“ genannt) 1865/66 war das erste Geschäftsjahr mit einer Rübenverarbeitung von 215 550 Zentnern (1 Zentner = 50 Kilogramm). Die 13 Rohrheimer Gesellschafter mit 27 Anteilen lieferten davon 59 113 und Westerburg auf seine 14 Anteile 26 258 Zentner.

Damals zählte ein solcher Betrieb zu den größten, doch steigerte er sich bei der Rentabilität in den 70er Jahren oft auf mehr als das Dreifache. In dem Arbeitsjahre 1896—1897 gehörten der Fabrik 59 Gesellschafter mit 100 Anteilen an, wovon auf Westerburg 14 und auf Rohrheim 32½ Anteile entfielen. Von Rohrheim bezog die Fabrik 1896/97 295 226 und von Westerburg 46 986 Zentner Rüben.

Bei der Gründung betrug die Einzahlung auf ein Anteil 1500 Taler (= 4500 M.); der Gesamtaufwand für die Fabrik aber etwa 250 000 Taler (= 750 000 M.).

Von den kleineren Rohrheimer Besitzern beteiligte sich einer an der Fabrik Hesse und später eine größere Anzahl solcher bei der Fabrik Mattierzoll.

In den 20 Jahren von 1870—1890 war das Zuckergeschäft am glänzendsten, denn es erreichte der jährliche Reingewinn zuweilen eine Höhe von 100 Prozent des Anlagekapitals. Eine solche Rentabilität rief jedoch eine Überproduktion hervor, wodurch dieser Geschäftszweig außerordentlich gelähmt wurde. Dazu kam die Steigerung der Arbeitslöhne und das Sinken der Getreidepreise, so daß am Beginn des neuen Jahrhunderts der Höhepunkt für die Landwirtschaft stark überschritten worden war. Von einer Not der Landwirte, wie sie sich in vielen Gegenden unseres Vaterlandes an der Jahrhundertwende findet, kann man glücklicherweise hier noch nicht sprechen, denn vor einer eigentlichen Not schützen wohl die Erträge der Felder, sowie die Ersparnisse der guten Jahre noch längere Zeit. Die in den genannten Jahrzehnten erlangte Wohlhabenheit wird man noch lange äußerlich an den schönen Häusern und deren Einrichtungen, den Wegepflasterungen, Straßenbeleuchtung (1881) erkennen können.

1887 wurde durch die Gründung einer

Genossenschafts-Dampfmolkerei

auch die Arbeit des weiblichen Hauspersonals wesentlich verändert. 1897 hatte diese 131 Anteile, worauf täglich wenigstens 20 Liter Milch zu

liefern sind. Später traten noch einige Teilnehmer hinzu. Die Anlagekosten betrugen 38—39 000 \mathcal{M} ; der 1896er Umsatz 92 000 \mathcal{M} .
Die

Altienziegelei St. Marie

wurde 1872 gegründet.

Die Wasserleitung.

Nachdem im Jahre 1900 in Rohrsheim mehrere Typhuserkrankungen vorgekommen waren, beauftragte der Landrat Stegemann zu Halberstadt den Kreisarzt, die Brunnen in der Gemeinde zu untersuchen. Letzterer erklärte dann, daß die meisten Brunnen nicht vorschriftsmäßig angelegt und ausgebaut seien, bei vielen sogar Regenwasser und faule Zufluß hätten, so daß das Wasser zum größten Teile nicht ohne Gefahr als Getränk für Menschen zu gebrauchen stände.

Infolgedessen erging vom Landrat an die Gemeindevertretung die Aufforderung, eine Wasserleitung zu bauen, zu welcher eine oberhalb der Ziegelei gelegene Quelle, der Uplinger Brunnen, mit reichlichem und gutem Wasser als geeignet erscheine. Die Gemeindevertretung wollte sich jedoch dazu nicht verstehen. Da ihr die Kosten zu hoch erschienen, wollte man lieber die nicht vorschriftsmäßigen Brunnen den gesetzlichen Bestimmungen entsprechend einrichten lassen. Der Landrat aber war nicht geneigt, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Er kam mit dem Kreisarzte selbst nach Rohrsheim, die Sache den versammelten Mitgliedern der Gemeindevertretung ans Herz zu legen, wobei er sich erbot, einen Kostenanschlag aufstellen zu lassen. Nachdem dieser auf 45 000 \mathcal{M} sich belauende Anschlag eingegangen war, wurde dann der Bau der Wasserleitung beschlossen und dem Techniker Heine in Vernigerode die Ausführung desselben übergeben. Vertragsmäßig stellte dieser die Hauptleitung mit Anschluß der Gehöfte bis 1. Oktober 1902 her.

Das Geld wurde bei der Kreiskasse angeliehen und soll in 35 Jahren amortisiert werden. Wassermesser hat man nicht angelegt. Dagegen hat eine Kommission den jährlichen Verbrauch der Haushaltungen abzuschätzen, wonach in 12 Abstufungen der Zins- und Amortisationsbeitrag berechnet wird. Die Stufen sollen zwischen 3 und 100 \mathcal{M} sich bewegen. Der Höchstverbrauch findet bei der Molkerei statt. Dem Verbrauch sind also keine kleinliche Schranken gesetzt.

Das vom Uplinger Springe hergeleitete Wasser ist vorzüglich und eignet sich zum Kochen und Waschen, was bei den meisten Brunnen nicht, oder wenigstens nicht in dem Maße der Fall war.

Es sind 14 Hydranten angelegt, denen bei Feuerzgefahr die Schläuche direkt angeschlossen werden können, womit, und zwar fast ausnahmslos von zwei Seiten, die Gebäude besprüht werden können.

Da der Kopf der Leitung mehr als 30 Meter über dem Ortsniveau liegt, so ist der Wasserdruck sehr bedeutend und für die höchsten Gebäude ausreichend.

Zwar nicht als Folge, doch zur Zeit der Einführung des Zuckerrübenbaues hörte der Anbau des Flachses gänzlich auf. Es konnten daher 1882 die Flachsröten verschüttet werden.

Der Spinnrocken, der den Winter hindurch ehemals in allen Stuben schnurrte, verschwand.

Selbst gewebt haben hier, soweit die Erinnerung reicht, die Frauen nicht. Das Weben geschah vielmehr durch Leinweber vom Fach. Fast alle kleinen Besitzer waren auch daher im Winter Leinweber. Sie hatten dazu ja meistens Zeit. Denn mit der Beendigung der Herbstbestellung hörte die Beschäftigung auf dem Felde auf, und wenn im November das Holz auf dem Fallsteine unter die 72 Nachbarn verteilt, geschlagen und heimgebracht war, so bildete das gemächliche Ausdreschen des Getreides mit dem Dreschflegel fast die einzige Beschäftigung, und diese dehnte sich in kleinen Wirtschaften auch nicht auf den ganzen Winter aus.

Wie noch heute der Rohrsheimer Forst auf dem Fallsteine gemeinschaftliches Eigentum der 72 Nachbarn ist, so waren bis zur Separation auch die Wiesen gemeinschaftlicher Besitz, worin zur Zeit der Heuernte die Berechtigten sich teilten. Die Teilung geschah in der Weise, daß jede der 4 Nachbarschaften in regelmäßigem Umlauf in den verschiedenen Revieren jährlich wechselten. Nur das kleine Bruch, die Neue Wiese und das Hackelhorn waren abgesondertes Eigentum der einzelnen Besitzer.

Bis zum 15. Mai wurden alle Wiesen von den gemeinschaftlichen Herden geweidet. Einzelne Teile der Wiesen wurden auch von den Westerbürger Herden als sogenannte Koppelweide mit benutzt, wodurch nicht selten Streitigkeiten entstanden.

Dem vielfachen gemeinschaftlichen Vießbrauch entsprechend, war es seit alter Zeit Sitte, einen regen geselligen Umgang zu pflegen, und befand sich die hiesige Einwohnerschaft in dieser Hinsicht mit den meisten der umliegenden Orte in verschiedenem Gegensatz. Drastisch bemerkte dem Schreiber dieser Zeilen darüber ein Bewohner von Hessen: „So machen wir es hier in Hessen nicht wie die Rohrsheimer, die mit ihren Weibern des Abends im Dorfe umherlaufen.“

So lange Frau und Magd, reich und arm, mit dem Spinnrade hantierten, war auch dieses der beständige Begleiter der sich Besuchenden. Wer bis 1870 im Winter abends nach 6 Uhr über die Straße ging, begegnete bestimmt einer Anzahl von Ehepaaren, von denen in der Regel der Mann das Spinnrad (den „Wocken“) und die Frau eine Laterne trug. Stehend war bei den meist 3—4 Paare umfassenden Abendgesellschaften, daß den Gästen ein Glas Wasser geboten wurde. Es entsprach dies jedenfalls einem Bedürfnis, da von jeher in Rohrsheim, besonders im Winter, eine reichliche Fleischnahrung beliebt gewesen ist. War Obst geerntet, so reichte man auch wohl Äpfel und Birnen, erstere den Frauen, meist in der Ofenröhre gebraten, dar. Dem folgte dann zur Belebung der Unterhaltung ein kräftiger Kaffee. Tee gab es nie; ebensowenig geistige Getränke.

Punkt 10 Uhr ging man nach Hause, um das Bett aufzusuchen. Denn nirgends hielt man mehr auf Betätigung des Sprüchworts: „Früh zu Bett und früh wieder auf“ usw., als in Rohrsheim. Nichts war harmloser, als solche Abendbesuche, und zeugte es gewiß nicht von allzu großer Kenntnis des Volkslebens, wenn dagegen geeifert wurde.*) Im Gegenteil! Das sittliche Leben hat sich nach dem Eingehen der Spinnstuben entschieden nicht gebessert, wovon u. a. auch die Verzeichnisse der Geborenen den Beweis liefern.

Auch auf die Schule übten die bezüglichlichen häuslichen Verhältnisse einen günstigen Einfluß aus. Es sammelten sich ehemals nicht bloß die erwachsenen Hausbewohner, sondern auch die Kinder mit dem Rocken „um des Lichts gesell'ge Flamme“. Dieselben wurden nicht bloß durch das Spinnen schon frühzeitig zu einer geregelten Arbeit angehalten und gewöhnt, sondern sie überhörten sich auch beim Spinnen ihren Lernstoff und sangen regelmäßig zum Schnurren der Mädchen ein fröhliches Liedchen. Wenn auch die Eltern an manchen Abenden nicht daheim waren, so war doch stets ein sogenannter Einhüter als Aufsicht im Hause, der meist auch dafür mit sorgen mußte, daß die Kinder ungestört ihre Schularbeiten machten. Jetzt ist unter den Kindern meist Spielerei und zwecklose Tändelei eingerissen, woraus dann im späteren Leben vielfach Genußsucht und Unlust zur Arbeit hervorgeht.

Mit dem Aufgeben des Spinnens vollzog sich zugleich eine größere Trennung der Herrschaften vom Gesinde, und dies um so mehr, als sich die herkömmliche Wohlhabenheit in den Jahren von 1870—1890 in Reichthum verwandelte.

Bis dahin aß das Gesinde — wenn auch in größeren Wirtschaften nicht mit der Herrschaft an einem Tische — doch überall in der Wohnstube der Herrschaft. Dadurch wurde das Gesinde zu einem gewissen Anstande genötigt. Niemals kamen die Knechte ungewaschen und in ihrem Arbeitskittel zur Mahlzeit. Ihr Tisch war mit einem blauen Tischtuche bedeckt und stand regelmäßig nahe an der Stubentür. Der erste Knecht (sog. Großspänner) kam zuerst und gab auch das Zeichen zum Gebet und dem Beginn des Essens, wobei die Knechte auf den Bänken an der Wand saßen, während die Mädchen an der Vorderseite des Tisches ihre Mahlzeit stehend einnahmen. An der Wand hinter dem Tische war ein Brett mit einem davor genagelten Lederstreifen. Dahinter steckte jeder auf eine bestimmte Stelle nach dem Essen seinen Löffel. Da so jeder immer denselben Löffel hatte, so wurde dieser nur abgewischt und nur Sonntagabends mit dem Eßgeschirr gewaschen.

Was die Bereitung der Speisen betrifft, so könnte man darin seit drei Jahrzehnten eher einen Rückschritt, als einen Fortschritt anerkennen. Bis in die 70er Jahre ließ man das eigene Korn mahlen. Im Hause wurde das Mehl gesäuert und geknetet, auch im Badhause durch die betreffende Hausfrau, die sich dabei nur in seltenen Fällen vertreten ließ, „gewirkt“, d. h. der Teig in die Brotform gebracht und dem Bäcker zum Einschieben in den Ofen eigenhändig gereicht. Hatte das Brot im Ofen

*) Daß es in manchen Orten damit anders aussah, mag sein.

eine leichte Rinde erhalten, so zog es der Bäcker wieder heraus, überstrich es mit Wasser und schlichte die obere Rinde auf, wonach er es zum zweiten Male in den Ofen schob. Bei dem nun folgenden weitem Aufgehen des Brotes quoll das Innere durch den Einschnitt hervor und bildete die sogenannte „kranke Rinde“. Solches Brot, welches sehr schmackhaft und haltbar war, hieß Hallerbrot und die beschriebene Herstellung das Hallern. Nachdem das Backen nur von den Bäckern ausgeführt wird, hat man kein Hallerbrot mehr.

Auch das Kochen wurde hierorts (von Deersheim westlich jedoch meistens nicht) in eigenartiger Weise betrieben. Man hatte nämlich in allen Küchen eine sogenannte Aschengrude, wie bereits auf Seite 45 kurz angegeben wurde, die mit der jetzt allgemeinen Kotsgrude nicht zu verwechseln ist. In jene wurde bereits schon am Abend etwas Raff (am besten Gersten- oder Roggenraff), Sägespäne oder sonstiger Mull auf einen Haufen geschüttet und angezündet, daß es die Nacht hindurch glimmte. War nun am andern Morgen der Topf mit dem betreffenden Inhalt, als Fleisch, bez. Speck, Hülsenfrüchten, Darrobt oder anderer Kochspeise gefüllt und auf dem Herde ins Kochen gebracht, so setzte man ihn in eine gemachte Vertiefung in der teilweise glühenden Aschengrude und bedeckte den ganzen Topf mit Asche. Hier blieb der Topf bis Mittag unberührt stehen und erhielt sich in der Temperatur des Siedepunktes, ohne daß Dampf abziehen konnte. Bei diesem gelinden, gleichmäßigen Kochen und dem Luftabschluß wurde die „Vorkost“ so wohlschmeckend, wie es beim Kochen auf dem Herdfeuer oder in der Kotsgrude nicht erreicht werden kann. War die Mittagsportion dem Topfe entnommen, so „mußte“ man denselben wieder zu und ließ den Rest, der seinen Wohlgeschmack behielt, bis zum Abend in der Grude stehen.

Nachdem die früheren, zum Räuchern des „Eingeschlachteten“ eingerichteten weiten Schornsteine engen, sogenannten russischen Röhren weichen mußten, hatten solche Gruden keinen Platz mehr in der Küche.

Der ruhige Anblick des Schornsteins und der Grude fiel nun allerdings weg, zugleich ging aber damit die beste Verfahrensweise beim Räuchern des Schlachtgutes und beim Kochen der Vorkost ein. Stand das Essen erst in der Grude, so brauchte sich die Hausfrau darum nicht weiter zu kümmern und konnte fast den ganzen Vormittag ihre Zeit anderen Arbeiten im Hause oder auf dem Felde zuwenden. Will sie sich jetzt am Vormittag anderweitig beschäftigen, so muß die Herstellung der Speisen darunter leiden. Was die Speisen selbst anbelangt, so ist schon oben erwähnt, daß eine kräftige Fleischnahrung allgemein beliebt war. Dabei muß jedoch bemerkt werden, daß bis zu den 60er Jahren fast ausschließlich nur Fleisch aus der eigenen Wirtschaft Verwendung fand. Auch in den kleinsten Haushaltungen wurde wenigstens ein Schwein gemästet und eingeschlachtet, in allen größern Wirtschaften kam zu den Schweinen aber noch ein gemästetes Stück Rindvieh, während für kleinere Wirtschaften ein solches geteilt wurde. Der Handel mit frischem Fleische war daher nur gering. Bloß an Sonnabenden war allenfalls in den beiden Gastwirtschaften Schweinefleisch und Wurst, und bei einem Schlächter etwas

Schmalfleisch zu bekommen. Erst 1868 entstand die erste Fleischerei, in der täglich frisches Fleisch zu haben war, und da dieselbe gute Geschäfte machte, folgte nach einigen Jahren die zweite.

Besonders beliebt war der Sauerkohl und dieser daher fast stehendes Sonntagsgericht.

In bezug auf dies Gericht wurde dem Verfasser folgendes Kuriosum erzählt:

Als im August 1827 der Kantor Neubauer hier angestellt wurde und keinen eigenen Haushalt hatte, wollte man ihn der Reihe nach zu Mittag speisen. Jeder suchte ihm etwas Gutes zu bieten, und so kam es, daß er wochenlang Tag für Tag nichts anderes, als Sauerkohl mit gepökelten, bez. geräucherten Schweinefleisch vorgesetzt erhielt. Das auszuhalten war ihm auf die Dauer nicht möglich, so daß er sich genötigt sah, auf den freien Tisch zu verzichten und einen ständigen Privattisch zu suchen.

Die Wohnstube war bis zur Gründung der Dedelebener Zuckerfabrik für Herrschaft und Gesinde gemeinschaftlich. Da die Knechte jedoch tagsüber stets draußen zu tun hatten und abends meistens bei ihren Familien sich aufhielten, so befanden sie sich allerdings nur wenig in der Wohnstube der Herrschaft. Dagegen saßen die Mägde jeden Nachmittag und meist auch des abends mit den weiblichen Mitgliedern der Herrschaft bei ihrem Spinnrocken in Reih und Glied. Nur wenn Besuch kam, suchten auch sie anderweitig Geselligkeit.

Dies Verhältnis war nicht ohne günstigen Einfluß auf Bildung und anständiges Betragen des Gesindes. Abwechselnd mit einem Liedchen wurde dabei allerlei aus früheren Zeiten erzählt, wodurch sich auch die vorn mitgetheilten Sagen in steter Erinnerung erhielten. Eng war allerdings der Anschauungskreis, aber desto ausgeprägter und eigenartiger.

Mag es mit solchen Verhältnissen in Verbindung gestanden haben, oder nicht, Tatsache aber ist es, daß zu gleicher Zeit mit der Veränderung derselben auch viele abergläubische Ideen und Gebräuche, an denen man bis dahin festgehalten hatte, allmählich in Vergessenheit kamen und verschwanden.

Wenn der Verfasser hier über verschiedene Sitten und Gebräuche näher berichtet, so soll das nicht etwa bezwecken, gewisse, jetzt meist überwundene Aberglauben neu zu beleben, wohl aber, was Gutes und Erziehliches in jenen Dingen steckt, der Vergessenheit zu entreißen.

Machen wir zwischen Sitten und Gebräuchen den Unterschied, das Jahrhundert hindurch allgemein festgehaltene Handlungsweisen, welche von religiösen Gedanken getragen oder durch Beweggründe der Menschenliebe bewirkt wurden, als Sitten, und diejenigen Handlungsweisen, die zwar nicht von der Allgemeinheit beobachtet, aber vielfach in gewissen Lebenslagen nach bestimmten geheimnisvollen Vorschriften ausgeführt werden, als Gebräuche zu bezeichnen sind, so dürfte Abergläubisches sich nur bei letzteren finden. Zu den besten Sitten gehörte vor allem das Gebet bei Tische und die Hausandacht. Beides war zwar keine örtliche Eigentümlichkeit, da man aber in den meisten Familien nicht mehr darauf

hält, so wird hier besonders darauf hingewiesen. Bis zu der Zeit, in der sich Herrschaft und Gefinde mehr und mehr gegenseitig absonderte, fehlte das Tischgebet nie, und Hausandachten mit Gesang wurden wenigstens am Sonnabend abend gehalten. Wo größere Kinder oder Mägde mit am Tische waren, hatten diese in der Regel das Tischgebet zu sprechen, wozu sie der Großnecht oder, wenn Herrschaft und Gefinde an einem Tisch aßen, der Hausvater mit den Worten „Nu bā-e“ aufforderten. Hausandachten werden jetzt nur noch regelmäßig morgens und abends im Armenhause abgehalten, wobei die Vorleserin sowohl die Lieder anstimmt, als auch eine „Andacht“ vorliest. — Daß die Mägde beim Essen sich nicht setzten, sondern vor dem Tische stehend aßen, bezeichnete vielleicht ihre bescheidene Stellung im Hause.

Ebenfalls nicht auf unsern Ort beschränkt ist das stille Gebet vor, bez. nach dem Platznehmen in der Kirche. Die Männer verrichten es vor, die Frauen meist nach dem Niedersetzen. Dasselbe ist zwar noch so ziemlich allgemein, wird jedoch auch schon bisweilen von jungen Leuten, besonders solchen, die da glaubten auswärts sich „eine höhere Bildung“ erworben zu haben, unterlassen.

Mehr schon fällt allgemeiner die Sitte weg, sich beim Segensspruch zu verneigen. Mit dem Abkommen der örtlichen Volkstracht änderten sich auch die Farben der Frauenkleider. Bis dahin trugen die Erwachsenen bei Gottesdiensten und sonstigen Feierlichkeiten nur Schwarz und Weiß. Da diese Kleidung nicht der Mode unterworfen war, so bestand sie meist aus sehr haltbarem und schwerem Stoffe und war deshalb im allgemeinen ziemlich kostspielig. Besonders teuer waren oft die Bandmützen, deren breite, seidene Atlasbänder auf dem Rücken herunter fast bis zu den Füßen reichten. Moderne Hüte trugen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Frauen und Mädchen weder in der Kirche noch anderswo.

Auch die Männer kamen nur in schwarzem Rock zur Kirche, und stets mit einem schwarzen Zylinderhute. Ein solcher gehörte unbedingt zur Ausstattung eines Konfirmanden und war in der Regel von einer Weite gekauft, daß er auch dann noch paßte, wenn der Kopf sich weiter ausdehnte.

Das Erntepfer am Erntedankfeste darzubringen, ging ehemals jeder um den Altar. Dabei wurde das Ledeum gesungen.

Nachdem die Westerbürger Herrschaft für sich den Hofmeister damit beauftragte, schickten auch hiesige Einwohner Untergebene zum Altar, so daß jetzt nur noch wenige um den Altar gehen, wodurch die Feierlichkeit sehr beeinträchtigt wird. Auffallenderweise blieb sich die Summe des Erntepfers ziemlich gleich.

Bis zum Jahre 1873 waren hier zwei sogenannte Kirchväter, wovon einer schon seit langen Jahren dauernd im Amte blieb und die Kasse führte, während der zweite jährlich wechselte. Der Ortsvorstand schlug dem Pastor von den Nachbarn drei vor, von denen der Pastor einen auswählte. Diese beiden Kirchväter hatten abwechselnd den Klingbeutel zu führen und beim Abendmahl bei der Austeilung von Brot und Wein ein Tuch vorzuhalten. Mit Anstellung eines besoldeten Kirchdieners fiel zunächst das Vorhalten des Tuches, später auch das Umherreichen des Klingbeutels weg.

Jetzt ist das Glockenläuten in der ersten Stunde des Jahres fast allgemein Gebrauch, doch erst seit kürzerer Zeit. In Rohrshelm war dies schon von altersher der Fall. Dabei wurde folgendes genau innegehalten: Freiwillige Gemeindeglieder, nicht die angestellten Glockenläuter, läuteten sofort nach dem zwölften Schläge, etwa 10 Minuten, mit allen Glocken, worauf der Choral „Das alte Jahr vergangen ist“ gesungen wurde. Darauf folgte ein zweiter Puls des Läutens und darnach der Choral „Nun danket alle Gott“. Nach dem dritten Pulse von zehn Minuten schloß man mit dem Liede „Ach bleib mit deiner Gnade“. Den Sängern, bez. Läutern wurde hinterher für einige Mark im Großen Krüge freies Getränk gegeben, wofür die Gemeindefasse herkömmlich aufkam. Seit längerer Zeit übernahm nun der Gesangsverein das Läuten und Singen. Statt der einstimmigen Choräle wurden verschiedene andere Lieder gewählt. Da früher die betr. Lieder nach Text und Melodie jedem bekannt waren, und jeder in Gedanken mitsingen konnte, auch wenn er die Worte nicht klar hörte, so war der vierstimmige Gesang keine Verbesserung zu nennen, indem dabei der Text meist vollständig unverständlich blieb.

Als Sitten, die sich auf die Vorkommnisse im Lebensgange der Menschen beziehen, seien folgende bemerkt:

Der Gebatterbrief muß sofort nach dem Empfange geöffnet werden.

Bei Hochzeiten aß (bez. ißt) das Brautpaar vor dem Gange zur Kirche eine Bieruppe, und zwar beide aus einem Napfe; und kein anderer durfte davon etwas mitessen.

Daß das Essen der Brautsuppe aus einem Napfe die künftige enge Zusammengehörigkeit und das alleinige Essen derselben den gesonderten Hausstand, bez. die Integrität der Ehe bedeuten sollte, liegt auf der Hand. Für die Hochzeitsgäste standen zu gleicher Zeit ein Teller mit Salz, ein Teller mit geriebenem Ingwer und ein Brot auf dem Tische.

Wenn ein Brautpaar zur Kirche ging, sollte es weder zurück noch zur Seite schauen, auch niemand grüßen. Man glaubte, daß der, welcher letzteres täte, nicht tren bliebe. Überhaupt wurde das Umherschauen auf verschiedenen wichtigen Gängen als ein böses Omen betrachtet. Wahrscheinlich gründete sich eine solche Annahme auf die Erfahrung, denn der Zerstreuung bei wichtigen Angelegenheiten folgt leicht ein Ubel nach. Von Kommunikanten, die sich beim Gange um den Altar umsähen, behauptete man, daß ihnen bald eine Widerwärtigkeit zustoße, und wenn dies ein Konfirmande täte, so hätte er in seinem ganzen Leben wenig Glück. —

Die Kerzen, welche bei der Leichenfeier auf dem Sarge standen, sollte man brennend zur Seite stellen und solange unberührt stehen lassen, bis sie vollständig abgebrannt waren.

Das Becken, welches bei einer Leichenwäsche gebraucht war, mußte sogleich zerbrochen werden, auch die Bettstelle des Sterbelagers war drei Tage ins Freie zu stellen.

Grund und Wert dieser Vorschrift ist nicht zu verkennen.

Wahnwitzig aber war die Annahme eitler Mädchen, wenn sie meinten, durch Waschen mit dem Wasser von der Leichenwäsche sich von Sommerprossen befreien zu können. Ebenso gefährlich war es, wenn man die Leichdornen durch Bestreichen mit einer Totenhand beseitigen wollte.

Schmerzlos ist der noch heute vorkommende Gebrauch eines Sympathiemittels, nach welchem man sich gegen den Mond zu wenden hat, die Leichdorne mit den Fingern der andern Hand erfaßt und dabei sagt:

Was ich fühle, nehme ab;
was ich sehe, nehme zu.

Noch heute schreibt man gewissen Personen die Kraft zu, durch sogenannten „Begreifen“ die Rose zu heilen.

Daß von Vieh haltenden Familien kein Holunderholz (*Sambucus nigra*) verbrannt werden durfte, hat sicher seinen Grund mit darin, daß in früherer Zeit Holunderblütentee auch bei Vieh angewendet wurde. Um sich dieses allgemein geschätzten Heilmittels nicht zu berauben, durfte man das Holz des Heilung spendenden Strauches nicht vernichten und verbrauchen.

Ein mystischer Brauch, der sicher einer einstmaligen klugen Naturbeobachtung, nämlich einer dadurch bewirkten Vertilgung schädlicher Insekten, seine Entstehung verdankte, war es, am Martinsstage um die Obstbäume ein Strohseil zu binden, welches am Gründonnerstag morgen behutsam, ohne etwas an die Erde fallen zu lassen, wieder abgenommen und im Ofen verbrannt wurde.

Der ursprüngliche Grund war vergessen, abergläubisch nahm man an, den Baum vor Erkältung zu schützen.

Von den günstigen Wirkungen des sogenannten Osterwassers sind auch heute noch viele fest überzeugt. Dasselbe wird am Ostermorgen vor Sonnenaufgang aus dem Bache geholt, und zwar muß man beim Einfüllen den Eimer nicht gegen den Strom ziehen, sondern in der Richtung wohin das Wasser fließt. Meist verbraucht man das Wasser sogleich, hauptsächlich zur Viehtränke. Manche bewahren es aber länger auf zu etwaigem Gebrauch bei krankem Vieh.

Ein recht mittelalterlicher Aberglaube steckt in folgendem vermeintlichen Mittel gegen Vogelfraß auf dem Felde. Vor dem Schlafengehen schüttete man auf ein reines Tuch von der Kornart, die man am Tage ausgesät hatte, so viel, daß, wenn man das zusammengelegte Tuch um den Kopf band, nichts herausfiel. Damit legte man sich zu Bett, stand aber so früh auf, daß man mit dem Korn im Tuche nach dem betreffenden Saatstück gehen, um dasselbe eine kleine Rinne machen und die Körner hineinstreuen konnte, auch wieder nach Hause kam, ehe die Sonne aufging. Beim Ausstreuen der Körner sagte man die Worte: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Außer dem Sprechen dieser Worte mußte Stillschweigen beobachtet werden.

Der Mann, von dem der Verfasser diese und die meisten anderen derartigen Mittheilungen erhielt, war fest von der sicheren Wirkung des Mittels überzeugt. Wenn es nicht helfe, so wäre es nicht richtig ge-

macht, sagte er. — Sag hierin ein Mißbrauch des Namens Gottes, so dürfte die Anrufung der Dreieinigkeit bei folgendem Brauch keine Sünde gegen das zweite Gebot einschließen.

Als nämlich die Hausfrauen abends noch selbst den Brotteig säuerten, drückten sie zum Schluß mit der Handkante drei Kreuze in den Teig, wobei sie entweder sagten:

×
Unser
×
täglich Brot
×
gib uns heute

oder:

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Das Brotbacken erinnert an einen, bei der jetzigen Wirtschaftsweise weggefallenen schönen Gebrauch. Es mußte vom ersten, aus neu-geerntetem Korn gebackenen Brote wenigstens einem Armen ein Stück gegeben werden.

Der hier allgemein vorhandene Wohlthätigkeitsfönn der Wohlhabenden zeigte sich u. a. auch darin, daß man bei Hochzeiten, auch bei Begräbnissen den Insassen des „Armenhauses“ reichliche Gaben zukommen ließ, die bei Hochzeiten in Kuchen, Kaffee und Zucker bestanden.

Das sogenannte Hinsingen der Leichen, wobei die Schulkinder auf dem Hofe, auf dem Wege zum Kirchhofe und am Grabe sangen, fand der Verfasser bei seinem Eintritt in das hiesige Schulamt nicht mehr vor. Dasselbe war außer Gebrauch gekommen, als 1848 der Begräbnisplatz außerhalb des Dorfes benutzt wurde. Nur bei dem Begräbnis der Prediger Cherubim und Kunze wurde von der Thür des Friedhofs bis zum Grabe gesungen, auch wurde mit längeren Pausen zwischen den Strophen der Weg vom zweiten Begräbnisplatze zum dritten bei der Einweihung des letztern unter Gesang zurückgelegt. —

Für das Singen wurden früher die Kinder bezahlt. Gewöhnlich bekam jedes Kind zwei Gutegroschen (25 Pfennig nach Markwährung), die in der Pause zwischen zwei Gesangbuchliedern an die der Reihe nach auf dem Trauerhofe aufgestellten Kinder, denen sich oft auch solche anschlossen, die noch nicht in die Schule gingen, durch ein dazu von der trauernden Familie beauftragte Person von einem Teller gereicht wurden. — Dieses Austeilen von Geld scheint übrigens nicht bloß als Bezahlung für das Singen aufgefaßt zu sein, denn als letzteres außer Gebrauch gekommen war, wurden wohl noch 20 Jahre lang den Lehrern soviel Zweigutegroschenstücke zur Austeilung an die Kinder gegeben, als Schulkinder da waren. Von 1870 ab verlor sich dieser Gebrauch. Ein gleiches fand bis dahin statt bei Trauungen, obgleich die Kinder nicht mehr sangen. Als in den 70er Jahren öfter wieder in der Kirche zur Trauung gesungen wurde, erhielten nur die Kinder der ersten Klasse eine nicht immer gleich hohe Bezahlung, meist jeder 10 S., bei reicheren Leuten mehr. Eine höhere Bezahlung als 10 S. erfolgte dann, wenn zwischen der Traurede und der eigentlichen Trauung eine mehrstimmige Motette eingeschaltet werden sollte. —

Über das Kassentragen wurde im Paragraph 9 und über das „Heiligeschriftbringen“ im Paragraph 21 bei dem Organisten Hellmuth berichtet.

27. Gemeinjsame Vergnügungen

gab es wohl nicht so viele, als in neuerer Zeit, doch fehlte es auch bei unseren Vorfahren keineswegs daran. Ein Unterschied zwischen sonst und jetzt bestand aber darin, daß ehemals unter den Teilnehmern weniger Unterschiede gemacht wurden, als jetzt. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren daher bei den Tanzverggenügungen keine Schranken unter den Teilnehmern. An ihnen nahm man nach Belieben teil, denn geschlossene Gesellschaftsbälle waren bis dahin nicht gebräuchlich, solche kamen erst nach 1860 auf.

Obenan unter den Volksverggenügungen stand das sog. *Annehmen*. Es fand statt in den ersten Tagen des Januar und begann mit dem Vorlesen der Gemeinderrechnung, woran sich allerlei Besprechungen knüpften. Diesem folgte ein gemeinschaftliches Mahl, welches von dem Pächter des Gemeindefruges (jetzt „Schwarzer Adler“), dem Gemeindebäcker und dem Gemeindefchafmeister geliefert werden mußte.

Am zweiten Tage wurden die etwaigen Neuverpachtungen des Gemeindefruges und -Bachhauses vorgenommen, sowie Gemeinde-Diener, -Nachtwächter, -Feldhüter, -Ruhhirten usw. angenommen.

Waren neue Personen in einen Hofbesitz eingetreten, so wurden sie „gehündigt“ und hatten außer Speise und Trank jeder einen neuen großen Zinnteller mit Namen usw. in die Gemeinde zu geben. Davon findet sich jetzt noch eine Anzahl in einer Lade in der Kammer neben der Ratsstube im Großen Krüge. Diese Zinnteller, die übrigens kleinen Schüsseln gleichen, fanden auch bei Hochzeiten- und Begräbnis-Gastmählern Verwendung. Jeder Rohrsheimer „Nachbar“ hatte das Recht, dieselben zu solchen Zwecken zu benutzen.

Am 3. Tage des Annehmens lieferten die Haushaltungen der Nachbarn selbst die Speisen zu einem neuen Schmause, der, wie die vorhergegangenen, mit Tanzverggenügen endigte. *)

Als Ersatz dafür sind später zahlreiche Bälle der verschiedensten Vereinigungen und Vereine getreten. Gemeinjsame Festlichkeiten für alle Besitz- und Altersklassen fanden außer den Siegesfesten 1866 und 1871 und der Siegesjubilseier 1895 nicht mehr statt. Ziemehr zwischen 1860 und 1890 durch Verheiratung Personen in die Gemeinde kamen, welche anderen Anschauungs- und Bildungsverhältnissen entstammten, desto größer wurde die Absonderung der einzelnen Klassen. Auch hörte naturgemäß das abgeschlossene Dorfleben auf, als die Teilnehmer an den Zuckerfabriken eine vielfache Verührung mit anderen Orten und Verhältnissen erhielten.

Das herkömmliche Schützenfest, Freischießen genannt, ging 1859 gänzlich ein, weil sich nur noch ein paar Arbeiter fanden, aus-

*) Vergl. Anhang Nr. 6.

und einzuziehen. 1860 wollte man diez Volksfest neu einrichten und beschloß, einen „Schützenverein“ ins Leben zu rufen, an dem nur Grundbesitzer teilnehmen sollten. Auch übernahm die Gemeindefasse die Kosten für ein zu erbauendes Schützenhaus auf dem Gänseanger. Dasselbe besteht aus einem Tanzsaal, einem Vorraum für Nichttänzer und einem Anbau zum Schießen.

Durch die Ausschließung der Nichtgrundbesitzer wurden diese gewissermaßen gereizt auch einen Schützenverein zu bilden, und es traten diesem wohl zehnmal soviel Personen bei, als früher zum Freischießen, bei dem sich hätte jeder beteiligen können. 15 Jahre hielten beide Gesellschaften ihre Feste nacheinander ab, jede drei Tage, nämlich zwei Sonntage und einen Montag. Nachdem jedoch 1874 der Amtsrat Wahnschaffe Amtsvorsteher geworden war, waren ihm sechs solcher Festtage zu viel, und er verweigerte daher die Erlaubnis zum gesonderten Abhalten beider Feste. Weil hierbei aber voraussichtlich Unzuträglichkeiten wegen Benützung des Schützenhauses zu erwarten waren, so löste sich das sog. „Große Freischießen“, d. h. die Schützengesellschaft der Besitzenden für längere Zeit auf, so daß vorderhand nur das sog. „Kleine Freischießen“ regelmäßig weiter geführt wurde. Nachdem der Gegensatz, der, wie bemerkt, letzteres ins Leben gerufen hatte, nunmehr nicht mehr reizte, nahm auch die Beteiligung hieran wieder allmählich ab. Doch besteht es noch jetzt. In neuester Zeit wurde auch das erstere wieder gehalten.

Mit den nach 1866 abgehaltenen Kriegerfesten hatten die „Freischießen“ ihre Wichtigkeit verloren, denn diese hatten doch einen mehr patriotischen Hintergrund, als bloße Vergnügungssucht.

Im Winter 1877/78 wurde — wiederum von den Wohlhabenden — ein Klub gegründet, bei dem die Aufnahme von einer geheimen Abstimmung bei einem erheblichen Eintrittsgelde abhängig war. Als Vereinslokal wählte man das „Deutsche Haus“.

Nicht lange darnach bildete sich ein zweiter Familienklub, dem vorzugsweise die Gewerbetreibenden angehörten. Dieser hielt seine „gemütlichen Abende“ im Gasthof „Zum Schwarzen Adler“ ab. Bei beiden Gesellschaften unterschied man Familienabende und Herrenabende. Nur bei ersteren wird etwa von 9 Uhr ab nach Belieben getanzt, und zwar gewöhnlich nach Klavier und Geige, die von zwei Musikern aus Hessen oder Dardesheim gespielt werden.

In den 40er Jahren rief man in allen größeren Orten

Gesangvereine

ins Leben. Auch wurde schon damals ein großes Gesangsfest, und zwar im Deersheimer Holze, abgehalten, an dem sich eine bedeutende Anzahl von Vereinen aus der Umgegend beteiligten. Auch in Rohrsheim entstand unter Leitung des Organisten Hellmuth ein Männergesangverein, der jedoch nicht lange Bestand hatte. Sein Nachfolger errichtete später, 1863, einen neuen, in welchem prinzipiell nur volksliedartige, vorwiegend aber kirchliche Sachen geübt werden sollten. Der Verein stellte es sich nämlich zur ersten Aufgabe, an allen Festtagen die liturgischen Chöre

zu singen und dabei eine Motette einzulegen. Am ersten Feiertage des Weihnachtsfestes 1865 waren die Übungen soweit vorgeschritten, daß dieselben, meist aus den bemittelteren Klassen bestehende Verein ein Kirchenkonzert veranstalten konnte, worin eine Anzahl Psalmen von Klein und einige andere Stücke (Kreuzer) vorgetragen wurden. Das Schiff der Kirche wurde dabei durch drei hohe, mit zahlreichen Lichtern bestückte Weihnachtsbäume geschmückt. Die Bäume waren ein Geschenk des Oberamtmann Wahnschaffe, die Lichte dagegen vom Ackermann Andr. Schrader gestiftet.

1868, am Sonntage vor Pfingsten, hielt der Verein ein Gesangsfest ab, wozu 9 Vereine der Umgegend sich einfanden. Hierbei kam ohne Zutun des Vereins eine Zwistigkeit zwischen den Gastwirten vor, die es bewirkte, daß der Verein sich zwar nicht auflöste, doch, da sich Hindernisse in betreff des Vereinslokales einstellten, die Übungen in nur beschränkter Weise in der 2. Schulklasse fortzusetzen versuchte. Da das Schulzimmer mit seinen damaligen engen Bänken sich wieder, wie früher, als unzulänglich bewies, mußten die Übungen aufgegeben werden. Erst 1876 nahm der Organist Weberling die Übungen wieder auf, doch nahmen jetzt meist jüngere Leute am Verein teil, und es wurden nunmehr fast ausschließlich heitere, unterhaltende, nicht aber kirchliche Sachen geübt. Nach Weberlings Abgang setzte der dritte Lehrer, Siemann, die Leitung fort, von dem sie auf den Organisten Mansfeld überging. Unter dessen Leitung fand 1890 wieder ein großes Gesangsfest statt. Nach ihm übernahm Lehrer Jorns und nach dessen Abgange Kantor Müller die Direktion.

Nach den großen Feldzügen bildete sich ein Kriegerverein mit mehr als 100 Mitgliedern, die auch noch jetzt fest zusammen halten und jährlich ein Fest abhalten.

Dagegen führt der 1891 gegründete Turnverein, der anfangs sich einer regen Beteiligung erfreute, jetzt nur noch ein schwaches Dasein.

Hörte mit der im Jahre 1848 ausgeführten Separation das sog. Annehmen mit seinen Belustigungen auf, so brachte dasselbe Jahr den hiesigen bäuerlichen Besitzern — wie überall — ein anderes Vergnügen, nämlich die Ausübung der Jagd auf der Feldflur.

Die betreffenden Verhältnisse geben in mehrfacher Hinsicht ein Spiegelbild der gesellschaftlichen und finanziellen Zustände der Bevölkerung und mögen dieselben hier eine eingehende Berücksichtigung finden.

Bis zum Jahre 1848 hatte die Domäne Westerbürg das unbeschränkte Jagdrecht auf der ganzen Rohrsheimer Feldflur.

Der südliche Teil, das sog. Uplinger Feld, war ehemals Koppeljagd der Domäne Westerbürg und des Rittergutes Dardesheim. 1830 kaufte der Oberamtmann Adolf Wahnschaffe dem Rittergute Dardesheim die Mitberechtigung für 72 Taler Gold ab.

Da nun zu den sog. Errungenschaften der Märztage von 1848 die Jagdberechtigung der Grundeigentümer gehörte, so fiel dies Recht damals auch der hiesigen Gemeinde zu.

In den ersten anderthalb Jahren nach den Märztagen war vollständige Jagdsfreiheit, d. h. es jagte jeder, gleichviel, ob er ein Ackerstück besaß, oder nicht, nach Belieben. Wenn da überhaupt noch ein Gase oder Rebhuhn am Leben blieben, so war daran gewiß nicht der gute Wille der Jäger, sondern nur ihre Ungeschicklichkeit und die Mangelhaftigkeit ihrer Schusswaffen schuld. Nachdem dann die Jagdangelegenheiten dahin geordnet waren, daß die Zeit der Jagdausübung von der Behörde festzustellen und das Eigentumsrecht der Jagd den Ackerbesitzern je nach dem Umfange ihres Besitztumes angehöre, wurde am 30. Juli 1850 die Gemeindejagd zum ersten Male auf drei Jahre verpachtet. Man teilte darauf das ganze Feld in vier Teile, und zwar so, daß die einzelnen Teile durch die Wege nach Dedeleben, Darbesheim und Hessen und den nordwärts nach dem Großen Graben zu führenden Dammweg voneinander geschieden wurden. Die damalige Pachtsumme betrug 67 Taler 1 Sgr. (= 201,10 M.).

Die folgende Pachtperiode war auf 6 Jahre festgesetzt und dauerte vom 3. August 1853 bis dahin 1859. Die Pachtsumme stieg hierbei auf 98 Taler 15 Sgr. (= 295,50 M.).

Bei der folgenden Verpachtung griff man auf den gesetzlichen Jagdschluß im Winter zurück und es lief nun die neue sechsjährige Pachtperiode vom 15. Februar 1859 bis dahin 1865, wobei sich ein Pachtpreis von nur 97 Talern ergab.

Von der folgenden Periode an stieg der Pachtpreis zu einer unerwarteten Höhe an, denn in der Periode 1865/71 betrug er 190 Taler (= 570 M.); 1871/74 kam er auf 1821 M. Für 1877/83 steigerte sich das Pachtergebnis auf 2764 M.; für 1883/89 auf 3154 M. und 1889/95 auf 6135 M.; 1895—1901: 6500 M.; 1901/07: 3040 M. und 1907—1913: 7360 M.

Bei der Verpachtung für 1889/95 kam es zu einer langwierigen Klage von seiten eines Ackermanns gegen die verpachtende Behörde. Die Anstrengungen, die Pachtverhandlungen ungültig zu machen, scheiterten jedoch an der gesetzlichen Bestimmung, daß dem Schulzen allein das Recht zustehe, von den Bestbietenden die Pächter auszuwählen. Von diesem Rechte hatte der zeitige Schulze Gebrauch gemacht, und sein Zuschlag konnte von keiner höheren Behörde rückgängig gemacht werden.

Da die Pachtpreise in der Pachtperiode 1889/95 für die Ackerbesitzer der Gemeinde entschieden als sehr günstig angesehen werden mußten, ferner dem Schulzen das Recht zusteht, die Pachtperiode einmal zu verlängern, auch die Pächter geneigt waren, die Pachtsummen noch um so viel zu erhöhen, daß außer einigen kleinen Ausgaben, z. B. für Hamsterfang, noch mindestens eine Mark für jeden Morgen gezahlt werden könnte, so entschloß sich der Schulze Bruns dazu, für die nächste Pachtperiode keinen öffentlichen Verpachtungstermin anzustellen, sondern für die Zeit von 1895 bis 1901 den bisherigen Pächtern weiter zu überlassen.

Die Pachtgelder hatten sich also innerhalb eines halben Jahrhunderts von 201,10 auf 6500 M., also auf mehr als das 32fache, gesteigert.

Wenn eine solche Steigerung auch der konkurrierenden Liebhaberei, sowie mancherlei anderen persönlichen Verhältnissen zugeschrieben werden

mußte, so beweisen jene Ergebnisse doch entschieden, daß sich der Wohlstand so sehr gehoben hatte, um solche Ausgaben zu gestatten.

Auch die gesellschaftlichen Beziehungen spiegeln sich an dem mit der Jagd Zusammenhängenden ab.

Schlossen sich in den ersten 25 Jahren an die jährlich abzuhaltenden großen Treibjagden Gasthausvergnügungen oft ungebundener Art an, so fielen solche hier seit der Mitte der 70er Jahre fort. An deren Stelle traten bei den einzelnen Pächtern Hausfestlichkeiten, woran die geladenen Jagdgenossen, sowie auch andere Freunde teilnahmen. Dabei sind alle Formen des Anstandes und guter gesellschaftlicher Sitte ausnahmslose Regel, so daß auch Rittergutsbesitzer und adelige Herren solchen Gesellschaften nicht fern blieben.

In der Regel wird nach der Heimkehr von der Jagd und Vertauschung der Jagdkleidung mit einem dunklen Gesellschaftsanzuge zunächst Kaffee getrunken, worauf etwa um 5 Uhr ein solennes Gastmahl folgt, an dem natürlich auch Frauen teilnehmen. Ein Beispiel der Speisefolge eines solchen Mahles möge hier zur Beurteilung des Gegensatzes zu früheren Zeiten mitgeteilt werden: Krebsuppe; Zungenfricassée; Seezunge; Pudding; Heidschnuckenbraten; Chokoladenspeise; Nachtisch und Obst.

Ist nach einigen Stunden das Mahl, das nie in Schwelgerei ausartet, beendet, so bleiben die Gäste noch bei Kaffee und Bier sich unterhaltend, oder auch Karte spielend, bis etwa Mitternacht beieinander.

Was die Jagdergebnisse in den letzten Jahrzehnten anbelangt, so sind dieselben günstiger, als in früherer Zeit. Der Grund daran liegt teilweise in aufmerksamerer Verfolgung der Raubtiere, andernteils aber auch in der Abschaffung der vielen Schäferherden, denn die vielen Schäferhunde waren der Hasen Tod; auch wurde wohl ehemals von sogenannten „Knüppeljägern“ manches Häschen durch einen kunstgeübten Wurf mit einem Knüttel erlegt. In neuerer Zeit hat das Wildern keine Bedeutung mehr.

Im Jahre 1895, allerdings einem der besten Jagdjahre, schoß man auf der Rohrsheimer mit Westerburger Flur etwa 1600 Hasen.

28. Allgemeine Volksfeste.

Nicht zum geringsten sind es öffentliche Festfeiern, in denen sich ein lebendiges Bild vom Charakter einer menschlichen Gemeinschaft ausdrückt. Über solche aus älteren Zeiten fehlen uns nun leider die Nachrichten. So viel darf man aber wohl annehmen, daß man nach den Drangsalen der Kriege von 1618—48, 1756—63 und 1813—15 nicht in der Stimmung gewesen ist, große fröhliche Volksfeste zu feiern, sondern man wird sich auf die kirchlichen Dank- und Friedensfeste beschränkt haben.*) Anders war es 1866. Da wurde am 22. November auch ein nichtkirchliches Fest öffentlich gefeiert. Die eigentliche Festhandlung fand auf dem Platze im Mitteldorfe statt. Derselbe war an seiner Südseite abgeschlossen durch

*) Das Friedensfest nach den Befreiungskriegen wurde am 18. Januar 1816 abgehalten.

eine großartige Ehrenpforte, von welcher auf der Mitte die Büste König Wilhelms I. und ihm zur Seite die des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Friedrich Karl herabschauten. An der Seite aber standen auf weißen Tafeln die Namen der Schlachten verzeichnet.

Nach der Festrede des Pastors Runze überreichte die Tochter des Ademanns M. Schaper, Marie, später in Ströbeck verheiratete Frau Söllig, im Namen der Jungfrauen eine Fahne, wonach der Gesangverein eine Reihe durch Zwischenrede des Dirigenten C. verbundene Lieder vortrug. Am Abend fand dann ein Festessen in beiden Gasthäusern nebst Ball statt. —

Das Siegesfest 1871 wurde ähnlich, doch ausgedehnter gefeiert, und zwar am 23. Juli 1871.

Mittags 1 Uhr, beim ersten Glockenläuten, versammeln sich: a) die Schulkinder in der Schule; b) die am Festzuge teilnehmenden Vereine und einzelne Gemeindeglieder vor dem Schulhause; c) Ortsvorstand, Festkomitee und Veteranen auf der Pfarre; d) die Ehrenjungfrauen beim Schulzen Strube; e) die Krieger mit Musikchor beim Leutnant Voigtländer.

Der Zug zum Festplatze beginnt beim dritten Läuten in folgender Ordnung: Die Schulkinder, geschmückt mit Schärpen, eröffnen den Zug und die Vereine schließen sich daran. Vor der Pfarre treten der Prediger, der Amtsrat Wahnschaffe, der Ortsvorstand, das Festkomitee und die alten Krieger in den Zug, welcher sich durch die Bachstraße nach dem Versammlungslokale der jungen Krieger bewegt, woselbst diese mit dem Musikchor hinter den Veteranen im Zuge Platz nehmen. —

Währenddessen haben sich die Ehrenjungfrauen zum Festplatze begeben und an der Ehrenpforte Spalier gebildet, um die Krieger mit Schärpe und Kranz zu schmücken. Nach der Schmückung treten die Jungfrauen in den Zug hinter die Schulkinder.

So geordnet geht der Zug zum Schützenwall, wo er zwischen den Häusern, in denen die Familien der beiden Gefallenen, Kuhne und Habermann, wohnen, Halt macht. Hier wird gesungen: Christus, der ist mein Leben — Strophe 1.

Darauf Ansprache des Pastors Runze und Entsendung einer Deputation mit den den Gefallenen gewidmeten Lorbeerkränzen zur Kirche, währenddessen von den Teilnehmern am Zuge vom Liede „Was Gott tut, das ist wohlgetan“, die 4. und 5. Strophe gesungen werden. Die Häuser werden nicht betreten, da in dem einen Pockenranke liegen.

Nach Rückkehr der Deputation begibt sich der Zug zum Festplatz und nimmt auf seinem Wege dahin bei der Schule die Fahnenjunker der Schulkinder und vor dem Bötelschen Hofe diejenigen der Ehrenjungfrauen mit den verhüllten Fahnen auf.

Die Aufstellung auf dem Festplatze geschieht im Halbkreise um die Tribüne vor dem Großen Krüge, so daß die Schulkinder rechts und die Ehrenjungfrauen daneben zu stehen kommen und die Landwehr- und Schützenvereine in einem Gliede Kinder und Jungfrauen umschließen.

Die Krieger treten in den Halbkreis. Bis jeder seinen Platz eingenommen, spielt das neben der Tribüne aufgestellte Musikchor.

Der Hauptakt der Feier.

1. Einleitungsrede durch Amtsrat Wahnschaffe.
2. Gesang: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut. Strophe 1 u. 5.
3. Festrede des Pastors Kunze.
4. Lied: Sei hochgelobt, du treuer Gott! usw.
5. Überreichung der Fahnen.

Die Fahne der Jungfrauen überreichte Dorothee Bötzel, später Frau Fust in Abbenrode, die der Schulkinder die erste Schülerin Sophie Gustedt, später Frau Befurz in Rohrsheim, wobei diese folgendes Gedicht sprach:

Auch mir erlaubt ein Wort zu sagen
Im Namen dieser Rinderschar
Und nach so großen, schweren Tagen
Den Kindergruß Euch bieten dar.

Zwar weiß die Jugend von dem Treiben
Der großen Welt nur selten was,
Sie hat zu lernen fromm zu bleiben,
Zu üben ohne Unterlaß.

Wenn aber, wie im letzten Jahre,
Der Erbfeind uns im Übermut
Erdrücken will mit wilden Scharen,
Da brennt auch schon des Kindes Blut.

Da war auch unser Herz voll Sorgen,
Mit Zittern steheten wir zum Herrn,
Da baten wir an jedem Morgen
Um Schutz der Lieben in der Fern.

Der Herr hat gnädig uns erhört,
Er war mit Euch in heißer Schlacht;
Er hat die Feinde abgewehret,
Den Übermut zu Fall gebracht.

Ihr zoget kühnlich Eure Degen,
Gott schützte Euch in der Gefahr;
Ihr warft dem Feinde Euch entgegen,
Und wenn er noch so furchtbar war.

Von Weissenburg, vom Rheinesstrande,
Von Strassburg, Spichern, Wörth und Metz
Drangt Ihr ins Herz vom Frankenlande:
Vom Anfang siegtet Ihr bis jetzt.

Rein Vollwerk konnt' Euch widerstehen,
Paris, so stolz, war nicht zu fest.
Ihr nahmt die steilsten Bergeshöhen.
Auch Belfort fiel, das Felsenest.

Ihr nahmt des Feindes Heer gefangen,
Bei Sedan seinen Kaiser gar.
Nie konnt' der Feind zum Sieg gelangen,
Nie wich die deutsche Heldenschar.

So kehrtet Ihr mit Ehren wieder,
Mit Ruhm bedeckt steht Ihr nun da,
Und Euch begrüßen Jubellieder,
Nach Taten, wie man nie sie sah!

Doch — können wir Euch würdig preisen
Für das, was Ihr für uns getan?
Es reichen unsre schönsten Weisen
Nicht bis zu Eurem Ruhm hinan.

Wir können Euch gar schwach nur danken,
Nur ihm, der Euch in Kampf und Not
Bewahrte, ohne je zu wanken,
Befehlen Euch bis in den Tod.

So nehmt auch nur als schwaches Zeichen
Des Danks von uns dies Banner hin,
Daß wir verehrend Euch hier reichen
Mit demutsvollem Kindesinn.

Und wenn in späten, fernen Tagen
Die Jugend dieses Banner sieht,
So mög' es ihrem Herzen sagen,
Wie man fürs Vaterland erglüht.

(Elaß.)

Darauf nahm der Leutnant (später als Hauptmann zu Ströbeck verstorbene) H. Voigtländer die Fahne entgegen, wobei er dankend sich ausdrückte.

6. Lied der Versammlung:

Heil Euch im Siegerkranz,
Streiter des Vaterlands!
Gott war mit Euch.
Glorreich in Wacht und Schlacht
Bracht Ihr des Erbfeinds Wacht,
Halbt in verjüngter Kraft
Bauen das Reich.

Einig in Süd und Nord
Trotzt unser Volk hinfort
Sturm und Gefahr.
Schirmende Flügel spannt
Wieder vom Ordensland
Bis an der Mosel Strand,
Kaiser, dein Mar.

Blühe du deutsches Reich!
Wachse der Eiche gleich
Kraftvoll und hehr.
Friede beglücke dich,
Freiheit erquicke dich,
Herrlichkeit schmücke dich
Vom Fels zum Meer. —

7. Hoch auf den Landesherrn durch den Schöppen Voigtländer (Vater des Leutnants Voigtländer).
8. Lied: Vater, kröne du mit Segen (Strophe 1).
9. Hoch auf die Krieger durch Heiligtag.
10. Schlußlied: Nun danket alle Gott, Vers 1—2. Umzug durchs Dorf. Abends Illumination. Festessen. —

Am Tage darauf gaben die Ackerleute H. Rahmann und H. Heine den Kriegern ein zweites Festmahl und hierbei der Ackermann H. Schra-der ein Geldgeschenk zur beliebigen Verwendung durch die Krieger. Zu

diesem höchst würdig verlaufenen Feste prangte das Dorf in reichem Flaggen Schmuck, und Girlanden überspannten allenthalben die Straßen.

Auch möge noch nachträglich bemerkt werden, daß schon während der ersten Kriegstage eine Sammlung für die Verwundeten veranstaltet wurde, die die Summe von 650 Talern (= 1950 M.) ergab.

Die Einweihung des Kriegerdenkmals

am 1. September 1889 war wohl das großartigste hier gefeierte Fest dieser Art. Wir geben an dieser Stelle davon eine Beschreibung der Ilse-Zeitung wieder, die zum Feste einen besonderen Berichtersteller gesandt hatte. Es heißt darin:

Der ewig denkwürdige Gedenktag der Schlacht von Sedan war von der Gemeindebehörde dazu bestimmt worden, das neuerrichtete Kriegerdenkmal zur Erinnerung an die Feldzüge von 1866 und 1870/71, von den Gemeinden Rohrsheim und Westerbürg gestiftet, einzuweihen. Viele Tage zuvor waren Haus für Haus geschäftige Hände bemüht gewesen, die Häuser und Straßen zu schmücken, ihnen für den hohen Festtag ein festliches Gewand zu geben. Und in der Tat, der ganze Ort, Haus für Haus war geschmückt, das eine schöner als das andere; jeder hatte gewetteifert, seinen freudigen und patriotischen Gefühlen auch äußern Ausdruck zu geben. Staunenswert war manche Schmückung. Zu beiden Seiten der Straßen waren Tannen oder anderes Grün, Baum an Baum, aufgepflanzt, Laubgewinde zogen fast von Haus zu Haus nach den gegenüberliegenden Häusern, versehen mit Willkommensgrüßen oder sonstigen auf den Tag geeigneten Inschriften; Wappenschilder aller deutschen Staaten, Transparente, Dekorationsbilder und zwar von der Truppengattung, bei der ein Mitglied des Hauses gedient hatte, oder noch diente, und dergleichen mehr, sah man in sinniger Anordnung und großer Zahl; wohl jedes Haus hatte geslagt; mit einem Worte: Rohrsheim hatte das denkbar möglichste in der Ausschmückung geleistet.

Der Festtag war nun herangekommen, die Vorbereitungen für denselben waren beendet, und auch das Wetter, das bislang seit Wochen nicht das beste gewesen, war wie umgewandelt, Kaiserwetter war für den Festtag beschieden, gleichsam um Freude zu bekunden über das Werk, das hier verrichtet. —

Zur Teilnahme an dem festlichen Ereignis waren an die benachbarten Kriegervereine Einladungen ergangen; die Kriegervereine Dedeleben, Bogelsdorf, Althensiedt, Vadersleben, Dardesheim, Deersheim, Hesse, Kollum, Groß- und Klein-Winnigstedt hatten derselben Folge geleistet, und wurden diese Vereine zwischen 12—1 Uhr an den verschiedenen Toren mit Musik eingeholt. Gegen 1½ Uhr versammelten sich die Vorstände der Kriegervereine im Gasthof „Zum Schwarzen Adler“ zur Parole-Ausgabe, und dann erfolgte die Aufstellung der Krieger im Mitteldorfe. Nachdem dies in ordnungsmäßiger Weise erfolgt war, begrüßte Premierleutnant Zander aus Rohrsheim die erschienenen Krieger, schließend mit einem Hoch auf den allerhöchsten Kriegsherrn, unsern Kaiser und König. Premierleutnant Zander übernahm dann das Kom-

mando über die gesamten Kriegervereine; die Fahnen wurden eingeholt, und der Zug bewegte sich zum Denkmalsplatze. Hier hatten die Mitglieder des Ortsvorstandes und der Gemeindevertretung, sowie die Schulkinder, ferner eine nach Tausenden zählende Menschenmenge bereits Aufstellung genommen, und, nachdem auch die Kriegervereine sich um das Denkmal gruppiert hatten, begann die Festfeier mit dem Gesange: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren.

Nach Absingung der Strophen 1, 2 und 5 von diesem Liede bestieg der Pastor Gericke-Rohrsheim die vor dem Denkmal errichtete Rednertribüne und hielt die Weiherede. Er schloß mit den Worten:

„So sei denn nun dies Denkmal geweiht Gott zu Ehren, der so großes an uns getan hat. Es sei geweiht den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den zukünftigen Geschlechtern zur Nachahmung.“

Es sei befohlen dem Schutze des allmächtigen Gottes, daß nie eine freulende Hand es antaste, nie Feindes Wut es zerstöre!

Möge es nie auf rauchende Trümmer und blutgetränkte Fluren herabschauen, sondern nur friedlichen Geschlechtern zu erzählen haben von den heißen und blutigen Feldenkämpfen, in welchen Deutschland unter Gottes Beistand sich den Frieden und die Einigkeit erstritten hat.

Das walte Gott in Gnaden! Amen!“

Hieran schloß sich der gemeinschaftliche Gesang:

O Friede, süßer Himmelstau,
Wie tränkest du die Herzengau
Mit unnenbarer Wonne!
Almo die Sehnsucht nach dir wach,
Da wandelst du zum Tag die Nacht
Und wärmest wie die Sonne.
Friede, Friede, Himmelblüte!
Im Gemüte ist dein Wohnen,
In den Hütten und auf Thronen.

Als Übermut dein Reich zerstört,
Da flog zur Scheid heraus das Schwert,
Das waren Schreckenstage!
Fort wälzte sich die Kriegeglut;
In Strömen floß das teure Blut;
Das Land war voller Klage.
Mächtig, prächtig ging's zum Siege
Über Lüge. Recht und Wahrheit
Triumphierten voller Klarheit.

Sei hochgelobt, du treuer Gott!
Du hast gemacht den Feind zum Spott,
Verkehret seine Pfade.

Nun jauchzt ein großes Völkervolk:
„Allein Gott in der Höh sei Ehr
Und Dank für seine Gnade!“

Amen, Amen! Herr wir flehen:
„Laß geschehen, daß die Erde
Wohnstatt deines Friedens werde!“

Dann hielt der Schulze Cragen folgende Ansprache:

Geehrte Festteilnehmer!

Es gereicht mir zu einer außerordentlichen Ehre, als Vertreter der Gemeinde Rohrsheim diese große Festversammlung begrüßen zu dürfen, und heiße ich alle fremden Gäste im Namen der Gemeinde herzlich willkommen. — Zunächst richte ich meine Worte nun an die Schar derjenigen Männer der Gemeinden Rohrsheim und Westerbürg, die vor 19 und 23 Jahren dem Rufe unseres obersten Kriegsherrn folgend, sich trennen mußten von ihrer Familie und ihrer Heimat, um Leib und Leben in die eiserne Wagschale des Krieges zu legen, damit die Feinde nicht in unsere Gauen eindringen und einen Teil des deutschen Landes an sich reißen möchten. —

Schwer und groß war die Aufgabe, die Euch zuteil wurde, heiß und blutig waren die Schlachten, die Ihr zu schlagen hattet, aber durch die unvergleichliche Führung unsers nun dahingeshiedenen, ruhmreichen Kriegsherrn Wilhelm I., durch Eure unerschütterliche Tapferkeit und vor allem durch Gottes Hülfe und Gnade wurde eine ununterbrochene Reihe von Siegen erfochten, wie sie glänzender und vollständiger die Geschichte keines andern Volkes aufzuweisen hat.

Was Ihr in jenen Tagen vollbracht habt, was Ihr gelitten habt durch Anstrengung und Entbehrung, welche Empfindungen Euch durchzuckten, wenn der Tod um Euch her seine graufige Ernte hielt, wenn Ihr die Klagelaute Eurer verwundeten Kameraden hörtet und sahet, welche Opfer an Blut und Leben Tausende aus Euren Reihen bringen mußten, — das fordert den Dank derjenigen, zu deren Schutz und Wohl Ihr jene Heldenwerke vollführt, all die Leiden erduldet habt.

Diesen Dank sind aber nicht bloß wir schuldig, die wir jene Zeit mit erlebt und zunächst die Früchte Eurer Taten geerntet haben, sondern alle, welche später den Segen davon genießen.

Und so wende ich mich zweitens an Euch, Ihr jüngern Geschlechter.

Diese vor uns stehenden Männer, die uns in heißen Kämpfen schützten und uns vor dem Eindringen der Feinde bewahrten, haben uns auch das errungen, was unsere Väter lange Zeit vergeblich wünschten und hofften, nämlich die Einigung der deutschen Stämme und die Neugründung des deutschen Kaiserreiches. Der beste Dank nun, den Ihr alle denen bringen könnt, die an diesem Werke mitgeholfen haben, ist der, daß Ihr Euch dieser großen Errungenschaft würdig zeigt.

Dies kann nur dadurch geschehen, daß Ihr feststeht in unwandelbarer Treue gegen Kaiser und Reich, wenn Ihr nicht abweicht von Gesetz und Ordnung, und wenn Ihr bereit seid, dem Vaterlande jedes Opfer zu bringen, damit die schwer errungenen Güter bewahrt und erhalten bleiben.

Um diesen beiden Gedanken einen sichtbaren Ausdruck zu geben, haben nun die Gemeinden Rohrsheim und Westerbürg hier dies Denkmal gestiftet, welches sein soll ein Zeichen des Dankes für diejenigen Männer aus Rohrsheim und Westerbürg, welche unter dem Begrün-

der des Deutschen Reiches, dem verewigten Kaiser Wilhelm I. und seinem leider so früh dahingefchiedenen Helzensohne Friedrich III. so große Taten der Tapferkeit vollbrachten, und welches sein soll eine Mahnung an die spätern Geschlechter, stets bereit zu sein, wie jene Männer, Gut und Blut dem Kaiser und dem Vaterlande zu opfern.

Indem ich nun im Namen der Gemeinden Rohrsheim und Westerbürg Euch tapferen Kriegern dies Denkmal widme, lege ich es allen Gemeindegliedern ans Herz, über dasselbe zu wachen und es vor Zerstörung zu schützen, damit sich recht viele Geschlechter daran erheben und erfreuen können. Das walte Gott!

Und nun, werthe Festversammlung, laßt uns zunächst dessen gedenken, den Gott gesetzt hat zu unserm irdischen Führer in Krieg und Frieden und stimmt ein mit mir in den Ruf: Se. Majestät der Kaiser Wilhelm II. lebe hoch! hoch! hoch!

Mächtig erklang das dreimalige Hoch auf Se. Majestät den Kaiser und das tausendstimmige „Heil dir im Siegerkranz“, dem ein Hoch auf die Krieger folgte, an das sich die Absingung der ersten Strophe des Liedes: „Heil Euch im Siegerkranz“ — schloß.

Der Altvater Heiligtage, eins der ältesten Mitglieder des Kriegervereins, der schon 1849 in Baden mitgefochten, sprach nun im Namen der Krieger den Dank aus, wobei er der reichen Liebesgaben aus den Gemeinden gedachte, so daß es des Denkmals kaum bedurfte, die Gesinnung der Einwohner gegen die Krieger zu bezeugen. Er schloß mit einem Hoch auf beide Gemeinden.

Unter den darauf erschallenden Strophen 1 und 4 vom Liede: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ bestieg der von hier gebürtige Hauptmann Voigtländer-Ströbeck die Tribüne, um zum Schluß der offiziellen Feier ein Hoch auf das deutsche Vaterland auszubringen. In markigen, frischen Zügen führte Redner all die geschichtlichen Ereignisse der großen Zeit vor die Augen der Festversammlung. Das, was man vor Jahrzehnten nur zu hoffen und zu wünschen wagte, sei nun mit einem Schlage zur Wahrheit geworden. An den Wunsch, unser Volk möge fort und fort erstarken in den Gefühlen fürs Vaterland, reihte sich das Hoch auf das Vaterland.

Das Lied: „Blühe du Deutsches Reich, wachse der Eiche gleich kraftvoll und hehr“ beschloß die erhebende Feier. — Umzug durchs Dorf zum Ager. Abends prachtvolle Illumination.

Am 21. und 22. Juli 1895 feierte die ganze Gemeinde ein **Fabel-, Volks- und Kriegerfest** zum Andenken an die ruhmreichen Tage der Jahre 1870/71. Man hatte dazu den nächsten Sonntag und Montag nach der vor 25 Jahren am 19. Juli erfolgten Kriegserklärung gewählt. Am Vorabend fand am Denkmal eine Gedächtnisfeier an die im Felde Geblienen, sowie ein großer Zapfenstreich und Laternenzug der Kinder durchs Dorf statt.

Bei der Hauptfeier hielt der Pastor Gericke die Festrede am Denkmal und Rittmeister Zander brachte das Hoch auf Se. Majestät den

Kaiser aus. Kinder sangen verschiedene Lieder. Darauf fand Umzug durchs Dorf statt, und zwar in folgender Ordnung:

1. Schulknaben mit schwarz-weiß-roten Schärpen.
2. Schulmädchen, Stäbe mit Blumen umwickelt und mit einem Kranze daran tragend.
3. Musfitchor.
4. Gemeinde-Vorstand und Vertretung in schwarzem Festanzuge, Zylinderhut und weißen Handschuhen.
5. Kriegervereine mit Gewehr.
6. Der Gesangverein.
7. Der Schützenverein ohne Gewehr.
8. Der Turnverein.

Der Zug bewegte sich vom Denkmalsplatze durch die Schulstraße, Alleenstraße, Westendorf, Mitteldorf, Mißgunst, Östernstraße, Schüttewall zum Unger. Die Häuser waren reich besaggt. Das Volksfest auf dem Unger bestand am Nachmittage aus Konzertvorträgen des Musfitchors, der Schulkinder und des Gesangvereins. Am Montag vormittag gemeinschaftliches Essen in den Zelten, nachmittags Kindervergnügen und abends Tanz der Erwachsenen.

Die Musikkosten trug die Gemeindefasse. — —

Am 22. März 1897 wurde der **100. Geburtstag Kaiser Wilhelms des Großen** nicht nur kirchlich, sondern auch öffentlich gefeiert. Die öffentliche Feier fand am Vorabende statt, bei welcher der Rittmeister Zander die Festrede am Denkmal hielt und eine glänzende Illumination und ein Fackelzug stattfand. Darnach Festeffen in beiden Gasthöfen.

Zur kirchlichen Feier marschierte der Kriegerverein geschlossen und geschmückt mit Schärpen.

29. Außerordentliche kirchliche Feste.

Das älteste, noch bekannte kirchliche Fest dieser Art dürfte wohl der am Michaelistage 1613 gefeierte Gedächtnisgottesdienst für den am 30. Juli jenes Jahres gestorbenen Herzog von Braunschweig und Bischof von Halberstadt Heinrich Julius, Lehnsherr von Westerburg, gewesen sein. Der damalige Pastor war M. Johannes Leo.

Über eine Feier der beiden Dank- und Friedensfeste nach Schluß des Dreißigjährigen Krieges, nämlich des auf den 1. Januar 1649 von den damals noch in hiesiger Gegend liegenden Schweden ausgeschriebenen und des auf den 6. November 1649 vom Großen Kurfürsten angeordneten finden sich keine Nachrichten. Dagegen ist vom derzeitigen Pastor Kaspar Meyer ein Schriftstück vorhanden, welches ausführlich die Ordnung eines Bettags-Gottesdienstes angibt. Ob dieser Bettag ein außerordentlicher, oder ein in damaliger Zeit feststehender gewesen ist, kann der Verfasser nicht sagen. Das betr. Schriftstück lautet:

„Ordnung.“

Am Buß- und Bettage den 5. Februari 1651 wirdt vor- und nach Mittage zur gewöhnlichen Zeit zur Predigt geläutet wie am Sonntage vor Mittage.

ante concionem soll gesungen werden

1. Komm heiliger Geist, Herre Gott.

2. Vater unser im Himmelreich.

Coram Altari;

Collecte: Herr Gott, himmlischer Vater, der du nicht Lust

Am Altar soll auch gelesen werden der 5. Psalm.

Hernach

3. Wenn wir in höchsten Nöten sein,

noch der 130. Psalm fürm Altar abzulesen.

4. Wir glauben all' an einen Gott.

Concio ex Psalmo 130.

Gebet, so am Lob- und Dankfest gebraucht wird allmächtiger Gott

post concionem.

. . . . Aus tieffster Noht, Herr

Collecte: Herr, allmächtiger Gott,

der du der Elenden

Nach Mittage.

Erbarm dich mein, o Herre Gott.

Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ.

Concio ex Psalmo 51.

Oben gemeldetes Gebet: Ewiger, allmächtiger Gott . . .

Allein zu dir, Herr Jesu Christ.

Collecte für die gemeine Christenheit:

Allmächtiger, der du durch

Benedictis Sacerdotalis.

Von den verschiedenen vom Großen Kurfürsten angeordneten Buß- und Bettagen ist nur der im Juni 1675 von Staßfurt aus befohlene Fasttag für alle seine Untertanen zu erwähnen. Alle Geistlichen — hier war Ch. D. Steinemann Pastor — hatten über Jeremias 20, 11—12 zu predigen.

Am 19. April 1860 wurde der dreihundertjährige Todestag Philipp Melancthons durch einen festlichen Abendgottesdienst gefeiert. Es war der Donnerstag nach Quasimodogeniti. Da die Kirche damals noch keinen Kronleuchter besaß, wurde ein solcher aus Faßbändern, die auf der Pfarre mit Moos unwickelt waren, hergestellt. Der Gottesdienst bestand aus Eingangslieb, Liturgie, Hauptlieb (Ein feste Burg), Gedächtnisrede (vor dem Altar vom Past. Cherubim gehalten), Gebet, Segen und Schlußlieb.

Es ließ sich annehmen, daß dies der erste Abendgottesdienst war, der hier überhaupt gehalten worden ist, denn es fehlte jede Spur von einer

Vorrichtung für Beleuchtung. Von jetzt ab kamen Abendgottesdienste öfter vor und wurden zahlreich besucht. So lange der Superintendent Wetken die Osterwiecker Diözese verwaltete, verband derselbe mit jeder Kirchenvisitation auch einen Abendgottesdienst, in welchem er selbst predigte. Auch führte der Pastor Gerike (1873—1901) die Silvester-Abendgottesdienste ein. — Bezüglich der Melancthonfeier mag noch erwähnt werden, daß bis dahin Melancthon im allgemeinen weniger berücksichtigt wurde, als jetzt. Um so mehr fesselte der tiefdurchdachte Vortrag des Pastor Cherubim an jenem Abend die Kirchenbesucher, unter denen auch verschiedene aus Hessen waren.

Als besondere Festfeiern können auch die abendlichen Abendmahlsfeiern der Krieger vor ihrem Ausmarsch 1866 und 1870 betrachtet werden.

In recht würdiger und ausgedehnter Weise wurde 1883 Luthers vierhundertjähriger Geburtstag gefeiert. Am Sonnabend vormittag (10. November) fand in der Kirche eine Feier für die Schulkinder von Rohrsheim und Westerburg statt. Dieselbe wurde von dem Kantor Clajus geordnet und geleitet und bestand in einem Vortrage seinerseits, welcher durch Deklamationen und Gesang der Kinder nach den einzelnen Hauptpunkten unterbrochen wurde.

Am Schlusse dieser Feier übergab der Kantor Clajus dem Pastor Gerike im Namen der ersten Klasse ein Kreuzifix und eine Altarbibel, deren Beschaffung durch wöchentliche Sammlungen unter den Kindern der Oberklasse seit einem Jahre vorbereitet worden war.

Am Abend fand ein liturgischer Gottesdienst statt, wobei die vierstimmigen Gesangstücke von einem gemischten Doppel-Quartet gesungen wurden.

Sonntags früh (den 11. November) um 7 Uhr wurden durch einen Posauenchor die drei Choräle:

Allein Gott in der Höh sei Ehr,

Lobe den Herren, den mächtigen König und

Ein feste Burg ist unser Gott

vom Turme geblasen. Das Musikchor des Musikdirigenten Sebesse aus Hessen begleitete auch teilweise die Choräle bei dem um 9 Uhr beginnenden Festgottesdienste. —

1887, den 22. August, wurde hier das Diöcesan-Missionsfest abgehalten, wobei der Domprediger Lange aus Halberstadt die Festpredigt hielt. Auch hierbei sang ein ad hoc gebildeter gemischter Chor die liturgischen Chöre, sowie das „Hoch tut euch auf“ mit Soloquartett von Gluck. Nach der Predigt sang Fräulein Antonie Wahnschaffe auch eine Solopartie aus Händels Messias mit Orgelbegleitung.

Eine Nachfeier, in der Reden mit Gesang abwechselten, fand auf dem Turnplatze vor der Pfarre statt. Der Betrag der Kollekte von über 150 M. zeugte von dem zahlreichen Besuche. —

Am 29. Mai 1892, Sonntag Exaudi, wurde hier das Jahresfest des Zweigvereins Osterwieck des Gustav Adolf-Vereins abgehalten, wobei die Festpredigt der Pastor Quehl aus Hornburg hielt. Eine Nachfeier fand im Saale des „Schwarzen Adler“ statt. Die Chorgesänge in der

Kirche wurden dreistimmig von den Kindern (u. a. der 46. Psalm von Klein), diejenigen bei der Nachfeier vom Männergesangsverein ausgeführt.

Am 3. Mai 1895 wurde der Begräbnisplatz am Dedelebener Wege eingeweiht. Es versammelten sich dazu die kirchlichen und politischen Vertreter der Gemeinde auf dem bisherigen Begräbnisplatze, um von hier nach dem neuen in der Weise zu ziehen, wie es vorn bereits eingehend beschrieben steht. — (Vergl. § 8.)

Am 22. März 1897 fand zur Feier des 100jährigen Geburtstages Wilhelms des Großen ein Festgottesdienst statt, zu welchem die Mitglieder des Kriegervereins, geschmückt mit Schärpen, geschlossen zur Kirche marschierten. —

30. Der Handels- und Postverkehr.

Einen Kaufladen von einiger Bedeutung gab es hier bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nicht. Bis dahin wurden nur wenige Waren, meist von Wittwen, feilgeboten. Erst in der Mitte der 40er Jahre legte der von hier gebürtige Kaufmann Julius Frobose zunächst einen größeren Laden mit Materialwaren an, denen er später auch gewebte Waren, sowie Holz zulegte. 1850 gründete Wilhelm Dube aus Hessen ein zweites Materialwarengeschäft, welches 1885 ebenfalls durch ein Manufakturwarengeschäft erweitert wurde.

Ein drittes Geschäft wurde 1864 vom Sohn des Gastwirts Wöhler gegründet, dem noch einige kleinere folgten, wovon sich das Harig'sche am meisten ausdehnte.

1875 wurde ein Konsum-Verein gegründet, wodurch die Kaufleute bedeutenden Abbruch erlitten. Dies bewirkte, daß der spätere Nachfolger Frobofes das Geschäft eingehen ließ. Dagegen zeigte sich das von Harig seit 1893 im Hause neben dem Kantorat betriebene Material-, Delikateß- und Fischwarengeschäft rentabler.

Von 1858—1870 wurde von Konrad Siedentopp im Hause Nr. 162 ein nicht unbedeutendes Korngeschäft betrieben. Nach seinem Tode ging dies Geschäft jedoch wieder ein und lenkte sich der Getreidehandel vorzugsweise den drei Korngeschäften in der Nähe des Bahnhof's Mattierzoll zu.

Auch im Postverkehr war Rohrshcim lange Zeit übel daran. Vor dem Bau der Halberstadt-Bienenburger Eisenbahn (1868) ging täglich nur eine Post zwischen Halberstadt und Hornburg, von der eine Zweigpost von Jilly nach Dardeshcim führte. Von Dardeshcim fand bis 1860 nur eine dreimalige Briefbestellung auf den Dörfern Deersheim, Rohrshcim, Westerbürg, Dedeleben, Vogelshdorf und Badersleben statt. Diese Versorgung war eine so langsame, daß beispielsweise die Freitagshabend-Ausgabe der Magdeburgischen Zeitung in Rohrshcim erst am Montag nachmittag anlangte, bis in den 60er Jahren eine tägliche Briefbestellung eingerichtet wurde. Später wurde einige Jahre die Dardeshcimcr Post von Badersleben aus gespeist, nachdem letzterer Ort mit Halberstadt in direkte Jahrpostverbindung gesetzt worden war.

Am 1. Januar 1873 richtete man eine kaiserliche Post von Heudeber über Dardeshcim, Badersleben und Dedeleben nach Zerzheim ein. Dedeleben erhielt eine Postagentur (die sich bald als eine der größten im Deutschen Reiche erwies), und Rohrshcim, bez. Westerbürg wurde von dort aus täglich einmal versorgt. 1879 wurde diese Route derart geändert, daß die Post von Zerzheim nur bis Badersleben fuhr und von der Postbehörde mit dem Gastwirt Rothkamm in Badersleben ein Vertrag abgeschlossen wurde, die Postfächer in einem Privatfuhrwerk zu befördern.

Von 1880 ab erhielt Rohrshcim eine zweimalige, tägliche Briefbestellung von Dedeleben aus.

Nach vielfachen Gesuchen kam am 12. Mai 1886 eine Postagentur nach Rohrshcim, welche dem Kaufmann Weiße übertragen wurde. Zugleich wurde die Dedelebener Postagentur zu einem Postamt III erhoben, und an Stelle des bisherigen Postagenten Laue wurde daselbst von jetzt ab ein selbständiger Postverwalter angestellt.

Am 23. August 1887 erhielt Rohrshcim Fernsprechverbindung mit Dedeleben.

Nachdem am 15. August 1890 die Nienhagen-Zerzheimer Eisenbahn in Betrieb gesetzt worden war, bekam Rohrshcim mit Dedeleben täglich zweimalige Fahrpostverbindung, so daß man jetzt in einem geschlossenen Omnibus täglich zweimal zu den Eisenbahnzügen fahren kann. Die Post bezahlt an den Privatunternehmer eine bestimmte Summe, wogegen der Personenverkehr Sache des Unternehmers ist. Am 1. Oktober 1895 übernahm der Kossat Julius Wiermann die hiesige Postagentur, während das Fuhrwesen derselben F. Mertens, später Möbius übernahm.

Nach der Durchschnittsberechnung der Jahre 1894 bis 1897 kommen in Rohrshcim (Westerbürg wurde direkt von Dedeleben besorgt), täglich 107 Briefschaften, und zwar: 42 Briefe, 33 Postkarten und 32 Drucksachen zur Versendung.

Dies beträgt jährlich: 15330 Briefe, 12045 Postkarten und 11680 Drucksachen.

An Postanweisungen wurden im Rechnungsjahre vom 1. April 1897 bis 31. März 1898 aufgegeben: 2556 Stück mit 158 316 M. 79 S.

Ausgezahlt wurden an Postanweisungen: 420 Stück mit 33 804 M. 50 S.

Geldbriefe gingen ab: 203 Stück mit 167 563 M. 61 S. Wertangabe.

Zeitungen wurden am 1. Oktober 1897 von 166 Abonnenten 217 Exemplare in verschiedenen Blättern gelesen.

Gewöhnliche Postpakete gingen ein: 2604 Stück, dagegen ab: 144 Stück.

Wertpakete gingen ein: 19 Stück mit 2810 M. Wertangabe und ab: 17 Stück mit 691 M. Wertangabe.

31. Statistisches.

Völkzzählung.

Rohrshcim hatte nach der Völkzzählung am 1. Dezember 1895:

198 bewohnte Wohnhäuser,

306 Haushaltungen mit 2 oder mehr Personen,

11 Haushaltungen mit 1 Person,
658 männliche Personen,
702 weibliche Personen,
14 vorübergehend abwesende Personen,
also zusammen 1374 Einwohner.

Im Jahre 1898 wurden in der Pfarodie Rohrshcim-Westerburg
getauft: 56 Kinder (M. 47, W. 9), konfirmiert 25 Kinder (M. 21,
W. 4), getraut 14 Paare (M. 11, W. 3).

Es starben 33 Personen, nämlich 17 Erwachsene (M. 16, W. 1) und
16 Kinder (M. 16, W. keine), darunter 3 Totgeborene.

Abendmahlsgegessen waren 671 (M. 636, W. 35).

An kirchlichen Kollektengeldern kamen ein 456 M., davon für die
Heidenmission 153,54 M. —

1899 wurden getauft 59 (M. 51, W. 8), 23 Knaben, 36 Mädchen;
getraut: 14 Paare (M. 12, W. 2). Es wurden beerdigt 39 (M. 36, W. 3)
und zwar 15 Erwachsene, 23 Kinder und 1 Totgeborener.

Abendmahlsgegessen 689 (M. 619, W. 70).

Kollekten: 438,58 M., davon für Mission 136,50 M.

Vieh z ä h l u n g.

Am 1. Dezember 1892 hatte Rohrshcim in 242 Haushaltungen:
261 Pferde, 861 Rindvieh, 1007 Schafe, 363 Schweine, 186 Ziegen.
Bienen gab es damals nicht. —

A n S t e u e r n

zahlte Rohrshcim (ohne Westerburg) 1897—1898:

1. Staatssteuer	7384 M.
2. Ergänzungssteuer (d. i. ½ vom Tausend des Vermögens)	3966 M.
3. Grundsteuer	6441 M.
4. Gebäudesteuer	1389 M.
5. Gewerbesteuer	492 M.
6. Domänenrente (Ablösungsrente)	2372 M.
7. Als Gemeindesteuer wurden von Nr. 1 bis 80 Prozent, von Nr. 3 und 5 bis 120 Prozent erhoben.	

Personen, welche weniger als 900 M. jährliches Einkommen haben,
zahlen keine Staatseinkommensteuer, sind aber zur Berechnung ihres
Beitrags zu den Gemeindefasten mit einer gedachten Einkommensteuer
eingeschätzt. Diese fingierte Einkommensteuer beträgt im ganzen 848 M.
und sind dazu eingeschätzt: 113 Personen zu 4 M. und 162 Personen zu
2,40 M.

K a u f l e u t e.

In Rohrshcim sind 4 Kaufleute und ein Konsumverein. Letzterer
trat am 16. Mai 1882 ins Leben mit einer Mitgliederzahl von 109, die
sich 1898 auf 156 erhöhte. 1897 betrug sein Umsatz 48 636 M. In
Westerburg ist kein eigentlicher Kaufladen, nur der Kontinentwirt für die
Arbeiter verkauft auch einige Waren.

Gasthäuser.

Rohrsheim hat 3 Gasthäuser, Westerburg 1 und die Gutstantinenwirtschaft, die zugleich Bäckerei ist.

Vereine.

1899 bestanden: der Kriegerverein mit 107 Mitgliedern, der Gesangverein mit 48 Mitgliedern, der Turnverein mit 37 Mitgliedern, der Schützenverein I mit 98 Mitgliedern, der Schützenverein II mit 30 Mitgliedern.



Anhang.

Nr. 1. Hexenprozesse zu Westerbürg.

Zu den traurigsten Ereignissen in der Geschichte unserer Orte gehören zweifellos die grausamen Verfolgungen, welche am Ende des 16. und am Anfange des 17. Jahrhunderts von dem westerbürgischen Amtmann Peregrinus Hünerkopf gegen eine beträchtliche Anzahl hiesiger Frauen und Jungfrauen ausgeführt wurden. Mag nun religiöser Fanatismus allein oder schändliche Leidenschaften daneben die Triebfeder zu den scheußlichen Hexenprozessen gewesen sein, jedenfalls hat er, so lange sein Name genannt wird, auf sich einen unauslöschlichen Schandfleck geladen, der auch das Andenken derjenigen trübt, in deren Dienste er stand und die solche Greuelthaten auf die Dauer zuließen. Die ehemals im sog. Schweißstüblein aufbewahrten Hexenprozesse sind theils im Archiv zu Magdeburg niedergelegt, theils aber abhanden gekommen. In diesen Schriften wird genau angegeben, wie man durch Trank den Opfern allerlei Geständnisse abquälte und sie dann auf einem Plaze „am Schäfer-teiche“ lebendig verbrennen ließ. Die Familiennamen der betreffenden Personen waren bis in die neueste Zeit hier vertreten. Unter anderen werden genannt:

1. Anna Meyer von hier. Über sie wurde am 4. Juli 1597 verhandelt. Man beschuldigte sie, mit Teufeln gebuhlt zu haben, sowie, daß sie ihrem Ehemanne eine Schar Teufel in den Bart gehert habe, von denen ihn andere Hexen wieder hätten befreien müssen. Unter den Zeugen waren vorzüglich die Bögte von Rohrsheim und Westerbürg erfahrene Hexenkennner. Selbstverständlich gab die Armste solche Beschuldigungen nicht zu. Nachdem sie jedoch gefoltert und ihr das vom Scharfrichter bereitete „Arkanum“ eingegeben worden war, bekannte sie alle möglichen Tollheiten. Sie habe z. B. mit ihren teuflischen Buhlern Frisch und Springinsfeld verkehrt, habe mit ihnen eine Brockenfahrt gemacht und daselbst an einem Balle teilgenommen.

Zudem machte sie vier Rohrsheimerinnen namhaft, die auch den Brockenanzug mitgemacht hätten, und fügte bei einer derselben hinzu, daß sie auf einem Ziegenbocke dorthin geritten sei.

Diese Angaben genügten, die vier Mittänzerinnen sofort zu verhaften.

Anna Meyer aber wurde auf Grund ihrer Aussagen zum Feuertode verurtheilt, indem der Schöppenstuhl zu Magdeburg am 13. August 1597 erklärte, daß die Beklagte, als der Zauberei überwiesen, an Leib und Leben zu strafen sei.

Darauf wurde sie denn auch auf dem Scheiterhaufen am Schäfer-teiche lebendig verbrannt.

2. Die Witwe Lichtenberg. Da die Schöppenstühle zu Magdeburg und Halle Bedenken trugen, auf jene Aussage hin gleich alle vier angebliche Mittänzerinnen der Anna Meyer zur Tortur zu bringen, so greift der Amtmann Hünerkopf vorerst nur die Witwe Lichtenberg heraus. Vom Rohrshheimer Vogt war ihm berichtet worden, daß ein Bauer sie mit anderen 13 Hexen am Deersheimer Kreuzwege einen besonderen Tanz habe aufführen sehen. Als aber darauf der Bauer selbst verhört wurde, sagt er nur aus, daß er zwar zwei Weiber eilig ins Dorf habe laufen sehen, aber daß diese gelanzt, hätte er nicht gesehen. Doch Hünerkopf wollte sein Opfer nicht wieder fahren lassen. Drum nahm er Trank und Folter zu Hülfe, um von der Frau selbst eine sie belastende Aussage zu erzwingen.

Die Angeklagte erkannte denn auch „mit großer Vernunft und Bescheidenheit“ den besagten Tanz und viele andere Dinge vollführt zu haben, worauf sie am 21. August vom Magdeburger Schöppenstuhl zum Scheiterhaufen verurtheilt und insolgedessen verbrannt wurde.

3. Eine vordem verbrannte Hexe hatte eine betagte Witwe, Ilse Heine mann, als Konfordin angegeben. Man sagte ihr nach, daß sie auf einem Ziegenbock auf den Kirchhof geritten sei und daselbst getanzt habe. Menschen und Vieh seien von ihr durch Gift getötet, und auch ihre Tochter habe sie in der Hexenkunst unterrichtet. Da sie natürlich von nichts zu wissen erklärte, wurden auch bei ihr Trank und Tortur in Anwendung gebracht, worauf sie alles eingestand, was man sie fragte.

Sie erzählte von ihrem gänsefüßigen Buhlen, genannt Fleder-wisch, auch daß sie öfters nach dem Bloßberg zum Tanz geritten und daselbst mit mehreren Rohrshheimerinnen zusammengetroffen sei. Kleine Teufelchen, mit denen sie zuweilen niedergekommen, habe sie anderen Leuten angehezt. Später habe sie ihren Galan Fledermisch ihrer Tochter abgetreten.

Daraufhin wird diese verhaftet. Als dann die Mutter mit der Tochter konfrontiert werden sollte und wieder zur Besinnung gekommen war, erkannte sie, welches Unheil sie in ihrem Delirium angerichtet hatte. Würde sie ihre Aussage zurücknehmen, so waren ihr neue Folterqualen gewiß, und blieb sie bei der Aussage, was ihr als Mutter freilich unmöglich gewesen wäre, so war ihre Tochter verloren. Um allem aus dem Wege zu gehen, erhängte sich die Unglückliche in ihrem Kerker mittelst des Schürzenbandes.

Ihre Hoffnung, dadurch ihre Tochter zu retten, erfüllte sich jedoch nicht, denn Hünerkopf setzte nunmehr dieser durch Trank und Folter zu. Ebgleich dieselbe vorher ihre Unschuld aufs feierlichste beteuert hatte, sagt sie nun doch die rasendsten Dinge aus. Sie erzählt von ihrem Galan, dem hübschen Teufel Schlepphanz, von Frrwischen, mit denen sie

öfterz niedergekommen, von Wällen, bei denen andere Hexen in umgekehrter Stellung als Leuchter gedient hätten und wobei ein satanisches Orchester mit Dudelsäcken aufgespielt habe, nennt auch abermals vier Rohrsheimer Frauen als Mittänzerinnen, worauf sie denn vom Schöppensteinle zum Feuertode verurteilt und unverzüglich verbrannt wird.

4. **Susanne Behrenz.** Von den eben genannten vier Tänzerinnen greift Hünorkopf, um den Schöppensteinle nicht endlich stutzig zu machen, vorerst nur eine heraus, die Ehefrau Susanne Behrenz. Nach der Anklage sollte ein Knecht sie beschuldigt haben, daß sie ihm durch Hexerei den Wagen umgeworfen habe. In der am 9. Oktober 1597 stattgehabten Verhandlung sagt der Knecht jedoch nur aus, daß er diese Frau, als er umgeworfen, auf einem Steine habe sitzen sehen. Bei der Peinigung aber bekennt die Unglückliche allerlei Unfinn, worauf sie den Scheiterhaufen besteigen mußte.

5. Auch **Proböses** Ehefrau war früherhin als Mittänzerin auf dem Brocken und im Deersheimer Felde angegeben worden. Hünorkopf hatte sie seitdem nicht aus dem Auge verloren. Sie wurde verhaftet und durch Trank und Tortur ihre Zunge gelöst. Sie erzählte von ihrem höllischen Galan Ruprecht mit Krähenfüßen, einem schwarzen Rock und grünem Federbusch. Wenn derselbe zuweilen widerspenstig gewesen wäre, hätte sie ihn mit zu diesem Zwecke auf dem Kirchhofe gesponnenen Garne gefesselt, und dann wäre er flugs zu Kreuze gekrochen. Bei dem Tanz auf dem Deersheimer Felde habe ein Teufel auf einer Hummel aufgespielt.

Der Schöppensteinle sprach nun gegen die Gebühr, die Hünorkopf stets vorher bezahlte, das Todesurteil und die Beklagte bestieg „von Rechts wegen“ den Scheiterhaufen. Endlich scheint aber dem Magdeburger Schöppensteinle die Sache zu arg geworden zu sein. Aus alten Prozessen entwickelte Hünorkopf, wie wir sahen, immer neue. Es hatte den Anschein, als sollten sämtliche Frauen in Rohrsheim in Rauch aufgehen. Daher sprach der Schöppensteinle eine neuerdings angeklagte junge Frau von Haft und Tortur frei. Doch Hünorkopf wollte seine Beute nicht so geschwind fahren lassen. Deshalb wandte er sich an die Juristenfakultät zu Helmstedt. Aber auch dieses löbliche Kollegium befahl unter dem 6. Mai 1598, die Beklagte auf die gewöhnliche Urphed wieder frei zu lassen und sie der Marterbank nicht zu übergeben.

6. Ehefrau **Chaper** und ihre Mutter.

Im Jahre 1603 starb der Prediger Andreas Lauch, und zwar, wie an der Rückseite des Altars geschrieben steht, „von einer venefica extinguit“, oder, wie Niemeyer deutsch sagt, „von einer Hexe zu Tode gehert“.

In bezug darauf schreibt Niemeyer: „Eine am 12. Mai verbrannte Witwe hatte in der Pein unter mehreren andern auch ihre eigene Tochter, verhehlichte Chaper, als Hexe angegeben. Sie selbst wird beschuldigt, den verstorbenen Prediger Buch (jedenfalls eine Verwechslung mit dem Namen Lauch) mit Gift zu Tode gehert zu haben. Sie leugnet, aber Trank und Tortur bringen sie bald zum Geständnis. Der Schöppensteinle spricht das Todesurteil. Sie muß brennen. —

Nr. 2. Die Ermordung des Kossaten Sien.

Bei der Aufführung der früheren Besitzer des Hofes Nr. 2, eines ehemaligen sog. Sattelhofes, findet sich aus den Jahren 1727—1731 folgende Aufzeichnung im Gemeinde-Lagerbuche von Rohrsheim:

„Anno 1727. Als nach Absterben dieses Hofes vorigen Possessor — Hennig Dietrichs desselben hinterlassene vier Söhne, namentlich Eurd, Andreas, Heinrich und Valentin wegen ferneren Besitzes des väterlichen Hofes sich unter einander nicht vereinigen noch vergleichen konnten, so auch, daß das Amt hierin zu sprechen und dieselben obrigkeitlich zu entscheiden genötigt wurde, und je dennoch aber insonderheit der allschon zu Pabstorf hauswirthlich wohnende zweite Bruder Andreas Dietrich mit sothanem gerichtlichen Erkenntniß nicht begnüget. Daher auf des vorigen, jezt gar in Schlägerei verwandelten Streites kein Ende werden lassen wollte, und demnach das Amt ferner sich genötigt sah, Befehl zu ertheilen, daß derselbe in Haft genommen und in Amtsgewahrsam gebracht werden sollte, so hat es bei Erfüllung dieses sich begeben, daß genannter dieser unruhige Mensch nach erst bezeugter Willigkeit sich unvermuthet zur Wehre gesetzt und mit ergriffener Mistgabel einen der beordneten Wachgehülfsen Namens Andreas Sien, einen Mitnachbar und Kossathen*), auch sonst frommen und aufrichtigen Mann in der Gemeinde mit solcher Gewaltsamkeit auf den Kopf geschlagen, daß er sofort niedergestürzt, ohne Verstand befunden und auch nach wenig Tagen in jezigen Amtsrichters und Baders Peter Hartmanns Hause**) gestorben.

Da nun inzwischen der Täter ins Amt geliefert und dasselbe wider ihn als einen Todtschläger inquiriret und die erfolgte acta zu 4 Malen nach Urteil und Recht verschicket, ist er nach einer ins vierte Jahr gedauerten Haft — ohnerachtet, daß er binnen solcher Zeit zweimal echapiret und davon gelaufen — endlich am 14. September 1731 vor der Westenburg in dem eben ausgetrockneten, sogenannten Krugteiche decolliret und enthauptet, darauf aber von seinen Freunden***) auf allhiefigen Kirchhof gebracht und hinter der Kirche an der Kirchhofsmauer†) begraben.“ —

Nr. 3. Die Denkschrift,

welche im Hofe Nr. 1 aufbewahrt wird. Dieselbe enthält eine Beschreibung der Feuersbrunst am 19. Juni 1770 und einige Mittheilungen über die Ereignisse in den drei vorhergehenden Jahrzehnten. Zwar trägt diese Denkschrift keine Angabe des Verfassers derselben, den Schriftzügen nach ist sie jedoch mehr als wahrscheinlich vom damaligen Kantor Maximilian abgefaßt. Sie lautet:

*) Besitzer des Hofes Nr. 101 der jezigen Numerierung.

**) Besitzer des Hofes Nr. 51 der jezigen Numerierung.

***) Mit „Freunden“ werden hierorts die Verwandten bezeichnet.

†) Bei einem 1855 ausgeführten Straßenbau wurde der Fahrdamn an der Ostseite des Kirchhofs etwas tiefer gelegt, und fanden sich bei dieser Ausschachtung menschliche Knochenreste, die wahrscheinlich von Personen herrührten, die man nicht in der Nähe ehrlich Verstorbener beerdigte. Von Pfarre und Schule aus war diese Stelle „hinter der Kirche“. Es ist übrigens auch möglich, daß die Kirchhofsmauer einmal etwas eingerückt wurde.

„Wenn unsere Vorfahren Rohrsheims sollten jezo aufstehen und aus ihren Ruhestätten einen Blick in unser verödetes und durch einen heftigen Brand ruiniertes Rohrsheim tun, sie würden gewiß mit Erstaunen wieder zurück in ihre unterirdischen Wohnungen weichen. Nicht zu gedenken der blutigen Kriege 1740 und 1745, wozu unsere Gemeinde durch Mannschaft und Lieferungen das Ihre hat beitragen müssen, sondern wir wollen nur dessen erwähnen, was von 1757 bis 1763 erfolget, unter welchem 7jährigen Kriege unser Rohrsheim manche Unruhen, Kosten und Ungemach hat erfahren müssen.

Es hatten sich wider unsern gnädigsten König die mächtigsten Potentaten von Europa, nämlich der römische Kaiser, die russische Kaiserin, der König von Frankreich, Schweden, Sachsen, und meist das ganze römische Reich verbunden, demselben und uns den gänglichen Untergang zuzufügen. Mit Ende des Jahres 1756 geschah der Angriff, da die sächsische Armee von unserm gnädigsten König bei Dresden gänzlich über den Haufen geworfen wurde. Frankreich eilte mit dem Frühjahr 1757 über den Rhein, drang in Westfalen ein und mit Ende August streifte das französische Corps in unseren Gegenden herum; da diese Lieferung an Victualien und Fourage auf alle Art und Weise ausschrieben, bis im Monat September die große französische Armee, welche über 80 000 Mann stark war, unter Anführung des Generals Richelieu in unser Fürstentum Halberstadt einmarschierte und ihr Lager diesseits Halberstadt aufschlug, da ihnen denn die Gemeinden Heu, Stroh, Korn und Vieh dahinliefern mußten. Allein der 20. Oktober dieses 1757ten Jahres war vor Rohrsheim der betrübteste Tag, da mehr als 6000 Pferde, die vielen Wagen nicht gerechnet, hierher kamen und Heu, Gersten, Haber, Erbsen und alles Raufutter, wobei auch viel Weizen und Roden ausfouragirte, jedoch durfte kein Soldat noch Bodknecht sich unterstehen öffentlich zu plündern; nur diejenigen verloren ihr Leinen und Kleider, welche es in die Scheuren zur Sicherheit gebracht hatten. Da nun das ganze Fürstentum meist ausfouragirt und die französische Armee den 25. Oktober wieder aufbrach und zurück nach Westfalen zog, so vermutete man dieses Jahr eine große Teuerung. Allein der ewig sorgende Gott lenkte es durch seine Allmacht dahin, daß der Roden dieses Jahres nicht höher, denn 16 Taler der Wispel zu stehen kam. Weil nun aber dieser kostbare Krieg nicht allein Volk, sondern auch viel Geld erforderte, so fingen die auswärtigen Reichsfürsten an, Silber- und Goldmünzen nach schlechterem Schrot und Korn*) schlagen zu lassen, jedweder auch hier in Rohrsheim verwechselte seine alten Silbermünzen an die herumlaufenden Juden und freuten sich anfänglich, wenn sie auf einen Gulden 2, 3 bis 4 ggr.***) Aufgeld bekamen. Allein mit den folgenden Jahren wurde das Geld immer schlechter, dergestalt und so, daß eine Pistolette in altem Golde nach den Silbermünzen von neuer Art mit 14 rthl. bezahlt wurde.

*) Unter „Schrot“ verstand man das Gewicht und unter „Korn“ den Feinheitsgehalt der Münzen.

**) ggr. = gute Groschen = dem vierundzwanzigsten Teile vom Taler (rthl.).

Mit dem schlechten Gelde stieg auch alles, was zu verkaufen war. Der Wispel*) Weizen und Roggen wurde zuweilen mit 130, 140 bis 150 rthl. bezahlt, und die Gerste galt selten unter 100 rthl. Nun hatte jedermann Geld, ja auch selbst die Kinder fingen an damit zu spielen, und viele wußten nicht, was sie mit dem vielen Gelde machen sollten, und es war dazumal ein leichtes, eine Kornlieferung mit 4—5000 rthl. abzu-
kaufen. Aber auch diese Zeit verderbete die meisten Leute, daß sie das Geld in manchen Stücken wenig achteten, bis endlich nach erfolgtem Frieden 1763 und 1764 das Geld wieder in vorigen Wert gesetzt wurde, so daß 1 rthl. schlechte Silber-Münze nicht mehr als 9 ggr. ausmachten, ja ein sächsischer guter Groschen galt nicht mehr als 3 *g.***) und so verlor sich das Geld nach und nach, daß manchen das viele Geld mehr schädlich, denn nützlich gewesen.

Um aber auf die Specialia unsers Rohrsheims näher zu kommen, so geschahe es 1762, daß ein heftiges Gewitter in Julius Eheleben Schure auf dem Spitzspannerhofe einschlug, wodurch dessen Schure und Ställe sämtlich niederbrannten, das Haus aber durch Beistand des Allerhöchsten noch gerettet wurde, daß es damals nicht weiter um sich greifen konnte.

Anno 1765 räumte die Viehseuche in diesen Gegenden das meiste Hornvieh auf, und Rohrsheim mußte hierbei auch herhalten. Nach der Seuche wurde manche durchseuchte Kuh vor 50 bis 60 Taler in altem Gelde bezahlt.

Anno 1767 entstund des Abends in dem hiesigen großen Krugstalle unermutet ein Feuer, so daß dieser Stall gänzlich abbrannte. Allein auch diesmal sorgete Gott recht väterlich und allmächtig, daß, obgleich dieser Stall mitten unter Strohgebäuden sich befand, dennoch nicht mehr ab-
brennen mußte, und Gott zeigte, wie er unser geliebtes Rohrsheim noch verschonen wollte.

So wie aber bei manchen Kindern das leere Drohen zur Strafe wenig ausrichtet, bis eine nähere Züchtigung folgt, so mußte auch nach dem großen Rathschluß Gottes nach vorerwähnten Vorboten ein kaum zu beschreibendes Ungewitter des Unglücks über unser liebes Rohrsheim sich zusammenziehen und in vollen Flammen ausbrechen.

Der 19. Junius 1770 wird gewiß ein Denkmal für die spätesten Nachkommen Rohrsheims hinterlassen, und mir schauert noch die Haut, wenn ich mich des großen Unglücks von neuem erinnern soll, denn sogleich mit Anbruch dieses vor Rohrsheim so unglücklichen Tages war der Himmel rot, trübe, windig und machte gleichsam eine heimliche Ahnung eines noch bevorstehenden großen Unglücks, bis endlich gegen halb Elf Uhr das große und heftige Feuer in vollen Flammen ausbrach.

In Julius Eheleben Kossatenhofe auf der Lstern-Straße geschahe der Ausbruch, und ob man gleich anfänglich vermutete, es würde doch wenigstens auf dieser Straße bleiben, so mußte doch durch die Regierung Gottes dieses Feuer so um sich greifen, daß es von einem Ende bis zum

*) 1 Wispel hatte 24 Scheffel und 1 Scheffel des alten Gemäses war gleich 54,96 Liter.

**) *g.* bedeutet Pfennig.

andern Ende des Dorfes meist alles, und zwar in einer Zeit von etwa 2 Stunden alle Gebäude meist verzehrete.

Die Höfe, welche theils abgebrannt und beschädigt, sind nachfolgende, als:

1. Julius Eheleben Hof mit allen Gebäuden.
2. Hermann Dhlhofs Haus und Stall beschädigt.
3. Christian Henniges Hof mit allen Gebäuden.
4. Valentin Tegtmeyers Hof mit allen Gebäuden.
5. Heinrich Unverzagt gänzlich.
6. Peter Lüder gänzlich.
7. Peter Schaper gänzlich.
8. Julius Frobose gänzlich.
9. Andreas Siehe gänzlich.
10. Bendix Heinrich Schaper gänzlich.
11. Heinrich Karsten gänzlich.
12. Heinrich Bruns gänzlich.
13. Michael Hoffmeister gänzlich.
14. Christian Heyer gänzlich.
15. Wilhelm Jordan gänzlich.
16. Christian Dhlhoff gänzlich.
17. Martin Glockentöger gänzlich.
18. Friedrich Müllers Häuslingshof gänzlich.
19. Hans Landes gänzlich.
20. Matthias Kühne gänzlich.
21. Daniel Alms gänzlich.
22. Christian Jordans Stall.
23. Hennig Heyers Ställe und Scheuren und das Haus sehr beschädigt.
24. Hennig Heyers kleines Haus und Stall.
25. Peter Hartmanns Scheune und Ställe und das Haus sehr beschädigt.
26. Martin Glockentögers zweiter Hof gänzlich.
27. Christoph Hoppen Ackerhof gänzlich.
28. Christoph Hoppen Rothof gänzlich.
29. Julius Lüders Hof gänzlich.
30. Valentin Tegtmeyers Hof gänzlich.
31. Julius Schellers Rothof gänzlich.
32. Bendix Schönefelds Hof gänzlich.
33. Bendix Schönefelds Großvaterhof gänzlich.
34. Christoph Unverzagts Häuslingshof gänzlich.
35. Wilhelm Bammels Hof gänzlich.
36. Heinrich Michaelis Häuslingshof gänzlich.
37. Martin Eggers Hof gänzlich.
38. Heinrich Deckers Hof gänzlich.
39. Heinrich Bruns Rothof gänzlich.
40. Pasche Henniges Häuslingshof gänzlich.
41. Julius Ehelebens Epispännerhof etwas beschädigt.

42. Jürgen Dhlhoffs Scheure und Ställe, und das Haus beschädigt.
43. Pasche Henniges Scheure und Ställe, und das Haus beschädigt.
44. Der große Krug sehr beschädigt.
45. Hans Heyers Häuslingshof gänzlich.
46. Lüdicke Schapers halber Kossatenhof gänzlich.
47. Valentin Gefferts halber Kossatenhof gänzlich.
48. Heinrich Willekops Häuslingshof gänzlich.
49. Hennig Spangenberg's Hof bis auf einen kleinen Stall.
50. Martin Spangenberg's Hof gänzlich.
51. Bendix Heinrich Dietrich gänzlich.
52. Andreas Schapers Scheuren, Ställe und Haus beschädigt.
53. Andreas Papen Kossatenhof gänzlich.
54. Andreas Jace gänzlich.
55. Andreas Schapers jun. Häuslingshof gänzlich.
56. Das Hirtenhaus gänzlich.
57. Hans Heinrich Gefferts Haus, und die Scheune ist geblieben.
58. Christian Jordans Kossatenhof gänzlich.
59. Lüddcke Schapers Hof gänzlich.
60. Julius Schellers Halbpännerhof gänzlich.
61. Friedrich Schrader gänzlich.
62. Ludwig Dittmars Häuslingshof gänzlich.
63. Hennig Andr. Frieden Häuslingshof gänzlich.
64. Gottlieb Lohmann gänzlich.
65. Friedrich Hornung gänzlich.
66. Andr. Schaper sen. gänzlich.
67. Heinrich Geffert gänzlich.
68. Christoph Lüder gänzlich.
69. Jakob Trappen Mühlenhaus und Mühle, Scheuren und Ställe und das Wohnhaus ist beschädigt.
70. Joachim Frieden Häuslingshaus gänzlich.
71. Julius Cheleben zweiter Nothof gänzlich.
72. Ernst Schaper gänzlich.
73. Julius Wiermann gänzlich.
74. Andreas Boffen Häuslingshof gänzlich.
75. Valentin Hamster gänzlich.
76. Valentin Helmholz gänzlich.
77. Friedrich Schapers Hof gänzlich.
78. Jürgen Wiffels Hof gänzlich.
79. Heinrich Deilecken Hof gänzlich.
80. Julius Schönefelds Hof gänzlich.
81. Der kleine Krug beschädigt, die Ställe aber verbrannt.
82. Peter Ribben Häuslingshof gänzlich.
83. Christoph Frieden Häuslingshof gänzlich.
84. Christian Gustedts Häuslingshof gänzlich.

So weit und so erschrecklich hat diese Feuerflamme gewüthet, und da ungefähr 28 Gebäude stehen geblieben, so mußten so viele Menschen bis nach deren nötigen Aufbau bei denen übrigen so lange ihren Aufenthalt

suchen. Jedoch haben auch die benachbarten Gemeinden in dieser Not ihre Hände nicht abgezogen, sondern reichlich an Lebensmitteln hierher gebracht. Der große Gott bewahre diese Gemeinde in allen Gnaden, daß dergleichen Unglück diese nicht wieder treffen möge, er segne derselben reichlich wieder, was durch den Brand ist verloren gegangen, damit das Meer der Thränen in ein Meer des Trostes und der Freude verwandelt werde.“

Nach der mündlichen Überlieferung soll das Feuer dadurch entstanden sein, daß eine Kuh, der man habe das kranke Guter bähren (d. i. räuchern) wollen, mit dem Beine gegen das Kohlenbecken geschlagen und hierbei die glühenden Kohlen teilweise in einen in der Nähe befindlichen Haufen Heede geschleubert habe. Bei der hier in jener Zeit noch allgemeinen Strohhedachung der Häuser und dem Ostwinde verbreitete sich das Feuer von seiner Ursprungsstätte, dem Hofe Nr. 4 auf der Östernstraße, leicht über das ganze Dorf. Der Wind soll die Asche bis Wolfenbüttel getragen haben, wo man ihre Spuren auf der Bleiche deutlich erkennen konnte. — Der betreffende Julius Ehelebensche Hof befindet sich jetzt im Besitze des Schmiedemeisters Bötzel.

Nr. 4. Der Verräter Chr. Künne.

Das jetzt auf der „Häuwe“ stehende Gemeindehaus Nr. 77 stand früher östlich vom Großen Krüge und nördlich von dem jetzt Zanderischen Ackerhofe und wurde vom Gemeinde-Schweinehirten bewohnt.

Dies Haus erinnert an einen Mann, der im Jahre 1809 einen schändlichen Verrat ausübte.

Als nämlich der Herzog Wilhelm von Braunschweig, Sohn des bei Jena gefallenen Ferdinand von Braunschweig-Des, mit seiner schwarzen Schar den kühnen Zug von Böhmen nach der Weser ausführte, nahm er am 29. Juli 1809 Halberstadt mit Sturm ein. Bei seinem Weitermarsche über Dardesheim und Hessen, den er am 30. Juli abends 7 Uhr antrat, kamen zwei seiner Leute vom Korps ab, gelangten in der Dunkelheit der Nacht zur Mühle bei Jilly und baten dort um Schutz vor den „das Schwarze Korps“ unschwärmenden westfälischen Soldaten. Der Müller in der Mühle, namens Christoph Matthias Künne, versprach sie zu verbergen, brachte sie in einen leeren Schweinestall, worin, wie er sagte, sie keiner suchen würde, und verriegelte die Thür von außen.

Künne aber war ein Schurke und ging sofort nach Jilly, um die Eingesperrten zu verraten, wahrscheinlich in der Erwartung, dafür einen namhaften Judaslohn zu erhalten. Bald kehrte er mit westfälischen Soldaten zurück, die denn die Schwarzen aus ihrem Versteck holten und nach Blankenburg brachten, wo sie darauf als Hochverräter erschossen wurden.

Man erzählte später, daß sie ihrem Verräter gewünscht hätten, die Läufe möchten ihn bei lebendigem Leibe auffressen und neun nachfolgende Besitzer sollten in der Mühle kein Glück und keine Ruhe haben.

Was letzteres anbetrifft, so konnten und können darüber nur die Betreffenden entscheiden, doch kann vermerkt werden, daß die Mühle im

Laufe des 19. Jahrhunderts vielleicht schon mehr als neunmal den Besitzer gewechselt hat.

In bezug auf den Fluch über den Müller Künne kann nicht geleugnet werden, daß er sich in buchstäblicher Weise erfüllt hat.

Von der Mühle zog Künne nach Rohrheim, woselbst er das Gemeindebachhaus pachtete. Dabei hatte er Glück, so daß er oft prahlerisch behauptete, soviel harte Taler zu besitzen, daß er sie mit dem Bierfaß (ein sechstel Scheffel, etwa 9 Liter) messen könne. Später zog er in das Haus neben der Pfarre (jetzt Nr. 41) und betrieb einen kleinen Materialwaren- und Schweinehandel. Aus nicht mehr bekannten Gründen verlor er aber bald sein ganzes Vermögen und mußte als Obdachloser in das Gemeindegirtenhaus aufgenommen werden. Doch wollten die dortigen Insassen wegen seines Ungeziefers ihn nicht lange im Hause dulden. Deshalb schied man von demselben ein kleines Gemach ab, zu dem eine besondere Tür von außen führte, und welches nur ein aus einer einzigen Scheibe bestehendes Fenster hatte. Durch dieses Fenster wurde ihm von mitleidigen Leuten das Essen gereicht. Meistens aber lebte er von den Frühstückresten der Schulkinder, die sie ihm auf dem Heimwege von der Schule in sein Fenster warfen. Nur an sonnigen und warmen Tagen kam er auf längere Zeit aus seinem sogenannten „Kabus“, um sich an der Sonne zu erwärmen und sich einigermaßen von seinem zahllosen Ungeziefer zu befreien.

Künne starb 1840, 58 Jahre alt, als ein von der Menschheit Ausgestoßener. Noch lange Jahre nach seinem Tode war hier sein Name ein Schreckmittel für die Kinder.

Männliche Nachkommen hinterließ er nicht, nur zwei Töchter, die ihn auch hatten verlassen und sich ihren Unterhalt bei anderen Leuten suchen mußten, aber rechtschaffen und unbefcholten blieben.

Nr. 5. Die Ermordung der Frau Brandes und ihrer Kinder.

Die beiden Häuser unter den jetzigen Nummern 96 und 97 bildeten ehemals einen Halbspännerhof. Der letzte Besitzer, Wilhelm Scheller, Sohn des Schulzen Scheller, verheiratete sich nach Vogelsdorf, wohin auch seine Mutter mitzog. Das Wohnhaus wurde darnach von Mietzleuten bewohnt, und zwar von dem Schuhmacher Heinrich Geffert und der Frau des Schäfers Christian Brandes. Dieser aus Beltheim stammende und dort erzogene Mensch war in Söllingen bedienstet. Seine Frau stammte von hier. Ihr eheliches Verhältnis war trübe, denn er hielt sich in Söllingen mit anderen Frauenpersonen, weshalb auch schon eine Ehescheidung beabsichtigt wurde.

Am Morgen des 5. März 1864 wurde Rauch auf der Schlafkammer der Frau Brandes bemerkt. Da die Kammer von innen verschlossen war, stieg man ins Fenster und fand das Bett teils verbrannt, teils noch glimmend, und die Frau mit ihren Kindern von 5 bez. $\frac{1}{2}$ Jahren tot im Bette, anscheinend erstickt und verbrannt.

Bei näherer Untersuchung ergab sich jedoch, daß diese drei Personen ermordet waren und das Bett angezündet worden war, um alles vom

Feuer verzehren zu lassen, damit jede Spur von der Ermordung verwischt wurde.

Die Vorsehung hat es aber anders gewollt und den Mörder ans Licht gezogen.

Die zwei Tage lang dauernde gerichtliche Untersuchung und Öffnung der Leichen ergab, daß der Stirnknochen der Frau mittelst eines Schlägers strahlenförmig zersplittert worden war, und sich an Hals, Brust, Seiten und Rücken 17 Messerstiche und Schnitte befanden. Die Seitenschnitte ließen erkennen, daß der Mörder in dem Innern mit dem Messer hin- und hergewühlt hatte. Ähnlich waren die Rinder abgeschlachtet. Dem jüngsten war auch der Kopf eingeschlagen, so daß beim Hinlegen auf den Seciertisch die Hirnschale ohne weiteres abfiel.

Das Mordmesser, ein starkes Taschenmesser, fand sich auf der Brust der Frau unter den Kleidern vor. Die Verhandlungen ergaben den untrüglichen Verdacht auf den p. Brandes als Mörder, obgleich er alles leugnete. Derselbe wurde nach Osterwieck ins Gefängnis gebracht, bevor die Leichen beerdigt wurden. Dort machte er im Mai den Versuch, sich durch Öffnung der Pulsadern das Leben zu nehmen, worauf er nach Halberstadt überführt wurde.

Auf dem Wege dahin soll er sich seinem Begleiter als den Mörder bekannt haben. Doch kam es zu keiner Verurteilung, weil er sich am 29. Juli 1864 in seiner Zelle mittelst eines Strides, den er sich aus den Faden seiner aufgelösten Strümpfe hergestellt hatte, erhängte.

Leider ist dadurch manches im Dunkel geblieben, zumal anzunehmen war, daß er bei seiner Tat einen Begleiter gehabt hatte.

Auf seiner nächtlichen Rückreise nach Söllingen sollte er zu einem Knecht in Jerzheim gesagt haben: „Es brennt gut“. Er hatte sich aber in dem Feuer geirrt, denn das Feuer in der Kammer seiner Frau war ja nicht zum Ausbruch gekommen, da das Bett durch das Blut zu feucht geworden war, als daß es durch die unter das Bett gesetzte brennende Lampe zu heller Flamme hätte auflodern können. Was man von Jerzheim sah, waren die brennenden Wirtschaftsgebäude der Schule zu Dardezhheim. —

Nr. 6. Über das Annehmen in hiesiger Gegend.

Davon, daß bei dem in allen Dörfern der Umgegend gebräuchlichen Annehmen manche gemeinnützige und ernste Dinge verabredet und festgesetzt wurden, gibt Pastor Kunze (der Vater des in Rohrshelm von 1861—1872 amtierenden Pastors Kunze) in seiner Geschichte usw. der Ortschaften des Kreises Oschersleben aus Huy-Reinstedt folgendes bemerkenswerte Beispiel.

(Seite 30.) „Zu Huy-Reinstedt versammelten sich die Gemeindeglieder bei Veranlassung aller den Ort betreffenden Begebenheiten, und jährlich besonders dreimal bei Annahme der Gemeinbediener, des Bäckers, der Hirten, des Nachtwächters und der Wahl der Geschworenen, sowie bei Abnahme der Gemeinde- und Kirchenrechnung, welchen Versammlungen auch der Ortsprediger und Schullehrer als Gemeindefschreiber bewohnten.“

„Nach den verhandelten weltlichen Geschäften besprach man sich über die Art und Weise, wie der Veredlung der Gemeinde durch sittliches Verhalten ihrer Einwohner gefördert werden könne, und gab Gesetze, welche dieselben bei Strafe und Buße beobachten mußten. So heißt es im Huh-Meinstedter Gemeindebuche:

„Anno domini 1582 ist von den geschwornen und der ganzen gemeine verwilligt, daß, wehr in der Brantweinszeche unter der predigt sitzt, soll 5 gr. zur straffe geben.

Anno 1603. 6 gr. 6 pf. empfangen von Andreas Lodemann wegen das er hatt die predigt ohne nott versäumet.

1606. 9 gr. empfangen von Hansß Froböse wegen das er hatt beim frehen Bier gezanket.

1607 hat Hennig Michael einen Blinden gespottet und zur straffe gegeben 3 Mgr.

1609. 6 Mgr. von Friße Wöschén, der sein Pferd in Zorn lahm geschlagen.

1609. 5 Mgr. empfangen von Andreas Schattberg, weil er einen fremden Mann im Krüge beschimpft hat.

1611 hat Hennig Michaelis Knecht, Andreas Lulei, die Eggen auf den Rücken gelegt und vor dem Hofe stehen lassen mit den Zaden, darüber des Nachts Hansß Frobösen Ehefrau gefallen und beschädigt ist, hat geben 7 Mgr. zur straffe.

1613 hat Friße Wöschens Knecht, Curd Worderd, in der Fastnacht sich mit einem Hemde verkleidet, die Leute in den Häusern bei der Andacht erschreckt und gestört, auch Andreas Lodemanns Kind also in Grauen und Zittern versetzt, das es den Jammer gekriegt; derwegen er 8 Mariengroschen hat Buße geben.““



